

Us vs. All

–

Sport, Identität und Nationalismus in den USA

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie

an der Ludwig-Maximilians-Universität

München

vorgelegt von

Felix Maier-Lenz

München 2011

Erstgutachterin: Prof. Dr. Ursula Prutsch

Zweitgutachter: Prof Dr. Christof Mauch

Disputation am 1. Februar 2012

Meinen Eltern

Inhalt

I.	Einleitung	3
II.	Von Sport, Geschichte und Sportgeschichte – Theoretische Grundlagen	17

Teil eins: Sport und Nationale Identität in den USA

III.	Building a National Identity on the Field – Sport in den USA	40
	A. The Rise of Sports	41
	B. The Rise of the National Pastime – Baseball	49
	C. The Rise of the Rest	62
	D. The Rise of Contact Ballet – American Football	64
	E. The Rise of the Icons – Basketball	73
	F. Do you believe in Miracles? – Eishockey	84
	G. The Rise of the Soccer Mom – Fußball	91

Teil zwei: Die Olympischen Spiele

IV.	Die modernen Olympischen Spiele	107
	A. Reviving the Ancient Games	108
	B. London 1908 – The Battle of Shepherd’s Bush	120
	C. Berlin 1936 – Die Propaganda-Spiele	128
	D. Mexiko 1968 und München 1972 – The Games must go on!	141
	E. Die Spiele in Bild und Ton – Zeremonien und Fernsehen	148

V.	Cold War Olympics	154
	A. Die Olympischen Spiele im Kalten Krieg	156
	B. Los Angeles 1984 – The Disney Games	171
	C. The Cold War comes to an End	189
VI.	Nach dem Kalten Krieg – Neues Spiel, neue Identität	192
	A. Atlanta 1996 – The Coca-Cola-Games	192
	B. Salt Lake City 2002 – The Stolen, Star-Spangled, Mormon, Healing Games	210
VII.	Schlussbemerkung	228
VIII.	Literatur	233

I. Einleitung

[...] the Olympics have, at various times, afforded the American people considerable opportunities to feel good about their athletic prowess and, thus, about themselves [...].¹

Für die meisten Menschen ist Sport nur ein unwesentlicher Aspekt des eigenen Lebens, eine Randerscheinung. Er kann in Form von als notwendig erachteter körperlicher Übung von gewisser Relevanz sein oder als gern gesehene, aber im Grunde nebensächliche Freizeitbeschäftigung für Abwechslung sorgen. Für viele Menschen ist er sogar gänzlich ohne Bedeutung, oft aufgrund ganz anderer, schwerwiegenderer Alltagssorgen, die das eigene Leben oder das der eigenen Familie betreffen.

Ähnliches gilt für die Konzepte von Nationalismus und nationaler Identität. Die individuelle Lebenserfahrung oder das Wohlergehen der Familie auf der persönlichen Seite oder gar ein instinktives Streben nach globaler Zusammengehörigkeit andererseits sind – nicht zu Unrecht – oft wichtigere Quellen von Zufriedenheit und höhere Ideale als ein nationales Wir-Gefühl.

Und dennoch sind Sport und Nationalismus zwei der emotional am meisten aufgeladenen gesellschaftlichen Themen unserer Zeit. Gerade die Verbindung dieser beiden Elemente, etwa in Form von Länderspielen oder großen internationalen Wettkämpfen, führt oft zu einer sonst im Alltag nur selten spürbaren individuellen und insbesondere gemeinschaftlichen Anspannung und Freude über einen Triumph; oder auch zu Trauer und Wut über eine schmerzliche Niederlage.

Sport für sich genommen zeichnet sich bereits durch zahlreiche Möglichkeiten und Ebenen der Konstruktion persönlicher und gemeinschaftlicher Identität aus. Und dieses Phänomen ist nicht etwa nur ein Nebenprodukt der westlichen Freizeit- und Überflussgesellschaft, sondern es ist global zu beobachten, in allen Ecken und Kulturen dieser Welt.

¹ Alan Bairner, *Sport, Nationalism, and Globalization – European and North American Perspectives* (Albany: State University of New York Press, 2001), 110.

Am 9. Juli 2011 feierten die Bewohner des Südsudan ihre neu gewonnene Unabhängigkeit vom Sudan und somit die Gründung ihres eigenen Nationalstaats. Nur einen Tag später fand im frisch renovierten Juba Football Stadium das erste Spiel der ebenfalls erst zwei Wochen zuvor geformten jüngsten Nationalmannschaft der Welt statt. Knapp 10.000 Fans im Stadion und Tausende weitere im ganzen Land feierten ihr Team und gleichzeitig ihre junge Nation.²

Und bestimmt nicht aus Mangel an Alternativen wurde ausgerechnet ein Lied aus dem Unabhängigkeitskrieg sofort zum Anfeuerungsgesang für die Mannschaft umfunktioniert. Vielmehr drückt eine solche Verknüpfung von politischem und sportlichem Raum die gesellschaftliche Bedeutung aus, die der Sport gerade für ein nationales Zusammengehörigkeitsgefühl haben kann. In einer Kultur, die Jahrzehnte lang vom Norden aus unterdrückt worden war, bot sich ausgerechnet der Sport schon früh als ein offensichtliches Symbol an, die neue nationale Freiheit und Identität gebührend darzustellen.³

Neben dem globalen Phänomen Fußball steht mit den Olympischen Spielen ein internationales Zusammentreffen nationaler Gemeinschaften wie kein zweites singuläres Ereignis stellvertretend für die symbolische und tatsächliche Macht, die Sport in unserer Gesellschaft besitzen kann; nicht nur für gefühlte und gelebte Identitäten, sondern etwa auch als realpolitisches Instrument und Milliardenindustrie in einem greifbaren wirtschaftlichen Sinn.

Die Olympischen Spiele, vor allem die Sommerspiele, sind nicht nur bei uns in Deutschland, sondern weltweit eine der am meisten verfolgten Großveranstaltungen, sowohl vor Ort als insbesondere auch im Fernsehen und den Medien im Allgemeinen.⁴

² Siehe Helen Staude und Björn Zimprich. „Premiere für Südsudans Nationalmannschaft – Fußballfest auch ohne Blätter“, in: *Spiegel Online*, 11. Juli, 2011, <http://www.spiegel.de/sport/fussball/0,1518,773670,00.html> (Zugriff: 12. Juli, 2011).

³ Siehe Staude, „Premiere für Südsudans Nationalmannschaft“.

⁴ Die Eröffnungszeremonie der Spiele von Peking 2008 sahen Schätzungen zufolge etwa 2 Milliarden Menschen weltweit im Fernsehen. Siehe The Nielsen Company, „Beijing Olympics Opening Ceremony: Over 2 Billion Viewers Tune In“, *The Nielsen Company*, http://enus.nielsen.com/content/nielsen/en_us/news/news_releases/2008/august/beijing_olympics_opening.html (Zugriff: 25. Oktober, 2010).

Auch im weiteren Verlauf waren die Spiele von Peking die meistgesehenen der olympischen Geschichte. Mit knapp 4,4 Milliarden Menschen sahen cirka zwei Drittel der Weltbevölkerung

In den USA kann sich der jeweilige ausstrahlende Sender über enorm hohe Einschaltquoten freuen. Fast 40 Millionen Amerikaner⁵ sahen sich beispielsweise die Übertragung der Eröffnungszeremonie der Olympischen Sommerspiele von Atlanta 1996 im Fernsehen an, 2004 in Athen waren es trotz der für die Amerikaner ungünstigen Uhrzeit immerhin über 25 und 2008 in Peking wieder fast 35 Millionen Zuschauer. Die durchschnittliche Einschaltquote der Pekinger Spiele lag in der Folge bei fast 28 Millionen. 24 Jahre zuvor, bei den Sommerspielen 1984 im heimischen Los Angeles, lag die durchschnittliche Einschaltquote noch bei 16,3 Millionen.⁶

Das Interesse der amerikanischen Öffentlichkeit an den Olympischen Spielen ist mit anderen Worten nicht nur konstant groß, sondern hat sich tendenziell sogar erhöht. Das lässt sich auch anhand der steigenden durchschnittlichen Kosten für Fernsehwerbung während der Spiele belegen. Während ein 30-sekündiger Werbespot bei NBC⁷ in Atlanta 1996 noch circa 250.000 Dollar kostete, so hatten sich diese Ausgaben zehn Jahre später in Turin um knapp 40 Prozent auf circa 350.000 Dollar erhöht.⁸ Eine solche Preissteigerung ist nur möglich, wenn das Interesse der Zuschauer in ähnlichem Maße ansteigt oder zumindest ein konstant hohes Niveau beibehält.

Wenn man sich nun die Sportkultur der USA vor Augen hält, die sich in erheblichem Maße von fast allen anderen westlichen Sportkulturen unterscheidet – insbesondere darin, dass nicht Fußball der dominante nationale Sport ist, sondern das Triumvirat Baseball, Basketball und Football (und mit Abstrichen Eishockey) –, stellen sich in Bezug auf die jüngere Geschichte des Landes einige Fragen.

zumindest einen Teil der Spiele im Fernsehen. Siehe „Beijing Olympics most watched Games at 4.4 bn“, in: *The Economic Times*, 24. August, 2008.

⁵ Im Verlauf dieser Arbeit bezeichnet „Amerikaner“, „Amerika“ oder „amerikanisch“ – wenn nicht anders gekennzeichnet – die Bürger der USA beziehungsweise das Land selbst. Insofern bitte ich alle anderen Amerikaner, denen diese Bezeichnung natürlich ebenso gebührt, um Nachsicht.

⁶ Siehe *The Nielsen Company*, http://blog.nielsen.com/nielsenwire/media_entertainment/2004-athens-olympics-us-primetime-historical-ratings/ (Zugriff: 25. Oktober, 2010).

⁷ National Broadcasting Company.

⁸ Siehe „Olympics Advertising Rates Up 40% In Last Decade“, *Nielsen Wire*, http://blog.nielsen.com/nielsenwire/media_entertainment/olympics-advertising-rates-up-40-in-last-decade/ (Zugriff: 20. Juni, 2011).

Warum überhaupt interessieren sich die Amerikaner im heutigen politischen Kontext noch in diesem Maße für die Olympischen Spiele? Ging es nicht über Jahrzehnte nur darum, dadurch eine Plattform zu haben, auf der man sich, mehr oder weniger friedlich, mit dem politischen Gegenspieler, der UdSSR, messen konnte? Waren die Spiele nicht während des gesamten Kalten Krieges ein Ausläufer der Politik, in dem Ost und West in einzigartig sichtbarer Weise aufeinander trafen? Und ist es daher nicht überraschend, dass das Interesse an den Spielen nach dem Ende des Kalten Krieges nicht deutlich zurückging, sondern sich im Gegenteil noch verstärkte?

Wenn es um das Verhältnis des amerikanischen Sportfans zu den Olympischen Spielen und dem Ende des Kalten Krieges geht, sollte man sich über ein bestehendes Dilemma, das sich ab den 1990er Jahren ergab, bewusst werden: Durch den Zerfall der UdSSR verschwand mit einem Schlag auch *der* sportliche Gegenspieler der USA der letzten 40 Jahre. Folgende Episode versucht die gesellschaftliche Tragweite dieses Problems zu verdeutlichen:

Im Vorfeld der Winterspiele von Vancouver 2010 fragte TV-Comedian Stephen Colbert den Sportjournalisten Al Michaels, was sein persönlich größter Moment in der Geschichte der Winterolympiade⁹ gewesen sei. Dieser antwortete: das *Miracle on Ice*, der Sieg der amerikanischen Eishockey-Mannschaft über die UdSSR und der damit verbundene anschließende Goldmedaillengewinn 1980 in Lake Placid. Colbert stimmte zu und sagte, das sei genau das, was man heutzutage vermisse. Damals im Kalten Krieg habe es die großen, greifbaren Bedrohungen gegeben, die von jenen Ostblocknationen ausgingen, die an der Olympiade teilnahmen. Das bedeutete, man konnte die Kriege gegen diese Nationen, die auf dem tatsächlichen Schlachtfeld nie stattfanden, stattdessen auf dem Spielfeld austragen. Michaels bejaht das und sagt, man könne ja nicht gegen al-Qaida spielen und er wisse nicht, wer derzeit im Sport die Rolle des Staatsfeindes einnehmen könnte. Colbert schlägt letztendlich vor, al-Qaida mit einer Mannschaft antreten zu lassen, zum Beispiel im Bobfahren. Am Ende der Eisbahn

⁹ Der Begriff „Olympiade“ beschreibt tatsächlich den vierjährigen Zyklus, in dem die (Sommer)sportspiele stattfinden. Im Alltag wird „Olympiade“ aber auch oft synonym zum Begriff „Olympische Spiele“, also dem eigentlichen sportlichen Wettbewerb, benutzt. Auch in der vorliegenden Arbeit wird dies mitunter, wenn nicht anders gekennzeichnet, der Fall sein.

könnte man in diesem Fall eine lodernde Feuergrube errichten, die sowohl das sportliche als auch das politische „Problem“ lösen würde.¹⁰

Wenn, wie es diese zynische und natürlich überspitzt formulierte Darstellung ausdrückt, die Spiele hauptsächlich ein sportlicher Zweikampf mit dem großen politischen Feindbild waren, wie ist es dann zu erklären, dass die Olympischen Spiele auch heutzutage noch Rekordeinschaltquoten in den USA erreichen? Gibt es vielleicht ein neues Feindbild, das die Sowjetunion abgelöst hat? Wenn dem so ist, ist es vielleicht das sozialistische China? Und geht es in diesem Fall eventuell heute weniger um politische und ideologische Unterschiede als vielmehr um den Zweikampf zweier der wichtigsten Wirtschaftsmächte der Erde?

Oder ist es vielmehr eine Tatsache, dass es eben kein konkretes Feindbild mehr gibt im Sport? Politisch und ideologisch definierten sich die USA während des Kalten Krieges als demokratischer, westlicher Vorreiter gegenüber dem kommunistischen „Bösen“, und diese Selbstdefinition übertrug sich auf die Sportwelt. So wurde der stilisierte Zweikampf mit der UdSSR bei den Olympischen Spielen zu einem zentralen Aspekt amerikanischer Identität. Und diese Identität ging mit dem Zerfall des Ostblocks relativ plötzlich verloren.

In diesem Sinn lässt sich das Interesse der Öffentlichkeit und die Art und Weise der Inszenierung der Spiele also möglicherweise damit erklären, dass durch eine globale Überlegenheit auf dem Sportfeld die durch das Ende des Kalten Krieges verloren gegangene Identitätsquelle wiederhergestellt, beziehungsweise ersetzt werden kann. Geht es den Amerikanern mit anderen Worten heute also gar nicht darum, wer auf dem Sportplatz besiegt wird? Geht es am Ende nur um den Sieg des Siegens willen? Und ist der erste Platz im Medaillenspiegel ein selbst bestätigender Ausdruck dafür, dass die USA wahrhaftig das großartigste Land der Welt sind, beziehungsweise sich als solches sehen?

In einem Land, dessen Sportkultur – im Gegensatz zur Sportkultur der meisten anderen Staaten – in extremer Weise nach innen ausgerichtet ist¹¹, braucht es nach

¹⁰ Siehe „The Colbert Report“, Season 06, Episode 24 (11. Februar, 2010).

dieser Überlegung zumindest einen Bereich, ein großes Event, in dem man der Welt beweisen kann, das man die Nummer Eins ist. Baseball, Football und Basketball sind uramerikanische Sportarten, Eishockey immerhin ebenfalls eine nordamerikanische Erfindung. Auch wenn sich diese dreieinhalb großen Sportarten der USA¹² in einer globalisierten Welt immer weiter verbreiten (und Einflüsse von außen erhalten), unterscheidet sich die Sportkultur noch immer erheblich von denen, die etwa Fußball oder Cricket als Nationalsport besitzen. Während vor allem in den Fußball-Nationen zwar auch die nationalen Ligen und Turniere erhebliche Bedeutung haben, ist diese doch meistens dem internationalen Wettkampf untergeordnet. Dies gilt sowohl für internationale Vereinsmeisterschaften als auch besonders den Wettkampf zwischen Nationalmannschaften und vor allem in Hinsicht auf eine landesweit erlebte nationale Emotionalisierung.

In den USA und ihren dreieinhalb großen Sportarten ist das gänzlich anders. An erster Stelle steht unangefochten die jeweilige heimische Liga. Kein amerikanischer Basketballspieler würde einen nationalen Meisterring gegen einen Weltmeisterschaftstitel tauschen, kein Eishockeyspieler ist glücklich darüber, an der WM teilzunehmen statt an den jedes Jahr zur gleichen Zeit laufenden Playoffs¹³ um den Stanley Cup¹⁴. In Football und Baseball sieht die Lage noch extremer aus: Während es im Football de facto keine Länderspiele mit amerikanischer Beteiligung gibt, stellen die USA im Baseball immerhin ein aus Reserve- und Collegenspielern bestehendes Nationalteam, das regelmäßig gegen karibische Baseballnationen unterliegt. Aber das Interesse der amerikanischen Sportfans an diesen Veranstaltungen ist, milde gesagt, überschaubar.

¹¹ Diese Behauptung gründet in erster Linie auf der Tatsache, dass gerade die beiden traditionell großen amerikanischen Nationalsportarten, Baseball und Football, de facto keine bedeutsamen internationalen Vergleiche zwischen den USA und anderen Nationen anbieten. Ebenso wie im Eishockey und Basketball zählt die inneramerikanische Liga für Athleten wie Sponsoren und Fans deutlich mehr als internationale Turniere.

¹² Was den Begriff „dreieinhalb Nationalsportarten“ angeht, orientiere ich mich an Andrei S. Markovitz und Steven L. Hellerman, *Im Abseits – Fußball in der amerikanischen Sportkultur* (Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlag, 2002). Hier werden American Football, Basketball und Baseball aufgrund ihrer landesweit dominanten gesellschaftlichen Bedeutung als die „ganzen“ Nationalsportarten bezeichnet, während Eishockey zwar nur in einigen Regionen eine ebenso hohe Wichtigkeit genießt, allerdings ebenfalls landesweit große mediale Aufmerksamkeit erfährt.

¹³ „Playoffs“ bezeichnen die nach einer Meisterschaftsrunde ausgetragenen Ausscheidungsspiele, an deren Ende der Meister gekürt wird.

¹⁴ Der „Stanley Cup“ ist die Trophäe, die dem Meisterteam der National Hockey League (NHL) jedes Jahr verliehen wird.

Und so bleiben im Grunde nur die Olympischen Spiele übrig, um der Welt zu zeigen, dass man auch im Sport die größte und beste Nation ist. Aller Nationalismus, der im Sport mitgeführt wird, drückt sich in den USA demnach bei den Olympischen Spielen aus. Während andere Länder ihren Nationalstolz auf viele verschiedene Sportarten und internationale Events verteilen, haben die USA trotz und wegen ihrer besonderen nationalen Sportkultur – die im Verlauf der vorliegenden Arbeit aufgezeigt werden soll – hauptsächlich diesen einen Ausgang.

Natürlich mutet der Super Bowl¹⁵ oder überhaupt jegliches größeres Sportevent in den USA auf uns wie ein Ausdruck nationalistischen Gebarens an. Aber man sollte hier, vereinfacht ausgedrückt, nicht Nationalismus mit Patriotismus verwechseln. Im Nationalismus, definiert als individueller politischer Orientierung, geht es darum, die eigene Überlegenheit gegenüber anderen Ländern zu zeigen. Im Super Bowl spielen andere Länder überhaupt keine Rolle. Es handelt sich um ein rein amerikanisches Sportprodukt, während dessen mit viel Patriotismus und Stolz natürlich auch die eigene Nation gefeiert wird. Aber es gibt hier keinen Vergleich, kein Messen mit einer anderen Nation. Das gibt es in großem Maße nur bei den Olympischen Spielen, wie folgender Auszug aus der *Deseret News* aus dem Vorfeld der Spiele von Salt Lake City 2002 ebenfalls zum Ausdruck bringt:

Enlisting blockbuster athletic events as a platform for super patriotism has plenty of precedent: the World Series, the Super Bowl and the endless college bowl games. But none of them can equal the Olympics for end-to-end theater and soap opera enmities. None of them approach the Olympics in those memorable moments of human grandeur and sacrifice. Nothing else gives you this same nations-in-collision tableau and nothing, of course, comes close to that TV audience of 3 billion people.¹⁶

Was Horst Schellhaaß in Bezug auf (europäische) Länderspiele sagt – nämlich, dass sie in „einzigartiger Weise das [...] wichtige Motiv der sozialen

¹⁵ Finale der Football-Saison in der NFL, der National Football Association.

¹⁶ Jim Klobuchar, „Games evolve from fist to flag“, in: *Deseret News*, 08. Februar, 2002.

Interaktion“¹⁷ zwischen Nationen erfüllen – kann man im Fall der USA also auf die Olympischen Spiele übertragen. Nur hier werden regionale Antipathien, die einzelne Gruppen oder Individuen gegenüber Vereinen oder Sportlern haben, ausgeblendet und es kann ein nationaler Zusammenhalt entstehen. Neben dem ökonomischem Wert, also etwa der Möglichkeit hoher Fernseh- und Werbeeinnahmen, bieten die Spiele also auch einen reichhaltigen Nährboden für amerikanisch-nationalistische Auswüchse.

Zunächst soll in der vorliegenden Arbeit also die These belegt werden, dass es ebendiese erwähnten Besonderheiten der amerikanischen Sportkultur sind, die den Olympischen Spielen erst eine erhöhte Wichtigkeit für die Darstellung amerikanischer Identität und amerikanischen Nationalismus verschafft haben. Im weiteren Verlaufe soll dann ebenfalls dargestellt werden, dass sich durch das Ende des Kalten Krieges nicht nur politisch, sondern auch im Sport eine Veränderung der amerikanischen Identität vollzogen hat: Statt des West-Ost-Konfliktes mit einem klaren Feindbild („Us vs. Them“¹⁸) definiert sich die internationale Komponente der amerikanischen Sportwelt heute über eine Art Wir-gegen-Alle-Modell und auch diese Veränderung erklärt die gestiegene Bedeutung der Olympischen Spiele für die amerikanische Gesellschaft. Am besten erkennbar ist diese Rolle der Olympiaden bei den in dieser Periode in den USA selbst ausgetragenen Spielen, also Los Angeles 1984, Atlanta 1996 und – mit Abstrichen, da es sich um Winterspiele handelt – Salt Lake City 2002. In diesen Fällen muss man sich nämlich nicht nur auf amerikanische Berichterstattung und Sportler konzentrieren, sondern bekommt zusätzlich einen Einblick in die heimischen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Einflüsse, die die Austragung, beziehungsweise Inszenierung der Olympischen Spiele maßgeblich beeinflussen.

¹⁷ Horst M. Schellhaab, „Können Nationalmannschaften im ökonomisierten Sport überleben?“, in: Markus R. Friederici, H.-D. Horch und Manfred Schubert (Hg.), *Sport, Wirtschaft und Gesellschaft* (Schorndorf: Verlag Karl Hofmann, 2002), 207.

¹⁸ Während des Kalten Krieges wurde in der amerikanischen Politik, vor allem aber auch in der Kultur und vielen anderen Bereichen des öffentlichen Lebens, die Angst vor „den Anderen“ geschürt. Dabei handelte es sich nicht nur explizit um die Sowjetunion, sondern auch um allgemein als „unamerikanisch“ erachtete Personen und Aktivitäten. Der Begriff „Us vs. Them“ stand oft stellvertretend für diese generelle gesellschaftliche Angst. Vor diesem Hintergrund ist auch die in dieser Arbeit vorgenommene Titelwahl zu betrachten, da „Us vs. All“, wenn auch grammatikalisch nicht ganz korrekt, auf die sich verändernde Haltung der Amerikaner zur eigenen Identität und Abgrenzung zum Rest der Welt anspielt.

Natürlich sind sowohl der amerikanische Sportraum als speziell auch die Olympischen Spiele keine von der Wissenschaft vernachlässigten Bereiche mehr. Die Arbeiten von Jeffrey Hill¹⁹ oder Joseph Maguire²⁰ bieten gute Fallstudien über die Verbindung von Sport und Politik im Allgemeinen. Allen Guttmann hat in seinen vielfältigen Werken unter anderem die Bedeutung der Olympischen Spiele in einem größeren geopolitischen Rahmen herausgearbeitet²¹ und Alan Bairner und Gyoza Molnar haben zuletzt einen hervorragenden Sammelband über die Politik um die Olympischen Spiele publiziert.²² Andrei Markovitz und Steven Hellerman schließlich haben einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Besonderheit des amerikanischen Sportraumes, besonders in Bezug auf den globalen Sport Fußball, geliefert.²³ Und dies sind natürlich nur einige Beispiele der akademischen Untersuchung von Sport in unserer Gesellschaft.

Dennoch bietet die vorliegende Arbeit nicht nur eine Synthese dieser verschiedenen Ebenen an, sondern ermöglicht einen neuen Blick auf die Rolle von Sport in der amerikanischen Gesellschaft und Identität. Allein schon die Erkenntnis, dass die Bedeutung der Olympischen Spiele für die Identität der USA aus der Besonderheit der amerikanischen Sportkultur entspringt, ist ein neuer Ansatz der Interpretation. Im Verlauf der Arbeit soll gezeigt werden, dass es insbesondere die Zusammensetzung des Sportraumes aus den dreieinhalb Nationalsportarten des Landes war und ist, die zum einen selbst eine Quelle nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls darstellt, zum anderen aber auch die Olympiade als weitere wichtige Quelle direkt bedingt.

Im zweiten Teil der Arbeit, der Analyse der Olympischen Spiele weltweit und in den USA, soll diese neue Sichtweise auf die Rolle der Spiele nicht nur anhand von Fallbeispielen verdeutlicht werden, sondern auch deren nach dem Ende des Kalten Kriegs sogar wichtiger gewordene Bedeutung für das amerikanische Überlegenheitsgefühl dargestellt werden. Auch hierbei handelt es sich um einen

¹⁹ Siehe Jeffrey Hill, *Sport in History – An Introduction* (London: Palgrave Macmillan, 2011).

²⁰ Siehe Joseph Maguire, *Global Sport – Identities, Societies, Civilizations* (Cambridge: Polity Press, 1999).

²¹ Siehe zum Beispiel Allen Guttmann, *The Olympics – A History of the Modern Games* (Champaign: University of Illinois Press, 2002).

²² Siehe Alan Bairner und Gyoza Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics – A Survey* (London: Routledge, 2010).

²³ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*.

neuartigen Ansatz auf dem Gebiet der kulturgeschichtlichen Analyse von Sport in der amerikanischen Gesellschaft.

Während unter (Sport-)Historikern in den USA vor allem im Verlaufe des 20. Jahrhunderts mehrheitlich Themen behandelt wurden, die die klassischen Diskurse *race*, *class* und *gender* betrafen, bietet das Feld der nationalen Identität und ihrer Inszenierung in den USA noch immer viel ungepflügten Platz zur wissenschaftlichen Bearbeitung. Die vorliegende Arbeit soll daher einen Beitrag leisten, diese thematische Lücke zu füllen.

Methoden

Um erfassen zu können, wie sich der amerikanische Nationalismus, beziehungsweise das Empfinden nationaler Identität, bei den im eigenen Land ausgetragenen Olympischen Spielen seit Los Angeles 1984 entwickelt hat, muss man natürlich messbare Vergleiche ziehen. Zu diesem Zweck werden in der vorliegenden Arbeit insbesondere die amerikanischen Medien, die über die jeweiligen Spiele – also neben L.A. 1984 auch Atlanta 1996 und Salt Lake City 2002 – berichteten, miteinander verglichen und besonders auf nationalistische Symbolik und Rituale, vor allem aber auf Hinweise der Konstruktion nationaler Identität hin untersucht. Sowohl die Printmedien als besonders auch die Fernsehstationen, die die Rechte an der Austragung der Spiele besaßen, liefern ein eindrucksvolles Bild darüber, welche Stimmungen auf der einen Seite bei den Zuschauern vorhanden waren, und andererseits natürlich auch von den Medien transportiert oder gar implementiert werden sollten. Zur Fokussierung und Gewährleistung der Vergleichbarkeit zwischen den Spielen beschränke ich mich größtenteils auf die Zeiträume der Spiele selbst. Das bedeutet also im TV-Bereich die Übertragungen vom Eröffnungs- bis Schlusstag und in den Printmedien vom Eröffnungstag bis zum Montag nach Ende der jeweiligen Spiele.

Aber Zeitgeist und nationale Identität drücken sich nicht nur in den Medien aus. Auch die Ausrichter der Spiele, die Sportler selbst, die Fans, die Wirtschaft und nicht zuletzt die Politik der jeweiligen Zeit geben Aufschluss darüber, in welcher Form der Ausdruck von Nationalstolz bei den drei in dieser Arbeit dargestellten

Olympiaden präsent war. Diese Ebenen werden demnach ebenfalls miteinander verglichen.

Sport darf hierbei nicht einzig als ein von anderen gesellschaftlichen Mächten geformtes Phänomen betrachtet werden. Natürlich ist es wahr, dass Sport und die Bedeutungen, die er annimmt, oft von der Politik, Wirtschaft oder demographischen Begebenheiten beeinflusst sind. Aber man darf nicht übersehen, dass Sport selbst auch richtungweisende Einflüsse darauf haben kann, wie Menschen denken und handeln. Sport ist also nicht nur ein Spiegel einer Gesellschaft, sondern durchaus ein Kulturgut mit ideologischer Signifikanz.²⁴

Neben der Analyse der eben genannten Primärquellen wird natürlich auch eine umfassende hermeneutische Bearbeitung der zum Thema vorhandenen Sekundärliteratur vorgenommen. Dadurch können insbesondere historische Rahmenbedingungen und politische Gegebenheiten der unterschiedlichen Epochen dargestellt werden und mit den gefundenen empirischen Ergebnissen verbunden werden.

Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass bei einer Arbeit über gesellschaftliche Identität – sei sie national, regional oder wie auch immer gestaltet – nie die eigene, individuelle Identität ausgeblendet werden kann. Dass Sport und Nationalismus möglicherweise zwei der emotionalsten Themen unserer modernen Welt darstellen, liegt zu großen Teilen eben gerade daran, dass so viele Menschen über den Sport ein persönliches Verhältnis zu gemeinschaftlicher Identität entwickelt haben.

Ein solches individuelles Verhältnis beginnt zumeist im Bereich regional-lokaler Identität. Ein persönliches Beispiel wäre die badisch-schwäbische Eishockey-Rivalität zwischen dem EHC Freiburg und Schwenninger ERC, die mir Anfang der 90er Jahre ein erstes Gefühl von regionaler Zusammengehörigkeit und Abgrenzung von einem klar definierten Gegner gegeben haben. Im Laufe der Jahre kamen nationale (Fußball-)Rivalitäten hinzu, bei denen man fast

²⁴ Siehe Jeffrey Hill, *Sport in History*, 6.

zwangsläufig zu der einen oder anderen Seite Farbe bekennen musste, selbst wenn man sich rein geographisch mit keiner der beteiligten Seite identifizieren konnte. Und parallel dazu entwickelte sich schließlich die Identifikation mit den deutschen Nationalmannschaften und deutschen Sportlern im internationalen Wettkampf.

Natürlich sind einem als Kind all die sozialen, kulturellen und politischen Implikationen, die Sport mit sich führen kann, kaum bewusst. In erster Linie geht es natürlich darum, als Fan Spaß zu haben am Erfolg der eigenen Mannschaft. Gerade dieser Spaß und, was mindestens genauso wichtig ist, auch die Enttäuschung über Misserfolg, resultieren aber von Anfang an aus der, wenn auch unbewussten, Identifikation nicht nur mit der jeweiligen Mannschaft, sondern der gesamten Gruppe von Menschen, die deren Fans darstellen.

Eine solche gemeinschaftliche Identität kann einen Menschen bereichern und durch das Mitfiebern bei sportlichen Ereignissen eine beeindruckende Quelle an Freude und Zufriedenheit bieten; oder, wie Alan Bairner sagt: „[...] national identities, at their best, make the world a more interesting and joyous place.“²⁵

Dazu ist allerdings auch ein gewisses Maß an Reflektion nötig. Nur wenn man – nicht unbedingt in der Hitze des Gefechts im Stadion, aber eventuell in einer ruhigen Minute vor und nach Spielschluss – hin und wieder eine emotionale Auszeit nimmt und sich der positiven wie negativen Auswirkungen einer solch extrem starken persönlichen Verbindung bewusst wird, verhindert man, dass Sport mehr wird als das, was er ist: nämlich nur ein Spiel. Schafft man im Gegenteil diesen Abstand nicht, so entstehen genau die Gefahren, die die Verbindung von Sport und (nationaler oder regionaler) Identität mit sich bringt: chauvinistischer Nationalismus, Hooliganismus und generell Gewalt im Sport.

Nichtsdestoweniger bleibt festzuhalten, dass es gerade ritualisierte Rivalitäten und konstruierte Feindschaften sind, die den Aufbau von Sportkulturen und

²⁵ Bairner, *Sport, Nationalism, and Globalization*, 16.

gemeinschaftlichen Identitäten bedingen. Markovitz und Rensmann erläutern diesen Punkt anschaulich:

Despite their occasional ugliness, is it [the] rivalries that form the essence of all sports whose raison d'être, after all, is unscripted competition. Rivalries may create hatred for opponents but, if anything, they enhance appreciation for the sport – which comprises such a convenient and mutually shared medium for such hatreds – thereby reinforcing the universal character of sports languages.²⁶

Aufbau

Die vorliegende Arbeit ist, im Anschluss an eine einführende Erläuterung von Begriffen und Theorien (Kapitel II), in zwei Bereiche unterteilt. Im ersten Abschnitt (Kapitel III) wird Sport in einem amerikanischen Kontext behandelt. Das bedeutet, dass hier auf die Entwicklung des modernen Profisports in den USA und die daraus resultierende Bedeutung des Sports für die amerikanische Gesellschaft, Politik und Identität eingegangen wird. Nach einer Beschreibung der Sporthistorie soll diese Bedeutung durch die Betrachtung von mehreren zentralen Beispielen verdeutlicht werden. Diese sollen das Verhältnis der dreieinhalb großen Nationalsportarten zueinander wie auch etwa zum international so wichtigen Fußball erklären.

Während weite Teile der vorliegenden Arbeit allem voran das Thema nationaler Identität im internationalen Sport behandeln, bietet dieses Kapitel auch Gelegenheit, andere wichtige Identitäten zu betrachten, die durch Sport in einer Gesellschaft – und speziell in der amerikanischen – gefördert werden können. Basketball etwa dient als Transportmittel für die Einführung afroamerikanischer Kultur in den *mainstream* der USA. Und die frühe Phase modernen Sports sowie der American Football mit seiner vor allem auf Männlichkeit bedachten Funktion stehen dem Fußball in den USA gegenüber, der sich mit Mühe von seinem Image als Frauen- und Kindersport zu lösen versucht.

Vor allem aber soll in Kapitel III die Besonderheit der amerikanischen Sportkultur herausgehoben werden und damit gleichzeitig die für die nationale Identität im

²⁶ Andrei S. Markovitz und Lars Rehmann, *Gaming the World – How Sports are Reshaping Global Politics and Culture* (Princeton: Princeton University Press, 2010), 50.

Vergleich zu vielen anderen Staaten erhöhte Bedeutung der Olympischen Spiele bewusst werden.

Der zweite Bereich der vorliegenden Arbeit behandelt die Spiele selbst. Zu Beginn des zweiten Abschnitts (Kapitel IV) werde ich auf die Rolle dieser Olympischen Spiele in einem globalen Kontext eingehen. Die Geschichte der modernen Olympiade sowie deren Verflechtungen mit der Weltpolitik sind wichtige Grundvoraussetzungen, um die Bedeutung Olympias für die USA verständlich zu machen.

Um eben diesen letztgenannten Punkt wird es schließlich in den Kapiteln V und VI der Arbeit gehen: die Olympischen Spiele sowie deren symbolträchtige Inszenierung in den USA und durch die USA. In diesem finalen und zentralen Bereich der Arbeit geht es im Speziellen um die sich verändernde Bedeutung Olympias in den USA vor und nach dem Ende des Kalten Krieges.

II. Von Sport, Geschichte und Sportgeschichte – Theoretische Grundlagen

Einige Begriffe und Theorien werden im Folgenden zentrale Rollen einnehmen und sollen deshalb an dieser Stelle kurz erläutert werden.

Moderner Sport

Was die Definition des modernen Sports angeht, orientiert sich die vorliegende Arbeit am theoretischen Modell von Allen Guttman. Der Historiker unterscheidet in *From Ritual to Record* zunächst Sport im Allgemeinen von Spiel, um dann im weiteren Verlauf den modernen Sport als ein distinktiv englisches Produkt aus dem frühen 19. Jahrhundert zu definieren, das sich aufgrund mehrerer Faktoren von jeglicher Form des vormodernen Sports unterscheiden lässt. Die Abhebung Sports vom Spiel verdeutlicht Gutmans folgende Grafik:



Demnach machen den Sport also seine Organisation, der Wettbewerb, sowie die körperliche Komponente aus, und unterscheiden ihn auf diese Weise sowohl vom unorganisierten Spiel als auch von zwar organisierten, aber nicht körperlichen Wettbewerben wie etwa Schach und Kartenspiele.

Die sieben Charakteristika, die Guttman schließlich als definierende Faktoren des modernen Sports beschreibt, sind „secularism, equality, specialization of roles, rationalization, bureaucratic organization, quantification, and the quest for records“.²⁸ In *From Ritual to Record* kann man zu jedem dieser Punkte eine ausführliche Analyse des Autors nachlesen, für die vorliegende Arbeit werde ich mich aber auf die von Guttman in seinem späteren Werk *Games and Empires* selbst vorgenommene Kürzung beschränken:

²⁷ Allen Guttman, *From Ritual to Record – The Nature of Modern Sports* (New York: Columbia University Press, 1978), 9.

²⁸ Ebd., 16.

1. *secularism*: despite their tendency to become ritualized and to arouse strong emotions, modern sports are not related – as premodern sports often were – to some transcendent realm of the numinous or sacred;
2. *equality*: modern sports require, at least in theory, that no one be excluded from participation on the basis of ascriptive traits (such as race or ethnicity) and that the rules of the game be the same for all participants;
3. *bureaucratization*: modern sports are typically governed neither by priestly conclaves nor by ritual adepts but rather by national and transnational bureaucracies [...];
4. *specialization*: many modern sports have evolved, like rugby, soccer, baseball, and American football, from earlier, less differentiated games, and many, like cricket, baseball, and football, have a gamut of specialized roles and playing positions;
5. *rationalization*: the rules of modern sports are constantly scrutinized and undergo frequent revision from a means-ends point of view; athletes train specifically, employ technologically advanced equipment, and strive for the most efficient employment of their skills;
6. *quantification*: in modern sports, as in almost every other aspect of our lives, we live in a world of numbers; the „stats“ have become an apparently indispensable part of the game;
7. *the obsession with records*: the unsurpassed quantified achievement, which is what we mean by „record“ in this uniquely modern passage, is a constant challenge to all who strive to surpass it and thereby to achieve a modern version of immortality.²⁹

Moderner Sport wird also nicht anhand einer spezifischen historischen Chronologie definiert, sondern durch Anwendung dieses distinktiven Sets an Charakteristiken. Außerdem ist er ein ursprünglich englisches Phänomen, das im Anschluss an seine Genese unter anderem durch den Prozess des Kulturtransfers (siehe dazu das Kapitel „Kulturtransfer“ im Verlaufe dieser Arbeit) den Weg in den globalen Kulturraum gefunden hat. Diese Erkenntnisse sind meiner Meinung nach Voraussetzungen dafür, die gesellschaftliche Bedeutung von Sport nachzuvollziehen.

²⁹ Allen Guttman, *Games & Empires – Modern Sports and Cultural Imperialism* (New York: Columbia University Press, 1994), 2/3.

Sportkultur

Bei der Definition dieses Begriffes folge ich den Ausführungen von Markovitz und Hellerman, nach denen es sich bei der Sportkultur einer Gesellschaft oder eines Landes nicht etwa um die ausgeübten sportlichen Beschäftigungen von vielen Aktiven handelt. Vielmehr bezeichnet der Begriff all das, was die Leute um bestimmte Sportarten herum in Unterhaltungen und Diskussionen aufbauen. Es handelt sich um Sportereignisse, die analysiert, verglichen und in ein historisches Gedächtnis aufgenommen werden. Es handelt sich um die Ereignisse, die, obwohl man selbst gar nicht aktiv beteiligt war, das soziale Umfeld von Menschen bestimmen, sei es durch engagierte Unterhaltungen mit Freunden und Kollegen oder durch wissenschaftliche Auseinandersetzung. Die Sportkultur ist im Grunde das gesellschaftliche Heiligtum der Sportfans, der Passivsportler.³⁰

Sportgeschichte

Die Sportgeschichte ist nach dem Model von Herbert Haag eines der etablierten Theoriefelder der Mutterdisziplin Sportwissenschaft.³¹

Eine wichtige Funktion der Sportwissenschaft besteht darin, die Rolle des Sports in der Gesellschaft zu analysieren, und zwar in einem historischen, gegenwärtigen und zukunftsbezogenen Zusammenhang. Gerade wenn man die immer stärker werdende Internationalisierung von Spiel und Sport sowie die „Entwicklung des Sports zu einem zentralen Teilsystem der Gesellschaft in vielen Ländern der Welt betrachtet, dann lässt sich unschwer erkennen, dass der Sportwissenschaft in Zukunft eine eher noch bedeutendere Rolle zukommt als heute.“³²

Eines der zentralen Themen der zeitgenössischen Sportgeschichte ist die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Sport und Politik. Hier muss man zwischen zwei unterschiedlichen Sichtweisen differenzieren. Zum einen kann man die Sportpolitik eines Landes selbst betrachten, etwa durch Analyse der Wertigkeit, die eine Nation ihren Sportförderprogrammen zugesteht. Zum anderen

³⁰ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Absents*, 37.

³¹ Siehe Herbert Haag, „Zum Selbstverständnis der Sportsoziologie und Sportökonomie als Theoriefelder der Sportwissenschaft“, in: Markus R. Friederici, H.-D. Horch und Manfred Schubert (Hg.). *Sport, Wissenschaft und Gesellschaft* (Schorndorf: Verlag Karl Hofmann, 2002), 131-43.

³² Ebd., 133.

kann man den Beitrag, den Sport zu einem geographisch größeren politischen Prozess liefert, bearbeiten. Ein solcher Beitrag kann auf ein Land begrenzt sein oder internationale Bedeutung haben.³³

Diese letztgenannte Herangehensweise ist sinnvoll, um historische Beispiele zu verdeutlichen, inwiefern Regierungen und andere politische Träger Sport genutzt haben, um eine bestimmte gesellschaftliche Stimmung heraufzubeschwören – sowohl im Inland als auch in der Außenpolitik. Harry Edwards beschreibt die Beziehung zwischen Sport und Politik folgendermaßen: „Most commonly, sportspolitics becomes manifest in the tendency of a society’s established political authority to characterize athletic achievement as demonstrable proof of the adequacy, if not superiority, of prevailing ideological sentiments.“³⁴

Im konkreten Fall der amerikanisch-sowjetischen Feindseligkeit ging es dieser „established authority“ also darum, Kapitalismus und den *American Way of Life* als das optimale gesellschaftliche und politische System zu verteidigen.

Natürlich benutzen beide Seiten eines ideologischen Konflikts den Sport, um ihre Weltanschauung zu verteidigen. So gab und gibt es auch von der Gegenseite ähnlich klingende Äußerungen, die belegen, dass die Einbeziehung von Sport in die Politik kein westliches Phänomen war. James Riordan etwa zitiert eine russische Publikation von 1951: „Each new victory is a victory for the Soviet form of society and the socialist sports system; it provides irrefutable proof of the superiority of socialist culture over the decaying culture of the capitalist states.“³⁵

Wie es Eric Hobsbawm Anfang der 1970er Jahre für das Feld der Sozialgeschichte forderte, muss auch die Sportgeschichte heute dazu genutzt werden, die Prozesse eines sozialen Wandels zu verdeutlichen. Mit Hilfe einer solchen Herangehensweise lassen sich Fallstudien über Sport nutzen, um etwa gesellschaftlich-politische Themen wie *nation building*, Postkolonialismus oder

³³ Siehe Jeffrey Hill, „Sport and Politics“, in: *Journal of Contemporary History*, Vol. 38, No. 3 (Jul. 2003), 355.

³⁴ Harry Edwards, „Sportpolitics: Los Angeles 1984 – the Olympic Tradition Continues“, in: *Sociology of Sport Journal* 1 (1984), 172.

³⁵ James Riordan. *Sport in Soviet Society* (Cambridge: Cambridge University Press, 1977), 364.

Modernisierung zu behandeln. Oder, wie im vorliegenden Fall, sowohl einen internationalen politischen Konflikt als auch die nationale Identitätsbildung eines Staates zu untersuchen.³⁶

Zur Verdeutlichung, warum Sport ein nützliches Feld ist, um größere gesellschaftliche Zusammenhänge zu beleuchten, nennt Jeffrey Hill das Beispiel von Fußball in England:

The study of the emergence of a particular form of football in Britain in the later-nineteenth century throws light onto a variety of aspects of society – business opportunities, urban change, religious affiliation, the scope of municipal government, changes in the system of communication, including the influence of the newspaper press, and so on.³⁷

Sport kann hierbei sowohl illustrierend und reflektierend wirken, als auch selbst als treibende soziale und kulturelle Einflusskraft wirken. Gerade in der Hochzeit der Entwicklung moderner Nationen Ende des 19. Jahrhunderts wirkte Sport immer wieder als sozialer Spiegel wie auch Instrument der Veränderung. Aus diesem Grund wird sich der erste Teil der vorliegenden Arbeit auch mit der Entwicklung und Bedeutung von Profisport in den USA im 19. und 20. Jahrhundert beschäftigen. Diese formative Phase sich entwickelnder nationaler Identität ist entscheidend für das Verständnis, warum eine Veranstaltung wie die Olympischen Spiele eine so symbolträchtige Bedeutung erlangen konnten.

Internationale Sportveranstaltungen müssen nicht zwangsläufig negative Ausprägungen wie einen gesteigerten Nationalismus hervorbringen. Richard Nixons *Ping-Pong diplomacy*³⁸ Anfang der 70er Jahre bereitete beispielsweise

³⁶ Siehe Jeffrey Hill, „Sport and Politics“, 356-57.

³⁷ Ebd., 360.

³⁸ „The era of Ping-Pong diplomacy had begun (in 1971) when the American [table tennis] team – in Nagoya, Japan, for the World Table Tennis Championship – got a surprise invitation from their Chinese colleagues to visit the People's Republic. *Time* magazine called it ‘The ping heard round the world.’ And with good reason: no group of Americans had been invited to China since the Communist takeover in 1949. [...] The Chinese felt that by opening a door to the United States, they could put their mostly hostile neighbors on notice about a possible shift in alliances. The United States welcomed the opportunity; President Richard M. Nixon had written: ‘We simply cannot afford to leave China outside the family of nations.’ Soon after the U.S. team's trip, Nixon, not wanting to lose momentum, secretly sent Secretary of State Henry Kissinger to Peking to arrange a Presidential visit to China. Nixon's journey seven months later, in February 1972, would

den Weg für einen neuen amerikanisch-chinesischen Dialog auf politischer und wirtschaftlicher Ebene. Und auch die Olympischen Spiele von Seoul 1988 waren zumindest als ein erster Schritt für einen neuerlichen Dialog zwischen den verfeindeten koreanischen Staaten gedacht.³⁹

Allerdings sind es besonders die Schattenseiten, die sich ins Gedächtnis des Beobachters solcher Veranstaltungen am deutlichsten einprägen. Hier bieten die Olympiaden allein eine lange Liste von Beispielen, die verdeutlichen, inwieweit Sport mehr sein kann als lediglich harmloser Wettbewerb zwischen Athleten oder Teams. Die Politisierung der Spiele 1936 von Berlin durch Nazi-Deutschland sind ebenso zu nennen wie etwa das Massaker der mexikanischen Regierung an jungen Männern und Frauen, die unter anderem wegen der Angst vor Geldverschwendung von Seiten ihrer autoritären pseudodemokratischen Regierung gegen die Spiele 1968 protestierten. Nicht zuletzt stellt natürlich auch der Anschlag auf die Spiele 1972 in München ein solches Beispiel von Politisierung mit schrecklichen Folgen dar.⁴⁰

Nicht ganz überraschend ist es also, dass Christopher Hill zu einer pessimistischen Schlussfolgerung kommt, was die Beziehung von internationalen Sportveranstaltungen und Politik angeht:

[...] some sports people go so far as to argue that sport actually promotes peace. If this is taken to mean that athletic competition promotes a camaraderie which inhibits hostility, there is not much evidence to support it in top level sport, and some against. High level sport is now so closely linked with large sums of hard cash that the idea that interaction

become one of the most important events in U.S. postwar history. 'Never before in history has a sport been used so effectively as a tool of international diplomacy,' said Chinese Premier Chou En-lai. For Nixon, it was 'the week that changed the world.' ". Siehe David A. DeVoss, „Ping-Pong Diplomacy“, in: *Smithsonian Magazine*, <http://www.smithsonianmag.com/historyarchaeology/pingpong.html> (Zugriff: 17. Juni, 2011).

³⁹ Tatsächlich führte die Vergabe der Spiele an Seoul zu einiger Missstimmung in Nordkorea und einer zeitweiligen Verschlimmerung des Konflikts. Ein Hauptargument Nordkoreas war, dass auch der Süden nicht vollständig von der UNO als unabhängiges Land anerkannt war und die Spiele somit in einem de facto Satellitenstaat der USA ausgetragen würden. Siehe Jung Woo Lee, „The Olympics in the post-Soviet era: The case of the two Koreas“, in: Bairner und Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics*, 117-28.

⁴⁰ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics* (Manchester: Manchester University Press, 1992), 32/33.

on the sports field produces friendly feelings has shown that the thesis is by no means necessarily true, at any level.⁴¹

Da es sich bei Sport, der im Sport mitgeführten Emotionalität und dem daraus entstehenden Nationalismus um gesellschaftliche Phänomene handelt, will ich an dieser Stelle in aller Kürze auf den soziologischen Aspekt der Sportgeschichte eingehen.

Was die Definition der Begriffe Soziologie und Sportsoziologie angeht, folge ich dem Model von Haag. Soziologie ist demnach „die Wissenschaft und Lehre vom Zusammenleben der Menschen in einer Gemeinschaft oder Gesellschaft sowie von Erscheinungsformen, Entwicklungen und Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlichen Lebens.“⁴²

Um Sport von einem soziologischen Gesichtspunkt betrachten zu können, muss er zunächst als gesellschaftliche Institution definiert werden; als die durch Regeln und Organisation institutionalisierte Form des Spiels. Zu Verdeutlichung dieses Prozesses vergleicht Bill Shaikin Sport mit Bildung:

Sport in general [...] is a social institution. So is education, and it is easy to imagine the institutionalization process as the catalyst in changing education from parents teaching their children in the home to multibillion-dollar school districts involving elected officials, administrators, counsellors, nurses, psychiatrists, and buses. Standardization and administration are as important in the institutionalization of education as well as of sport.⁴³

Wie in vielen anderen Bereichen der Soziologie – etwa bei der Analyse von Religion, Kunst oder den Medien – geht es auch in der Sportsoziologie um die Betrachtung und Erklärung von Interdependenzen. Die Welt des Sports besteht aus Personen oder Gruppen von Personen, die in verschiedenster Weise von einander abhängen. Maguire et al. drücken es folgendermaßen aus: „[...] we see that sport is a form of collective action, involving a host of different people,

⁴¹ Christopher Hill, *Olympic Politics*, 32.

⁴² Herbert Haag, *Einführung in das Studium der Sportwissenschaft* (Schorndorf: Verlag Karl Hofmann, 1991), 145.

⁴³ Bill Shaikin, *Sport and Politics – The Olympics and the Los Angeles Games* (New York: Praeger, 1988), 2.

connected in particular networks, and creating particular forms of sport products and performances.“⁴⁴

Eine Gesellschaft besteht aus vielen ineinander verwobenen sozialen Komponenten, von denen eine eben der Sport ist. Das Ziel der Sportsoziologie ist die Analyse der Funktion, Rolle und Bedeutung von Sport im Leben einzelner Menschen und ganzer Gesellschaften.⁴⁵ Bei der Betrachtung des Verhältnisses von Sport und Politik ist hierbei insbesondere die Beziehung zwischen Sport und Macht von Interesse. Sport kann sowohl von mächtigen Parteien genutzt werden als auch durch Machtstrukturen eingeschränkt sein. Maguire dazu:

Sport and specifically sportspeople can serve as national representatives not just for sport but also for ideology and identity. They become symbols of a particular way of life [...]. Because of its popular appeal, sport has potential benefits at both micro- and macropolitical levels. [...] The notion of sport being autonomous from politics is mythical.⁴⁶

Die Verbindung zwischen Sport und Politik kann somit als eine der stärkeren Interdependenzen im gesellschaftlichen Gefüge anerkannt werden. Aus diesem Grund bietet es sich an, mit den Olympischen Spielen die größte internationale Sportveranstaltung im Hinblick auf amerikanische Innen- und Außenpolitik sowie nationale Identitätsbildung zu analysieren. Dieser kurze Exkurs in die soziologische Komponente der Sportgeschichte dient der Verdeutlichung, wie sehr Sport nicht nur in unserer Freizeitkultur, sondern auch in gesellschaftlich „relevanteren“ Bereichen wie Politik und Wirtschaft verankert ist. Die im Folgenden vorliegende sportgeschichtliche Analyse soll allerdings nicht auf einer soziologischen, sondern kulturhistorischen Ebene stattfinden.

Sport ist wie die Literatur ein Kulturgut unserer Gesellschaften. Einzelne Sportarten sind vergleichbar mit literarischen Genres. Ein bedeutender Unterschied ist allerdings, dass Sport einen erheblich stärkeren Aspekt der Gruppenbildung besitzt als etwa Filme oder Bücher. Natürlich sitzen wir auch

⁴⁴ Joseph Maguire et al., *Sport Worlds – A Sociological Perspective* (Champaign: Human Kinetics, 2002), xvii.

⁴⁵ Siehe ebd., xiii-xx.

⁴⁶ Ebd., 70/71.

einmal alleine vor dem Fernseher und sehen uns ein Fußballspiel an, mindestens genauso häufig aber – und meist auch mit größerer Begeisterung – befinden wir uns zumindest in einer kleinen Gruppe. Von der Familie im Wohnzimmer über den Freundeskreis in der Kneipe bis zu den Zehntausenden im Stadion schafft es der Sport, zumindest für eine gewisse Zeit eine Gemeinschaft zu formen, die eine kollektive Erfahrung macht. Und was noch hinzu kommt: Diese Erfahrung ist, im Gegensatz zu den meisten literarischen Erfahrungen, real. Klammert man an dieser Stelle die natürlich auftretenden Betrügereien im Profisport kurz aus, so hat man ein unvorhersehbares, ungeschriebenes Ereignis vor sich. Abhängig von dem individuellen Hintergrund eines jeden einzelnen Zuschauers macht natürlich jeder für sich eine separate Erfahrung und findet so im Sport eine jeweils eigene Funktion. Insgesamt aber gelingt es Sport wie kaum einem anderen Kulturgut, eine kollektive Identität zu kreieren. Im geopolitischen Kontext kann diese beispielsweise regional oder national sein oder sogar darüber hinaus verschiedene Länder gegen einen gemeinsamen Feind mobilisieren.⁴⁷

Die Geschichte der Sportgeschichtsschreibung ist auch eine Geschichte der Subordination. Wieder und wieder erfährt man von außen eine gewisse Geringschätzung des Stellenwerts des beforschten Themas, die sich oft daraus resultierend auch in Form von Rechtfertigungen bei den Sporthistorikern selbst wiederfindet. Diesen Beispielen gedenke ich in der vorliegenden Arbeit nicht zu folgen. Im Gegenteil soll der „quantitative und qualitative Stellenwert von Sport in modernen und spätmodernen Gesellschaften“⁴⁸ demonstriert werden. Matthias Marschik folgend ist es schließlich nicht von der Hand zu weisen, dass Sport „von globalen Ereignissen bis zur körperlichen Ertüchtigung einzelner, im kollektiven wie individuellen Aktivitäts- und Zeitbudget, im Gefühlshaushalt von ‚Massen‘ und Individuen oder in den Identitätskonstruktionen von Personen, Gruppen oder Nationen“⁴⁹ eine enorme gefühlte und messbare Bedeutung einnimmt.

⁴⁷ Siehe Michael Oriard, *Reading Football – How the Popular Press Created an American Spectacle* (Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 1993), 1-9.

⁴⁸ Matthias Marschik, „Sport und Sportgeschichte, Identitäten und populäre / populäre Kulturen“, in: Bettina Kratzmüller et al. (Hg.), *Sport and the Construction of Identities – Proceedings of the XIth International CESH-Congress* (Wien: Turia + Kant, 2007), 104.

⁴⁹ Ebd., 104.

Der *cultural turn* innerhalb der Geschichtswissenschaften in den 1990er Jahren eröffnete unter anderem den Blick auf das Alltägliche und seine Bedeutungen. Populären Kulturformen wie dem Sport wird seitdem mehr Beachtung geschenkt, nicht mehr nur im Wechselspiel mit Politik und Wirtschaft, sondern immer mehr auch als eigenständiger, zentraler Ort sozialer Bedeutungskonstruktion. Nichtsdestoweniger sind es natürlich gerade die Wechselwirkungen mit anderen kulturellen und gesellschaftlichen Feldern – also insbesondere mit der Politik und Wirtschaft – die zur Ausbildung von individuellen und kollektiven Identitätsstrukturen führen. Nicht zu vergessen ist an dieser Stelle natürlich auch die Rolle der Medien, die meist nicht etwa eine Abbildung der sportlichen Geschehnisse intendieren, sondern ihrerseits das reale Sportgeschehen beeinflussen und strukturieren.⁵⁰

Unter einem solchen Blickwinkel schließlich schlüpft der Sport, „endlich an einen Schnittpunkt jener Deutungsmächte, die soziale Realität konstruieren. [...] So bietet der *cultural turn* der Sportgeschichte endlich eine potentielle Chance, [...] die enorme Bedeutungsproduktion, wie sie dem Sport und seinen Ereignissen innewohnt, adäquat und prominent zu untersuchen.“⁵¹

Dieser Darstellung folgend soll die in der vorliegenden Arbeit vorgenommene Sportgeschichte also nicht allein das sportliche Geschehen, sondern vielmehr die daraus resultierende Veränderung und Verfestigung von individuellen und kollektiven Identitäten analysieren. Marschik dazu abschließend:

Sportereignisse sollen stets im Kontext von Publikum und Medien, von produzierten und reproduzierten Normen und Werten, von politischen und ökonomischen Verquickungen beleuchtet werden im Sinne eines bedeutungsorientierten, konstruktivistischen Kulturverständnisses, in dem Fragen nach gesellschaftlichen Sinnstiftungen und Symbolsystemen, nach kollektiven und individuellen Identitätskonstruktionen im Vordergrund stehen [...].⁵²

⁵⁰ Siehe Marschik, „Sport und Sportgeschichte“, 110.

⁵¹ Ebd., 110.

⁵² Ebd., 114.

Universalitätsverständnis des IOC

Dass es innerhalb der olympischen Bewegung, beispielsweise während des Kalten Krieges, überhaupt zu Spannungen zwischen West und Ost kam, liegt am Universalitätsverständnis des IOC⁵³. Nach eigenem Verständnis und Anspruch des olympischen Komitees steht die Anerkennung aller Sportler weltweit über etwaigen politischen Gegebenheiten. Aus diesem Grund mussten während des Kalten Krieges die Bedürfnisse und Ansprüche beider Seiten anerkannt und, wenn möglich, erfüllt werden. Das IOC leugnete lange jegliche Verbindung zwischen seinem Wirken und der Weltpolitik, die einzige echte Ausnahme von dieser strikten Trennung war der Ausschluss Südafrikas von den Olympischen Spielen zwischen 1968 und 1992 wegen des Apartheid-Regimes.⁵⁴ Mittlerweile jedoch lässt sich auch in den Reihen des olympischen Komitees diese strenge Haltung kaum noch aufrechterhalten. Wissenschaftliche Arbeiten haben in den letzten Jahrzehnten ebenso wie die Medien dazu beigetragen, dass deutliche Verknüpfungen zwischen den Olympischen Spielen und globalen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten nicht mehr von der Hand zu weisen sind, wie auch Helen Jefferson Lenskyj bestätigt: „The Olympic Games are by definition political. They involve citizens, politicians and tax payers’ money. Furthermore, the IOC demands financial commitment on the part of relevant levels of government as part of the bid process”.⁵⁵

Sport und Medien

[...] sport and the media are interdependent social institutions. Some sports are attractive to the media, particularly television, as a source of advertising revenue and a boost to viewership. And, of course, the media creates financial benefits and publicity for many sports. Mediated sport constitutes an important part of our existence. It informs us about sport and sportspeople, which in turn influences the way we think about our world. And the great spectacle of mediated sport provides us with entertainment.⁵⁶

⁵³ Internationales Olympisches Komitee.

⁵⁴ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 3.

⁵⁵ Helen Jefferson Lenskyj, „Olympic power, Olympic politics: Behind the scenes“, in: Bairner und Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics*, 15.

⁵⁶ Maguire, *Sport Worlds*, 48.

Der von Maguire und anderen herausgegebene Sammelband fasst in diesem Auszug die Verbindung zwischen Sport und den Massenmedien treffend zusammen. Es handelt sich dabei nicht um eine einseitige Instrumentalisierung der einen Partei durch die andere, sondern um eine wechselseitige Beziehung. Sowohl beim Sport als auch bei den Medien handelt es sich um soziale und kulturelle Institutionen mit einer jeweils langen und komplexen Geschichte, die bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts eng miteinander in Beziehung stehen. Zeitungen fingen damals an, über Sportereignisse und insbesondere Wettmöglichkeiten im Sport zu berichten; diese Verbindung zwischen Medium und Sport führte zu einem Wachstum auf beiden Seiten. In den 1920er Jahren wurden Sportberichterstattungen im Radio immer wichtiger, ab Mitte der 1950er schließlich gelang es dem Fernsehen, langsam eine Vormachtstellung auf dem Sportmarkt zu erreichen. Heute funktionieren Sport und Medien in einem symbiotischen, globalen Netzwerk, welches, wie von Maguire angesprochen, nicht nur zur Unterhaltung dient, sondern auch das Denken und soziale Leben der an diesem Netzwerk in jeglicher Weise beteiligten Personen beeinflusst.

Da es in dieser Arbeit darum geht, die Entwicklung der amerikanischen nationalen Identität im und um den Sport zu beurteilen, ist es von entscheidender Bedeutung, sich diese Verbindung von Sport und Medien genauer anzuschauen. Durch Analyse der medialen Sportberichterstattung nämlich lassen sich die Signale und Symbole des Nationalismus identifizieren und einordnen. Aus diesem Grund liegt der vorliegenden Arbeit die Theorie des „Media Sport Complex“⁵⁷ (MSC) zu Grunde.

Nach dieser Theorie gibt es drei Gruppen, die für die Produktion und Konsumierung von medialem Sport verantwortlich sind: *sports organisations and personnel*, *media organisations and personnel* sowie *marketing organisations and personnel*.⁵⁸ In der vorliegenden Arbeit wird die erste Gruppe hauptsächlich von Organisatoren und Sportlern, die zweite Gruppe von Printmedien und Fernsehen und die dritte Gruppe von der (Werbe-)Industrie vertreten werden. Hinzu kommt

⁵⁷ Siehe Maguire, *Sport Worlds*, 50-52.

⁵⁸ Siehe ebd., 50-52.

die politische Komponente in Form medial verbreiteter Botschaften und Inszenierungen politischer Personen und Institutionen.

Des Weiteren werden zwei Elemente des medial verbreiteten Sports unterschieden: die Repräsentation von Sport durch die Medien und die Aufnahme durch die Rezipienten eben dieses medialen Sports. Bei der Repräsentation wird die Frage aufgeworfen, wie Sport medial verpackt und dann präsentiert wird. Hierbei muss sowohl die technische Dimension – also Faktoren wie Kameras und deren Winkel, Wiederholungen, Highlightauswahl, etc. – beachtet werden als auch die narrative Dimension; sprich, was wird aus welchem Grund wann und von wem gezeigt und in welcher Weise kommentiert. Das Ergebnis dieser Repräsentation ist, dass es sich nicht um die Wiedergabe, beziehungsweise Reflektion der realen (Sport-)Welt handelt, sondern um ein konstruiertes Bild dieser Welt. Oft wird durch diese Konstruktion eine ganz bestimmte Interpretation oder Botschaft mitgetragen, die dem Zuschauer, -hörer oder -leser vermittelt werden soll.⁵⁹

Auf der anderen Seite des Mediums stehen die Rezipienten, also eben diese Zuschauer, -hörer und -leser, die eine Sportberichterstattung in völlig unterschiedlicher Weise erfahren und interpretieren können. Hier geht es also darum, wie Sport von einer jeweiligen Gruppe von Menschen konsumiert und genutzt wird. Faktoren wie *race*, *class* und *gender* spielen hierbei natürlich eine ebenso wichtige Rolle wie beispielsweise die Nationalität und das Identitätsgefühl des Rezipienten. Und auch das Alter der Rezipienten kann eine entscheidende Rolle spielen. Interessierten sich zum Beispiel nur die Über-50-Jährigen für die Olympischen Spiele, könnte das ein Zeichen dafür sein, dass deren Bedeutung nach dem Ende des kalten Krieges eben doch nachgelassen habe.⁶⁰

Bei der Frage nach der Konsumierung muss sowohl beachtet werden, dass der Konsument durch die Berichterstattung beeinflusst werden kann, als aber auch selbst Einflussnahme darauf üben kann. Je nachdem, wie mächtig eine

⁵⁹ Siehe Maguire, *Sport Worlds*, 50-52.

⁶⁰ Siehe ebd., 50-52.

Rezipientengruppe ist, ist sie in der Lage, zukünftige Berichterstattung nach dem eigenen Weltbild auszurichten. Maguire hierzu:

People shape sports and media organisations and practices and they give meaning to them. Hence, all of the groups represented in the media sport complex should be viewed as interdependent and located within a larger cultural, political and economic sphere.⁶¹

Kulturtransfer

Nach dem Zweiten Weltkrieg führte der erheblich gesteigerte kulturelle Einfluss der USA auf die europäischen Verbündeten – und in noch höherem Maße auf die ehemaligen Gegner – zu einem immer größer werdenden wissenschaftlichen Interesse an genau dieser internationalen Interaktion, die sich parallel zu gleichzeitigen politischen Beziehungen abspielte. Nachdem vor allem in den 1960er Jahren im Zuge dieses Interesses die amerikanische Einflussnahme in den theoretischen Arbeiten vieler Historiker mit dem Begriff „Kulturimperialismus“ bedacht wurde, kommt man heute mehr und mehr übereins, dass dieser Ausdruck den betreffenden Ländern zu einseitige Rollen zuteilt; demnach gäbe es immer einen aktiven Dominierenden, der einem passiven Empfänger seine kulturellen Werte, Vorstellungen und Praktiken zuführen würde. Historiker wie Jessica Gienow-Hecht und Allen Guttman sprechen deshalb heute eher von Kulturtransfer, Kulturtransmission oder kultureller Diffusion. Mit Hilfe dieser Begrifflichkeiten soll auf theoretischer Ebene aufgezeigt werden, dass es im Zuge jedes kulturellen Austausches zu lokal-spezifischen Modifizierungen – zum Beispiel einer bestimmten Praktik oder gesellschaftlichen Erscheinung – kommt, und dass ein solcher Austausch nie einseitig, also nur von Land A nach Land B, verläuft.⁶²

Die weiter gehende Bedeutung von kulturellem Transfer als politisches oder gesellschaftliches Instrument beschreibt Gienow-Hecht folgendermaßen: „[scholars] find out how culture, notably the export and shift of culture, can be

⁶¹ Maguire, *Sport Worlds*, 52.

⁶² Siehe Jessica Gienow-Hecht, „Cultural Transfer“, in: Michael J. Hogan and Thomas G. Paterson (Hg.), *Explaining the History of American Foreign Relations* (Cambridge: Cambridge University Press, 1991), 257-78.

understood as an instrument of political or economic power, a means of international communication, and a force of its own.“⁶³

Michel Espagne versucht den Kulturtransfer zur Verdeutlichung des Begriffes vom einfachen Vergleich abzusetzen:

Das Modell des Kulturtransfers als Alternative zum einfachen Vergleich setzt voraus, dass die sozialen Träger des Kulturimports besonders zu untersuchen sind. [...] Die Frage, die dann aufgeworfen wird, ist die nach dem Abbau der Kulturdistanz zwischen diesen importierten Gütern oder den angereisten Fremden und dem Aufnahmekontext. Neben der soziologischen Dimension des Kulturtransfers müssen die Übersetzungsprozesse, das heißt die semantische Umwertung der importierten Güter, beschrieben werden.⁶⁴

In der vorliegenden Arbeit geht es zwar nicht primär um Kulturtransfer, von Bedeutung ist diese Theorie aber dennoch, beispielsweise wenn man sich die Entwicklung Eishockeys von einem ausländischen Nationalsport zu einem wichtigen Teil der amerikanischen Sportkultur ansieht. Auch die Entwicklungen von Baseball und Football, die jeweils von europäischen Sportarten abgeleitet wurden, und das Verhältnis der USA zum Fußball sind eng mit dem Konzept des Kulturtransfers verbunden.

Nation, Nationalismus und Nationalistische Symbolik

Walker Connor formuliert in seinem Artikel „A Nation is a Nation, is a State, is an Ethnic Group, is a ...“ eine Theorie über den Begriff „Nation“. Seiner Meinung nach wird allzu häufig der Fehler begangen, die Nation mit dem Staat gleichzusetzen. Während ein Staat aber ein politisches, territoriales Produkt ist, handelt es sich bei der Nation um ein gefühltes Kollektiv von Menschen. Die Grundlage von nationalem Bewusstsein ist demnach eine selbst definierte gemeinsame Herkunft einer Gruppe von Individuen. Dieser Theorie folgend müssten viele Begriffe, die „Nation“, „national“ oder „international“ beinhalten, eigentlich korrigiert werden, indem man das Attribut „staatlich“ an deren statt benutzt. Schließlich handelt es sich beispielsweise bei internationalen

⁶³ Siehe Gienow-Hecht, „Cultural Transfer“, 258.

⁶⁴ Michel Espagne, „Der theoretische Stand der Kulturtransferforschung“, in: Wolfgang Schmale (Hg.), *Kulturtransfer* (Innsbruck: Studienverlag, 2003), 64.

Organisationen oder Behörden zumeist um Konstrukte, die auf der Zusammenarbeit mehrerer politisch determinierter Staaten beruhen. Connor geht so weit, zu sagen, dass es sich bei den USA demnach im Grunde gar nicht um eine Nation handelt, da sich die amerikanischen Staatsbürger der Tatsache bewusst sind, dass sie keine homogene Herkunft haben, sondern ein Konglomerat verschiedenster Einwandererströme sind. Um als Nation zu gelten, muss diese homogene Herkunftsgeschichte nicht tatsächlich vorliegen, aber innerhalb der jeweiligen Gruppe muss das Gefühl einer solchen Homogenität existieren.⁶⁵

Im zuletzt genannten Punkt ist Connors Ansicht allerdings zu kritisieren, da er hier offensichtlich von einem romantischen Nationenkonzept des frühen 19. Jahrhunderts ausgeht. Wenn im Verlaufe dieser Arbeit von Nationalbewusstsein oder anderen Abwandlungen des Wortes Nation gesprochen wird, so soll dies grundsätzlich in einem modernen, politischen Zusammenhang verstanden werden; ganz im Sinne von Hobsbawm, der die moderne Bedeutung des Begriffes von früheren Bedeutungen unterscheidet:

Whatever the ‚proper and original‘ or any other meaning of ‚nation‘, the term is clearly still quite different from its modern meaning. We may thus, without entering further into the matter, accept that in its modern and basically political sense the concept nation is historically very young. [...] The primary meaning of ‚nation‘, and the one most frequently ventilated in the literature, was political.⁶⁶

Hobsbawm knüpft damit an Benedict Andersons „imagined political community“⁶⁷ an, die sich in jedem noch so kleinen Land aus Menschen zusammensetzt, die sich zwar niemals persönlich kennen lernen, sich aber dennoch aufgrund eines teils faktisch, teils aber auch mythisch verklärten Konzepts einer gemeinsamen nationalen Identität einander zugehörig fühlen. Die Ursprünge nationalen Bewusstseins führt Anderson auf folgende Faktoren zurück: „the convergence of capitalism and print technology on the fatal diversity of

⁶⁵ Walker Connor, „A Nation is a Nation, is a State, is an Ethnic Group, is a ...“, in: *Ethnic and Racial Studies*, 1 (October 1978), 377-400.

⁶⁶ Siehe Eric Hobsbawm, *Nations and Nationalism since 1780 – Programme, Myth, Reality* (Cambridge: Cambridge University Press, 1991), 18.

⁶⁷ Benedict Anderson, *Imagined Communities – Reflections on the Origin and Spread of Nationalism* (Thetford: Thetford Press Limited, 1983), 15.

human language created the possibility of a new form of imagined community, which in its basic morphology set the stage for the modern nation.”⁶⁸ An dieser Definition nationaler Identität und Erklärung des Nationalbewusstseins und des Nationalismus orientiere auch ich mich in der vorliegenden Arbeit.

Besonders Andersons Einschub, dass eine solche imaginierte Nation immer eingegrenzt sein muss, ist von entscheidender Bedeutung für die aus dem Nationsverständnis entstehende internationale Rivalität und Feindseligkeit, also den chauvinistischen Nationalismus:

The nation is imagined as *limited* because even the largest of them, encompassing perhaps a billion living human beings, has finite, if elastic, boundaries, beyond which lie other nations. No nation imagines itself coterminous with mankind. The most messianic nationalists do not dream of a day when all the members of the human race will join their nation in the way that it was possible, in certain epochs, for, say, Christians to dream of a wholly Christian planet.⁶⁹

Ein ganz bedeutender Faktor bei der Herausbildung von Nationalität und besonders gemeinschaftlicher nationaler Identität ist also die Konstruktion von Feindbildern. Dies trifft auf den politischen Raum genauso zu wie auf den in dieser Arbeit dargestellten sportlichen Raum. Gerade die sportlichen Auseinandersetzungen zwischen den USA und der Sowjetunion während des Kalten Kriegs belegen diese Aussage. Aber auch für die sich verändernde Rolle der Olympischen Spiele in den USA nach dem Ende des Kalten Kriegs ist diese Erkenntnis von großer Bedeutung. In diesem Zusammenhang tut sich schließlich gerade durch den Wegfall des Feindbildes eine gewisse Lücke auf im amerikanischen Fanraum, den – so soll gezeigt werden – eine gemeinschaftliche, von Medien und anderen Spielern des Media Sport Complex forcierte Rückbesinnung auf traditionelle Werte zu schließen versucht.

Und auch wenn Andersons These, dass das „Ende der Ära des Nationalismus nicht annähernd in Sicht“⁷⁰ ist, schon fast 30 Jahre her ist, ist sie meiner Meinung

⁶⁸ Anderson, *Imagined Communities*, 49.

⁶⁹ Ebd., 16.

⁷⁰ Ebd., 12.

nach heute noch genauso zutreffend. Politische Beispiele wie der zu Beginn der Arbeit genannte Südsudan belegen dies ebenso wie die in der vorliegenden Arbeit dargestellten nationalistischen Symbole und Rituale im globalen Sport.

Beim Gebrauch des Begriffes Nationalismus ist zunächst Vorsicht geboten, da er, umgangssprachlich wie auch in der Fachliteratur, sowohl missverständlich als auch inflationär benutzt wird. Nationalismus kann eine Ideologie sein, eine Volksbewegung, der Prozess einer Staatenbildung oder eben auch eine individuelle politische Orientierung oder Gesinnung. Henk Dekker folgend gehe ich in der vorliegenden Arbeit von der zuletzt genannten Definition aus, wobei es sich bei den zu behandelnden „Individuen“ in diesem Fall nicht tatsächlich um einzelnen Personen handeln wird, sondern vielmehr um Gruppen, Institutionen oder auch Medien.⁷¹

Vorsichtig muss man demnach auch bei der Einschätzung nationalistischer Einstellung sein. Wenn beispielsweise 70% der Bevölkerung eines Landes angeben, sie seien stolz auf ihre Heimat und deren Verdienste, so darf man natürlich nicht automatisch von einer überwiegend „nationalistischen“ Bevölkerung sprechen. Man muss daher eine Abstufung vornehmen, die Nationalismus in eine Hierarchie nationaler Orientierungen einbettet. Dekker dazu: „National attitude differs in the type [positive or negative] and strength [moderate, very, and extremely positive or negative] of affection.“⁷²

Im Hinblick auf die folgende Analyse der Olympischen Spiele in Bezug auf Nationalbewusstsein ist es nun interessant zu erläutern, wie sich eine solche politische Einstellung mit Symbolen, Ritualen und Emotionen paart – und diese dann speziell im Sport transportiert werden. Dekker verbindet diese Sozialisierung von Nationalismus auch mit dem Einsatz der Medien wie etwa dem Fernsehen:

⁷¹ Siehe Henk Dekker, „Nationalism and Its Explanations“, in: *Political Psychology* (Vol. 24, No. 2, Special Issue: National Identity in Europe, Jun, 2003), 345-76. Dieser Text bietet sich auch zum Verständnis der Entstehung nationalistischer Gesinnung bei Individuen an; speziell auf den Seiten 349-54.

⁷² Ebd., 347.

National emotions, national beliefs, national behaviors, attitudes toward ethnic minorities, and attitudes toward foreign people and countries can be explained as an important part of the individual's national political socialization. [...] National socialization usually starts at an early age, when it catches the child with experiences of positive emotions during national rituals – in reality or via television. Positive emotions are then linked to national symbols. [...] This socialization continues when the school, other mass media, peers, people at the workplace, social networks, social movements, and politics serve as other sources of emotions and information.⁷³

Die Liste der verstärkenden sozialen Umfelder lässt sich problemlos um den Begriff Sport erweitern. Gerade weil nationaler Erfolg sich im Grunde nur durch den Vergleich mit anderen Nationen messen lässt, bieten sich internationale Sportveranstaltungen wie die Olympischen Spiele bestens an, um Gefühle nationalen Stolzes zum Ausdruck zu bringen; und dieser Ausdruck kann sich rasch zu nationalistischem Gebaren steigern.

Um Rückschlüsse auf die Wirkung von emotionalisierten Ritualen und Symbolen im Sport ziehen zu können, muss man sich an dieser Stelle zunächst die Beziehungen zwischen diesen und der Politik ansehen. In derselben Weise, in der Murray Edelman Darstellungen politischer Handlungen als inszenierte Spektakel bezeichnet, kann man – sei es die Politik, die Medien oder Verbände – sich Sport zunutze machen, um eine Verstärkung oder Verunsicherung einer bestimmten Nachricht zu transportieren.⁷⁴

In Politik wie im Sport kommt den Massenmedien dabei eine entscheidende Bedeutung zu, erreichen diese doch nach und nach immer größere Teile einer anvisierten Bevölkerung oder Bevölkerungsgruppe. Was Edelman über die Konstruktion politischer Figuren und Meinungen sagt, lässt sich also auch auf die Welt des Sports übertragen:

Probleme, politische Führer und Gegner sind gesellschaftliche Konstruktionen, keine Tatsachen. Sie werden fortwährend auf verschiedene Weise hervorgebracht und interpretiert, um Meinungen zu beeinflussen. [...] Ganz ähnlich werden politische Führer

⁷³ Ebd., 341.

⁷⁴ Siehe Murray Edelman, *Politik als Ritual – Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns* (Frankfurt: Campus Verlag), 1990.

und politische Gegner konstruiert und interpretiert – mit gegensätzlichen Bedeutungen und auf unterschiedliche Arten, die jeweils die entsprechenden Ideologien und moralischen Haltungen reflektieren und fördern.⁷⁵

Vor Allem das 20. Jahrhundert hat sich als Zeitalter politischer Inszenierung erwiesen. Insbesondere die totalitären Herrschaftssysteme wie der Nationalsozialismus und der stalinistische Sozialismus haben auf ähnliche Weise politische Inszenierung genutzt, um die Öffentlichkeit zu manipulieren. Aber auch repräsentative Demokratien dürfen an dieser Stelle nicht außen vor gelassen werden. Hier übernehmen solche Inszenierungen weitgehend die „legitimierende Funktion einer auf Massenloyalität und Konsens abzielenden Sinnstiftung“.⁷⁶

Politische Inszenierungen werden jedoch nicht nur bezüglich ihres rein instrumentellen Gebrauchs zur Beeinflussung der Öffentlichkeit betrachtet. Sie gehören vielmehr zu den Ausdrucksweisen der politischen Kultur. Ausgedrückt werden beispielsweise Werte und Überzeugungen, und zwar durch zeichenhafte Ausprägungen wie Symbole, Rituale und Mythen. Sabine Arnold et al. dazu:

Symbole sind sozial eingebundene und rückgekoppelte komplexe Zeichen. Sie weisen einen hohen Überschuss an Bedeutungen auf und sind im Grunde genommen nur über Konventionen verstehbar. [...] Symbole verdichten komplexe Sachverhalte zu handbaren Deutungsträgern. Der hohe Bedeutungsüberschuss politischer Symbole hat mitunter zur Folge, dass dieser zu Missverständnissen und streitigen Auffassungen führt. Insoweit artikulieren sich gerade Konflikt und Konsens, Legitimation und Loyalität in Symbolprozessen.⁷⁷

Auch Rituale als Wiederholung bestimmter komplexer Handlungsabläufe und mythisierte Erzählungen dienen demnach vier zentralen politischen Funktionen: der Schaffung politischer Legitimation; der Orientierung, Identität und Sinnstiftung; der Versinnbildlichung und Begründung der Einheit politischer Gemeinwesen; und schließlich der Komplexitätsreduktion. Zusammengefasst werden können inszenierte Symbole, Rituale und Mythen in einer Form der

⁷⁵ Ebd., xiv-v.

⁷⁶ Siehe Sabine Arnold, Christian Fuhrmeister und Dietmar Schiller, *Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert: Zur Sinnlichkeit der Macht* (Wien: Böhlau, 1998), 7-24.

⁷⁷ Arnold, *Politische Inszenierung*, 18.

„Politischen Ikonographie“. Diese „setzt sich mit der Produktion, Aneignung und Wahrnehmung von Bedeutungen, Wirkungsabsichten und Funktionsweisen visueller Strategien im politischen Raum auseinander“.⁷⁸

Als politischer Raum, dessen Gegenstand neben Festen, Zeremonien, Paraden natürlich auch Sportereignisse wie die Olympischen Spiele sind, gilt dabei das „Spannungsfeld zwischen den politischen Interessen der Herrschenden und den Bedürfnissen der Beherrschten, in dem (audio-)visuell erfahrbare Mitteilungen gestaltend, affirmierend oder subversiv angesiedelt sein können“.⁷⁹

Zweifellos zählt Nationalbewusstsein zu den wichtigsten kulturellen und politischen Phänomenen, die der internationale Sport mit sich bringt. Die Repräsentation des eigenen Landes auf einer Weltbühne, am besten noch gegen einen politischen Gegner, bietet sowohl eine enorm große Attraktivität wie auch Aufmerksamkeit, nicht nur im betroffenen Land. Dabei werden Emotionen und Bedeutungen von einzelnen Wettkämpfern oder ganzen Mannschaften mitgetragen, die weit über den sportlichen Zweikampf hinausgehen und so sprichwörtlich eine ganze Nation mitreißen können, egal ob deren Bürger generell sportinteressiert sind oder nicht.

Die vorliegende Arbeit beruht also auf einer ganzen Reihe theoretischer Grundlagen. Guttmanns Darstellung von der Genese des modernen Sports geht vor allem zeitlich eng einher mit der entscheidenden Phase für die Herausbildung nationaler Identitäten. Das Ende des 19. und die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts waren geprägt von Modernisierung und Industrialisierung der westlichen Welt. Nationalismus kann man als ein Nebenprodukt dieser Entwicklung sehen. In derselben Zeit haben sich nach Guttmann die Nationalsportarten herausgebildet und stehen somit in einem direkten Zusammenhang zu nationaler Identität und internationaler Rivalität, wie wir sie bis heute im sportlichen Wettkampf kennen.

Andersons Theorie der „imagined community“ wiederum erklärt, warum Sport die Kapazitäten besitzt, auf allen Ebenen der sozialen Beschäftigung nationale

⁷⁸ Ebd., 19-22.

⁷⁹ Ebd., 19.

Identität in einer Gruppe sowie in Individuen zu erzeugen. Der Sportler oder das Team sind Institutionen, die nationales Bewusstsein möglich machen und dienen gleichzeitig dem Individuum als Vorbild und Projektionsfläche eigener Identifikation. Genau wie bei den von Edelman beschriebenen politischen Inszenierungen wird Sport von allen Seiten der Gesellschaft als Instrument benutzt, die eigene Macht zu demonstrieren. Insbesondere Rituale, Mythen und Symbole werden, wie von Arnold dargestellt, zur gezielten Stärkung nationaler Identität eingesetzt. Kaum eine kulturelle Ebene der Gesellschaft – so soll aufgezeigt werden – nutzt diesen Einsatz von ritualisierten Signalen und Wiederholungen so deutlich wie der Sport.

Der Einsatz der Massenmedien schließlich hat vor allem in den letzten Jahrzehnten zu einer nochmals verstärkten Instrumentalisierung des Sports geführt. Die Theorie des *Media Sport Complex* stellt demnach ein wirkungsvolles Werkzeug dar, um die Rollen von sportlichen Funktionären, der Politik, aber insbesondere auch der amerikanischen Wirtschaft im Identitätskonzept des Sports zu verstehen. All diese theoretischen Elemente sollen in der vorliegenden Arbeit zunächst anhand der Analyse des amerikanischen Sportraums und danach in der Betrachtung der Bedeutung der Olympischen Spiele aufgezeigt werden.

Es lässt sich festhalten, dass der Nationalismus – im Gegensatz zum Nationalbewusstsein und zum Patriotismus – die eigene Nation glorifiziert und andere Nationen herabsetzt. Zugleich wird ein Sendungsbewusstsein entwickelt, möglichst die ganze Welt nach den eigenen Vorstellungen zu formen. Vor diesem Hintergrund muss also deutlich gesagt werden, dass es in der vorliegenden Arbeit zu großen Teilen um die Analyse eines amerikanischen, gesellschaftlichen Nationalbewusstseins geht. Dabei werde ich auch auf die deutlicheren, nationalistischen Ausprägungen, die der moderne Sport immer wieder mit sich bringt, eingehen.

Teil eins: Sport und Nationale Identität in den USA

III. Building a National Identity on the Field – Sport in den USA

Alan Bairner hat nach eigener Aussage während seiner langjährigen diversen Forschungstätigkeiten festgestellt, dass bei wissenschaftlichen Tagungen, die um das Thema Nationalismus im Sport kreisten, oft nur wenige amerikanische Kollegen anwesend waren:

[...] the Americans are usually absent, off to talk about sport and race, sport and gender, the political economy of sport, and so on. Why? According to one school of thought, to which many Americans themselves subscribe, it is because nationality is less of an issue for Americans than it is for most other people.⁸⁰

Wenn man das Thema des Nationalismus im Sport lediglich dahingehend begreift, dass es sich um ein Phänomen handelt, das nur bei internationalen Wettbewerben auftritt, so kann man diesem von Bairner beschriebenen Gedankengang folgen. Schließlich spielen solche auf internationalem Konkurrenzkampf basierende Wettbewerbe im amerikanischen Sportraum eine weitaus weniger wichtige Rolle als etwa im europäischen und südamerikanischen; vielmehr sind es hier zumeist die nationalen Ligen und Meisterschaften sowie die Behandlung inneramerikanischer Diskurse, welche die Gemüter der amerikanischen Öffentlichkeit erregen und das größte Interesse hervorrufen.

Tatsächlich ist dies aber ein zu eng gewählter Ansatz. Der teils chauvinistische Nationalismus, den man beispielsweise bei internationalen Fußballspielen sehen kann, entsteht schließlich direkt aus dem komplexen Konzept der jeweiligen nationalen Identität der betroffenen Länder; und im Hinblick auf dieses Konzept stellen die USA weltweit wahrlich keine Ausnahme dar. Wie im Folgenden zu erkennen sein wird, hat Sport schon immer eine bedeutende Rolle in der Konstruktion und Ausprägung des amerikanischen Nationalbewusstseins gespielt – und tut dies bis heute.

⁸⁰ Bairner, *Sport, Nationalism, and Globalization*, 91.

A. The Rise of Sports

Sport spielt heute sowohl im globalen wie auch im amerikanischen Kontext eine zentrale Rolle in der nationalen Identitätsbildung. Das ist eine logische Konsequenz der sich insgesamt verändernden gesellschaftlichen Haltung zum Phänomen Sport. Während sportliche Betätigungen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in weiten Kreisen der westlichen Gesellschaft noch als unnützer Zeitvertreib angesehen wurden, so wandelte sich diese Meinung im Zuge der Modernisierung und Industrialisierung im Verlauf der nächsten Dekaden erheblich.

Einer der entscheidenden Faktoren für diese Entwicklung lag in einem radikalen Umdenken innerhalb der protestantischen Kirchen begründet. Moderner Sport wurde plötzlich nicht nur von diesen akzeptiert, sondern sogar gezielt gefördert. Hierbei handelte es sich um eine bemerkenswerte Neuerung in der Denkweise und Dogmatik der Kirchen, weil es gerade in der puritanischen Tradition bis dahin üblich war, Sport und Spiel als Hindernis eines strebsamen, gottesfürchtigen Lebens zu betrachten, wenn nicht gar zu verteufeln. Die neuartige, positiv aufgenommene Verbindung von Kirche und Sport firmierte, wie in der Folge beschrieben werden wird, fortan unter dem Begriff *muscular Christianity*.

Auch die Transformation der USA von einer landwirtschaftlich geprägten zu einer industrialisierten und urbanisierten Gesellschaft stellt einen weiteren Faktor für die Entwicklung des Sports fort von unorganisiertem Spiel hin zu organisierter Freizeit- und Berufsbeschäftigung dar. Stephen Hardy beschreibt den Einfluss, den speziell die Städteentwicklung auf den amerikanischen Sport hatte:

Historians have recognized the importance of the city as the cradle of modern sport, and have essentially agreed that America's transition from a rural-agricultural to an urban-industrial nation played a pivotal role in the expansion of [sports]. [...] Americans discovered and nurtured games and pastimes that let off steam and at the same time strengthened their bodies and spirits for another round of city life.⁸¹

⁸¹ Stephen Hardy, „Urbanization and the Rise of Sports“, in: Stephen A. Riess, *Major Problems in American Sport History* (Boston: Houghton Mifflin Company, 1997), 15.

Erst die durch diese Faktoren veränderte Wahrnehmung und Akzeptanz von Sport in der Gesellschaft machte die Eingliederung einer Beschäftigung wie Baseball in das Konzept einer nationalen Identität oder die im späteren Verlauf der Arbeit vorgenommene Analyse der Rolle der Olympischen Spiele auf nationaler und globaler Ebene möglich.

Wie der moderne Sport an sich kam auch die neue Lehre der *muscular Christianity* aus England. Clifford Putney versucht sich sowohl an einer Definition des Begriffs als auch an einer Darstellung seiner Herkunft:

Muscular Christianity can be defined simply as a Christian commitment to health and manliness. Its origins can be traced to the New Testament, which sanctions manly exertion (Mark 11:15) and physical health (1 Cor. 6:19-20). [...] The phrase “muscular Christianity” probably first appeared in an 1857 English review of Charles Kingsley’s novel *Two Years Ago* (1857). One year later, the same phrase was used to describe *Tom Brown’s School Days*, an 1856 novel about life at Rugby by Kingsley’s friend, fellow Englishman Thomas Hughes. Soon the press in general was calling both writers muscular Christians and also applying that label to the genre they inspired: adventure novels replete with high principles and manly Christian heroes.⁸²

Diese moralistischen Abenteuergeschichten von Hughes und Kingsley hatten im Grunde das Ziel, die anglikanische Kirche durch die Betonung von Männlichkeit dem imperialistischen Charakter der britischen Bevölkerung anzupassen. Besonders Kingsley versuchte die Öffentlichkeit und institutionelle Autoritäten wie die Kirche davon zu überzeugen, dass nur ein gesundes und starkes Volk die herrschaftlichen Ansprüche des britischen Weltreiches erfüllen könne. Seine fiktiven Figuren sollten demnach als Modelle insbesondere für die Vertreter der Kirche dienen: „Of all his characters, Kingsley was especially fond of „manly models“ for the English clergy: rugged, amiable fellows like the „sporting parson“ Panurgus O’Blareaway in *Yeast* (1851), or actual warriors like ship’s chaplain Jack Brimblecombe in *Westward Ho!* (1855).⁸³

⁸² Clifford Putney, *Muscular Christianity – Manhood and Sports in Protestant America, 1880-1920* (Cambridge: Harvard University Press, 2001), 11/12.

⁸³ Siehe ebd., 14.

Diese Vorstellung, dass man Jungen durch Sport zu gottesfürchtigen Männern erziehen könne, stammt ursprünglich von Hughes Mentor Thomas Arnold. Dieser war zwischen 1828 und 1842 Rektor der Rugby School und gilt als Vordenker dieser Idee. Für Arnold war der Sport allerdings nur ein vorzuziehenderer Zeitvertreib als etwa der Genuss von Alkohol oder andere bei jungen Männern beliebte Aktivitäten. Im Gegensatz zu seinem Schüler Hughes, oder auch dessen Zeitgenossen Kingsley, sah er den Sport an sich nicht bereits als positives, charakterbildendes Instrument zum Erlernen von christlichen Werten und männlichen Idealen, sondern lediglich als Mittel zum Zweck, beziehungsweise als reine Ablenkungsmaßnahme von sündhaften Beschäftigungen.⁸⁴

Hughes und Kingsleys Ideen fanden vor allem in erzieherischen Institutionen Anklang: Öffentliche Schulen machten sich Sport zu Nutzen, um schwer erziehbare Jungen zunächst zu disziplinieren und sie dann durch geschickte Metaphorik auf die Verbindung von Männlichkeit und Christentum aufmerksam zu machen. Die heute noch in England gepflegte Betonung des Sports an öffentlichen Schulen und Hochschulen geht dementsprechend ebenfalls auf diese Bewegung zurück.⁸⁵

Im 19. Jahrhundert war die amerikanische Öffentlichkeit noch immer sehr eng mit englischer Literatur und englischem Gedankengut verwoben. Daher war es keine Überraschung, dass die Werke von Hughes und Kingsleys kurz nach ihrer Veröffentlichung in der Heimat auch in den USA Verbreitung fanden. Die Idee der Verknüpfung von Religion und Sport traf hier allerdings auf das bereits erwähnte Hindernis: die puritanische Tradition der amerikanischen Protestanten, nach der jegliche Art von Spiel und Sport als Ausdruck sündiger Gottlosigkeit angesehen wurde.

Die skeptische Betrachtung von Sport in der amerikanischen Kirche und weiten Teilen der Bevölkerung und die damit verbundene Nicht-Beachtung von körperlicher Gesundheit bereiteten einigen Vertretern sowohl der Kirche als auch

⁸⁴ Siehe Allen Guttman, *A Whole New Ballgame – An Interpretation of American Sports* (Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 1988), 73.

⁸⁵ Siehe Putney, *Muscular Christianity*, 18.

von Politik und verschiedenen reform-orientierten Gruppen erhebliche Sorgen. Deshalb gab es durchaus einige Empfänger für das Konzept der *muscular Christianity*. Der Pfarrer Horace Bushnell etwa war einer der ersten Kritiker der starken puritanischen Ausprägung des amerikanischen Protestantismus und begann Mitte der 1850er die Verbindung von Religion und Sport aufs Höchste zu preisen.⁸⁶

Mehr noch als Bushnell wird dessen Kollege Thomas Wentworth Higginson mit der Idee der *muscular Christianity* und besonders ihrer Verbreitung in den USA in Verbindung gebracht. In seinem Essay *Saints and their Bodies* von 1858 analysiert er das Verhältnis der amerikanischen Kirchen zum Sport und kommt zu dem Ergebnis, dass es eines dringenden Trends zur Förderung körperlicher Fitness bedarf: „One of the most potent causes of the ill-concealed alienation between the clergy and the people, in our community, is the supposed deficiency, on the part of the former, of a vigorous, manly life.”⁸⁷

Anschließend an die Abrechnung mit der Institution Kirche prangert Higginson auch die unzulängliche Fitness und fehlende Ausübung von Sport innerhalb der amerikanischen Bevölkerung an:

Who, in this community, really takes exercise? Even the mechanic commonly confines himself to one set of muscles. [...] But the professional or business man, what muscles has he at all? [...] Even to ride sixty miles in a day, to walk thirty, to run five, or to swim one, would cost most men among us a fit of illness, and many their lives. [...] a few weeks or months of judicious practice will renovate his whole system, and the most vigorous exercise will refresh him like a cold bath.⁸⁸

Vor dem Bürgerkrieg waren die USA noch immer eine eher auf Landwirtschaft ausgerichtete Nation, während England bereits relativ hoch industrialisiert war. Higginson und andere Bewohner des kleinen industrialisierten Teils des Landes, also des Nordostens, sahen in ihrer Region zwar bereits die Notwendigkeit sportlicher Betätigung abseits des immer mehr urbanisierten Lebens, konnten ihre

⁸⁶ Siehe Putney, *Muscular Christianity*, 20.

⁸⁷ Stephen A. Riess, *Major Problems in American Sport History* (Boston: Houghton Mifflin Company, 1997), 84.

⁸⁸ Ebd., 84.

Ideen aber zunächst nicht glaubhaft als eine geeignete Problemlösung für das ganze Land anbringen. Grund hierfür war die Tatsache, dass die puritanischen anti-sportlichen Traditionen es natürlich nicht verurteilten, wenn man seinen Körper im Rahmen einer produktiven Tätigkeit trainierte. Diese Mischung aus wirtschaftlicher Produktivität und körperlicher Anstrengung war im weitaus größeren Teil des Landes, dem landwirtschaftlich geprägten, durchaus vorhanden – und mit ihr auch ein Hindernis für die Ausbreitung der Idee der *muscular Christianity*.⁸⁹

Nach dem Bürgerkrieg stieg die Aufnahme dieses Konzepts im ganzen Land rasant an. Einer der entscheidenden Gründe hierfür und auch für die entsprechende Begeisterung für Freizeit- und Profisport ist demnach die Industrialisierung und Urbanisierung der amerikanischen Gesellschaft in den letzten drei Dekaden des 19. Jahrhunderts.

Linda Borish beschreibt die Rolle des sich verändernden Alltags in den USA in dieser Zeit, und die unter anderem von Higginson gewünschten Konsequenzen:

America moved from a rural, agricultural, traditional nation to an urban, industrial, modern nation through the application of science and technology. [...]The economic growth provided contemporary reformers with problems that needed solving. In particular, cities became ripe for moral crusades. [...] Reformers regarded the urban areas as horrible pockets of vice, disease, and misery filled with poor foreigners. [...] Higginson [...] perceived the simultaneous perfection of individual and national health as a requisite for upholding the special promise of American culture.⁹⁰

Durch die Darstellung der Kritik an der urbanisierten, körperlich nicht fitten Gesellschaft werden zwei Fragen aufgeworfen: Zum einen die nach den Zielen dieser Reformer – also was eigentlich die erwünschenswerten, christlichen Charakterzüge waren, die durch Sport treiben gefördert werden sollten. Und zum anderen die Frage, ob und wie diese Ziele erreicht wurden.

⁸⁹ Siehe Putney, *Muscular Christianity*, 24.

⁹⁰ Linda J. Borish, „Catharine Beecher and Thomas W. Higginson on the Need for Physical Fitness“, in: Riess, *Major Problems Sport*, 95.

Die erste Frage beantwortet Kingsley selbst: „Games conduce not merely to physical, but to moral health; in the playing-field boys acquire virtues which no books can give them: not merely daring and endurance, but, better still, temper, self-restraint, fairness, honour, unenvious approbation of another’s success.“⁹¹

Zum anderen stellt sich, wie gesagt, die Frage nach den Konsequenzen, die sich aus dieser Kritik ergaben – sprich, welche Gruppen oder Institutionen sie sich zu Herzen nahmen und das Konzept der *muscular Christianity* in die Praxis umzusetzen versuchten.

Besonders im städtischen Leben und innerhalb der zu dieser Zeit immer größer werdenden amerikanischen Mittelschicht sahen die Advokaten des Sports die Gefahr, dass Männern die von Kingsley angesprochenen „männlichen Ideale“ verloren gingen. Aus der Reihe von Reformern, Organisationen und Politikern stechen zwei hervor, anhand deren Beispiel die Bedeutung des ganzen Diskurses zur damaligen Zeit deutlich wird – die Young Men’s Christian Association (YMCA) sowie Theodore Roosevelt, der 26. Präsident der USA.

Kein Politiker, im Grunde keine anderer Mann des öffentlichen Lebens dieser Zeit verkörperte die neu gewonnene Hingabe zu körperlicher Fitness und Vorstellungen männlicher Ideale so sehr wie Theodore Roosevelt.⁹² Geboren am 27. Oktober 1858, wuchs der Sohn einer Oberschichtfamilie – sein Vater war ein wohlhabender Glasgroßhändler, seine Mutter entstammte einer aristokratischen Pflanzfamilie aus Georgia – mit verschiedensten körperlichen Gebrechen auf. Er hatte Asthma, war kurzsichtig, und körperlich von schwacher Statur.⁹³ Unter diesen mangelhaften Voraussetzungen leidend, aber ausgestattet mit enormem Willen, wollte Roosevelt seine physischen Einschränkungen durch Training und Strebsamkeit kompensieren. Seine Ambitionen brachten ihm nicht nur seine erfolgreiche Politikerkarriere ein, sondern standen auch beispielhaft für den idealen amerikanischen Mann seiner Zeit und machten ihn zum Vorreiter des *Cult*

⁹¹ Guttman, *Ball Game*, 73.

⁹² Für eine ausführliche Biographie: Siehe Ragnild Fiebig-von Hase, „Theodore Roosevelt“, in: Jürgen Heideking (Hg.), *Die amerikanischen Präsidenten* (München: C.H. Beck Verlag, 2002), 254-69.

⁹³ Siehe ebd., 255.

of the Strenuous Life, einer Bewegung, die Putney folgendermaßen definiert: „Eager to redeem the nation from „slackness“, devotees of the Strenuous Life emphasized duty, bodily vigor, action over reflection, experience over „book learning,“ and pragmatic idealism over romantic sentimentality.“⁹⁴

Auch für Roosevelt stellten das urbane Leben, und insbesondere der Verlust der amerikanischen *frontier* die Wurzel des Übels der „Verweichlichung“ der amerikanischen Männerwelt dar. Die *frontier* und den Westen mit all seinen stereotypen Klischees, also vor allem Cowboys und Trappern, sah er als wichtige Grenzerfahrung für junge Männer in deren Erwachsenwerden. Nachdem diese Möglichkeiten nun nicht mehr gegeben waren, musste sich der moderne Amerikaner Roosevelts Meinung nach Kompensationsmöglichkeiten für solche Erfahrungen suchen. Roosevelt selbst lebte dies vor, indem er sich 1885, nach dem Tod seiner ersten Frau Alice, für einige Monate in die *badlands* im Mittleren Westen zurückzog, und dort Rinder züchtete. Auch die von ihm ins Leben gerufene Kampfeinheit *Rough Riders*, die er im *Spanish-American War* bei Einsätzen in Kuba anführte, sollte als Beispiel dienen, wie sich Männer rituell ihre im städtischen Alltag verlorene Männlichkeit zurückholen konnten.⁹⁵

Auch Hardy interpretiert Sport als Ersatz für in der urbanisierten Gesellschaft verlorengene Erfahrungen: „As the freelands were filled, [...] Americans searched for substitute ‘safety valves’ that might vent the pressures generated in a modern industrial society. Urban congestion ‘stimulated the need’ for outlets such as the pioneer life had once provided.“⁹⁶

Die YMCA, 1844 von George Williams in London gegründet, konnte sich in den USA bereits 1851 in Boston etablieren. Captain Thomas Sullivan, der Pfarrer Lyman Beecher und weitere Vertreter verschiedener protestantischer Kirchen richteten dort nach dem englischen Vorbild einen Ort ein, der jungen Männern,

⁹⁴ Putney, *Muscular Christianity*, 33.

⁹⁵ Siehe Fiebig-von Hase, „Roosevelt“, 257/58. Roosevelt hat die ihm so wichtige Verbindung von Sport, Courage und nationaler Identität nicht zuletzt dadurch offensichtlich gemacht, dass es ihm wichtig war, zu erwähnen, dass sich seine *Rough Riders* nicht nur aus Cowboys und *Frontiersmen* zusammensetzten, sondern auch aus einem Quarterback, einem Tennis-Champion, einem bekannten Polospieler und weiteren Athleten aus der Bostoner und New Yorker Gegend. Siehe Bairner, *Sport, Nationalism, and Globalization*, 93.

⁹⁶ Hardy, „Urbanization“, 15.

die fremd in der Stadt waren, ein christliches „Ersatz-Zuhause“ bieten sollte. Zu diesem Zweck wurde unter anderem eine Bibliothek eingerichtet, und es gab ein Programm bestehend aus Vorträgen und Bibelkursen. Der Erfolg der Organisation lässt sich daran erkennen, dass die Zahl solcher Einrichtungen in den folgenden Jahren stetig anstieg: 1853 gab es in den amerikanischen Großstädten 20, sieben Jahre danach bereits 205 YMCAs.⁹⁷

Putney über die Bedeutung der Association: „Of all the organizations working to bring religion and sport closer together, none was more influential than the Young Men’s Christian Association.“⁹⁸

Schon bald erkannte man, dass eine Bewegung wie die *muscular Christianity* oder Leitbegriffe wie das *Strenuous Life* sehr gut ins Konzept der Organisation passten. Das Ziel, ein Anlaufpunkt für junge Menschen zu sein, und dabei christliche Werte zu vermitteln, ließ sich umso besser umsetzen, je mehr Alternativen man dem „sündigen“ Großstadtleben entgegensetzen hatte.

Zu diesem Zweck errichtete die YMCA eigene Turnhallen und bot sowohl Hallen- als auch Freiluftaktivitäten an. Das Bemühen, die Charakterbildung aktiv durch Sport zu beeinflussen, führte sogar zur Erfindung neuer Sportarten: Basketball und Volleyball. Der YMCA-Funktionär Luther H. Gulick war zu großen Teilen verantwortlich für deren Entwicklung am Springfield College, welches sich zu einem der wichtigsten Standorte des Sportunterrichts innerhalb der YMCA entwickelte.⁹⁹

⁹⁷ Siehe Putney, *Muscular Christianity*, 65.

⁹⁸ Ebd., 64.

⁹⁹ Siehe ebd., 69/70.

B. The Rise of the National Pastime – Baseball

Im Gegensatz zu den anderen großen amerikanischen Sportarten ist es Baseball nicht gelungen, in den letzten Jahren an weltweiter Bedeutung zuzunehmen. Sieht man von einigen karibischen, lateinamerikanischen und asiatischen Regionen ab, die traditionell baseballbegeistert sind, so beschränkt sich doch vor allem der Markt für die amerikanische Profiligena MLB¹⁰⁰ auf das Heimatland. Während Basketball und Eishockey in Europa einen relativ hohen Stellenwert genießen und zu beliebten olympischen Disziplinen wurden, und auch American Football, zumindest was die Austragung des Super Bowl angeht, weltweites Interesse hervorruft, kann man solche Entwicklungen im Bezug auf Baseball nicht erkennen. Und nicht nur international, sondern auch in den USA selbst muss die klassische *National Pastime* mehr und mehr um ihre Bedeutung kämpfen. Längst begeistert Football größere Massen und Basketball hat sich über Rassen- und Klassengrenzen hinweg zu einem gesamtgesellschaftlichen Phänomen entwickelt. Für die vorliegende Arbeit aber, wie auch für das Verständnis der amerikanischen Sportwelt insgesamt, ist Baseball von großer Bedeutung. Trotz aller gegenwärtigen Probleme bleibt es der erste wirkliche Nationalsport der USA und damit ein gewaltiger Faktor in der Herausbildung der amerikanischen Identität – sowohl im Selbstverständnis der Amerikaner als auch in der Betrachtung von außen.

Die Ergebnisse zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten der letzten 30 Jahre haben dazu geführt, dass es mittlerweile eine relativ gesicherte Darstellung der Entstehungsgeschichte von Baseball gibt. Dennoch verbinden viele Amerikaner diese noch immer mit einer Anfang des 20. Jahrhunderts von einem gewieften Unternehmer in die Welt gesetzten Legende: Die Erfindung Baseballs durch den Patrioten und Bürgerkriegshelden Abner Doubleday im Sommer 1839 in seiner Heimat Cooperstown, New York.¹⁰¹

¹⁰⁰ Major League Baseball.

¹⁰¹ Das sichtbarste Relikt dieses von Spalding ins Leben gerufenen Gründungsmythos steht noch heute in Cooperstown: die *Baseball Hall of Fame*, Schaukasten vergangener und gegenwärtiger Helden und Heldenleistungen des Sports. Tausende von Besuchern pilgern jedes Jahr dorthin, um den „Entstehungsort“ ihres Nationalsports betreten zu können.

Der Unternehmer Albert Spalding war der Hauptverantwortliche für die Entstehung dieses Mythos. 1907 berief er eine Kommission ein, welche die Aufgabe bekam, den Ursprung des Sports zu ergründen. In seinem vier Jahre später erschienenen Buch *America's National Game* bestätigt und verteidigt Spalding das Ergebnis der Kommission:

It is quite enough here to say that the Commission referred to, after a long, thorough, painstaking investigation of all obtainable facts, unanimously declared: „First – That Base Ball had its origin in the United States; Second – That the first scheme for playing it, according to the best evidence obtainable to date, was devised by Abner Doubleday, at Cooperstown, New York, in 1839.”¹⁰²

Diese „best evidence obtainable“ bestand aus dem Brief eines Abner Graves, der sich zu erinnern glaubte, dass Doubleday 1839 bei einem gemeinsamen Murmelspiel erstmalig das heutige Baseball-Spielfeld aufzeichnete sowie die zugehörigen Regeln und den Namen „Base Ball“ ins Spiel brachte.¹⁰³ Der Kommission unter der Leitung von Abraham G. Mills, einem langjährigen privaten und beruflichen Zeitgenossen Spaldings (Mills war unter anderem der vierte Präsident der *National League*) reichte dieser Nachweis aus, Baseball einem exakten Geburtsort und Erfinder zuzuordnen.

Das von Anfang an erwünschte Ziel der Suche war damit erreicht: Baseball war nun nicht mehr lediglich der beliebteste Sport der Amerikaner, sondern auch deren eigene Erfindung, unbeeinflusst von etwaigen britischen Vorgängern, wie es bis dahin die eingängige Meinung der Öffentlichkeit war – und inzwischen richtigerweise auch wieder ist.

Warum aber war es Spalding so wichtig, diesen Beweis zu erbringen? Zingg versucht sich an der Beantwortung dieser Frage:

Spalding was more than just a shrewd businessman who exploited a theme in order to make a profit. He recognized the appeal of patriotism and understood the dynamics of

¹⁰² Albert G. Spalding, *America's National Game*. (Lincoln: University of Nebraska Press, 1992; Originally published: New York: American Sports Pub. Co., 1911), 19.

¹⁰³ Siehe Steven W. Pope, *Patriotic Games – Sporting Traditions in the American Imagination, 1876-1926* (New York: Oxford University Press, 1997), 68.

myth-making. [...] Historical myths and legends play a crucial role in forging national identity and stimulating patriotic pride. [...] In some cases, where the actual record may come up a little short, some selective invention [...] can serve just as well.¹⁰⁴

Guttmann bezeichnet die vorgenommene Verbindung von Nationalsport und nationalem Charakter der USA als ein „intellectual metagame the point of which was to explain exactly what the correspondence [eben zwischen Sport und Charakter; Anmerkung des Autors] meant“¹⁰⁵, und benennt Spalding als einen der führenden „Spieler“ auf dieser Metaebene.¹⁰⁶

In einer Zeit der Expansion nicht nur der politischen Sphäre der USA, sondern auch wirtschaftlicher und kultureller Verbreitung, machten sich immer mehr Amerikaner Gedanken darüber, was eigentlich die eigene Kultur und Identität ausmache, die man verbreiten wollte. Baseball besaß in der kollektiven Vorstellung genau die Eigenschaften, die den viel zitierten Charakter des Landes wiedergaben – in den Worten Spaldings: „American Courage, Confidence, Combativeness; American Dash, Discipline, Determination; American Energy, Eagerness, Enthusiasm; American Pluck, Persistency, Performance; American Spirit, Sagacity, Success, American Vim, Vigor, Virility.“¹⁰⁷

Was Abner Doubleday zum Inbegriff der Verkörperung dieser Leitmotive machte, war neben seiner „Erfindung“ auch seine darauf folgende Karriere in der Armee. Nach seiner Ausbildung in den 30er und 40er Jahren hatte er es zu Beginn des Bürgerkrieges zum General gebracht und war mitverantwortlich für die militärische Antwort der *Union* auf den ersten *Confederate*-Angriff auf Fort Sumter 1861. Auch in der Schlacht von Gettysburg war er als einer der befehlshabenden Generäle beteiligt.¹⁰⁸ Dass der vermeintliche Begründer des nationalen Sports auch maßgeblich am Erhalt der nationalen Einheit beteiligt war, erhöhte nicht nur Doubledays persönlichen Heldenstatus, sondern legitimierte den festen Platz von Baseball im Konzept einer gemeinschaftlichen Tradition und

¹⁰⁴ Paul J. Zingg, „Diamond in the Rough: Baseball and the Study of American Sports History“, in: *The History Teacher*, Vol. 19, No.3, (May 1986), 388.

¹⁰⁵ Guttmann, *Ball Game*, 51.

¹⁰⁶ Siehe ebd., 51/52.

¹⁰⁷ Spalding, *National Game*, 4.

¹⁰⁸ Siehe Pope, *Patriotic Games*, 71.

Identität. „In one sweep of the historian’s pen, Doubleday was elevated into that pantheon of American military heroes, who, like George Washington, Andrew Jackson, and Ulysses S. Grant, served their country in both war and peace.“¹⁰⁹

Wenn es sich bei der Geschichte um Doubleday aber nur um eine Legende handelt, wie sieht dann die wahre Historie des Sports in den USA aus? „Cartwright and the Knickerbockers“ ist die kurzgefasste Antwort, die man heutzutage auf die Frage nach dem tatsächlichen Erfinder Baseballs sowie dem ersten Team zumeist hört. Wobei „Erfinder“ nicht ganz korrekt ist, da es sich bei Baseball nach heutiger wissenschaftlicher Meinung um eine Abwandlung des britischen Rounders handelt, deren neuartige Regeln eben dieser Alexander Cartwright offensichtlich erstmals festlegte.

Demnach gab es an der amerikanischen Ostküste in den 1830er und 40er Jahren viele verschiedene Ballsportvereine, die zum Beispiel Cricket oder Rounders spielten. Einer dieser Clubs waren die New York Knickerbockers, denen auch der Bankangestellte Cartwright angehörte. Innerhalb des Spiels selbst gab es verschiedene Konzepte was Regeln und Spielfeld anging, von denen das so genannte *New York Game* – erstellt von Cartwright und sich auszeichnend durch die charakteristische Diamantform des Spielfeldes sowie die Anzahl von neun Spielern je Team – lediglich eine Variante darstellte.¹¹⁰

Die Frageform des oben genannten Titels bezieht sich auf einen Zeitungsartikel aus der *New York Times* aus dem Jahr 1990, der eine weitere mögliche Quelle des modernen Baseball präsentiert:

But a newly discovered newspaper report and box score show that other teams were already playing baseball in New York City a year earlier and that baseball as it is known now probably evolved from a number of enthusiasts in New York in the mid-1840's, rather than springing fully formed from the imagination of anyone in particular. The

¹⁰⁹ Zingg, „Diamonds“, 388.

¹¹⁰ Siehe Pope, *Patriotic Games*, 60.

discovery was made by Edward L. Widmer, a Harvard student, who was doing research for his doctoral dissertation at the New-York Historical Society on Central Park West.¹¹¹

In der Tat lassen sich einige Aufzeichnungen finden, die ähnliche Spielregeln in verschiedenen Vereinen in der New Yorker Gegend festmachen konnten. Letztendlich spielt es jedoch – zumindest für die vorliegende Arbeit – keine große Rolle, ob Cartwright nun tatsächlich als allererster die genauen Regeln erfand und niederschrieb, die verschiedenen im Umlauf befindlichen Konzepte lediglich zu einem einheitlichen Regelwerk zusammentrug oder am Ende gar nichts mit deren Ausarbeitung zu tun hatte. Das Problematische an dieser Geschichtsschreibung, zumindest für selbsternannte Patrioten wie Spalding, ist die Tatsache, dass Baseball keine ureigene Schöpfung eines amerikanischen Helden war, sondern die natürlich weiterentwickelte amerikanische Form eines bestehenden, britischen Sports.

Einer der wichtigsten Sportjournalisten des 19. Jahrhunderts, Henry Chadwick, argumentierte vor Spaldings Kommission 1907 auch dementsprechend für die so genannte *rounders theory*, konnte sich mit seiner Meinung aber nicht gegen den „Doubleday-Cooperstown Mythos“ durchsetzen.¹¹² Dies lag vermutlich nicht zuletzt daran, dass seine Argumentation nicht ins nationalistische Konzept des frühen 20. Jahrhunderts passte: Der eigene Nationalsport lediglich die Weiterentwicklung eines britischen Kinderspiels? Das konnte nicht im Sinne Albert Spaldings gewesen sein.

Im Laufe der 1840er Jahre trafen sich Cartwrights Knickerbockers mit Teams aus der Region und so gelang es nach und nach nicht nur, das *New York Game* zu verbreiten, sondern überhaupt eine Begeisterung in der breiteren Bevölkerung für den Sport aufkommen zu lassen. Der Historiker George Kirsch fasst zusammen: „During the next six years [nach 1855; Anmerkung des Autors] a veritable baseball mania overtook the greater New York City region, as more than two

¹¹¹ Fox Butterfield, „Cooperstown? Hoboken? Try New York City“, in: *The New York Times*, 04. Oktober 1990.

¹¹² Siehe George B. Kirsch, *Baseball in Blue & Gray – The National Pastime during the Civil War* (Princeton: Princeton University Press, 2003), x.

hundred junior and senior clubs sprang into action in Brooklyn, Queens, Manhattan, Westchester, and northern New Jersey.“¹¹³

In den 50 Jahren nach dem Entstehen der ersten Vereine und den ersten Spielen gelang es Baseball nicht nur, zunächst Cricket und Pferderennen als beliebteste Sportarten des Landes zu überholen, sondern auch sich – über Rassen- und Klassengrenzen hinweg – in der gesamten amerikanischen Bevölkerung als wichtiger Bestandteil des Alltags und der kulturellen Identität zu etablieren.

Der amerikanische Bürgerkrieg verdient in Hinsicht auf diesen Erfolg eine ambivalente Betrachtung: einerseits verhinderte er als ein das ganze Land betreffender Konflikt eine weitere, rasche Professionalisierung des Sports, andererseits ermöglichte er eine erstaunlich schnelle und geographisch weit reichende Verbreitung: Von den Vorkriegszentren im Nordosten in die Südstaaten und den mittleren Westen, später dann auch weiter bis an die Westküste.¹¹⁴

Nach Ende des Krieges waren es dann hauptsächlich die schnelle und sich innerhalb großer Teile des Landes ausdehnende Industrialisierung, Modernisierung und Urbanisierung, die eine rasante Ausbreitung von Baseball förderten. Hinzu kam etwa ab den 1880ern, dass es nun bereits eine erwachsene Generation gab, die Baseball als das Spiel ihrer Jugend kannte, und es sich deshalb – also aus Gründen von Erinnerung, Tradition und Nostalgie – leisten konnte und wollte, für professionellen Baseball auch Eintritt zu zahlen.¹¹⁵

Während viele Historiker, die sich mit der frühen Geschichte von Baseball beschäftigt haben, die Zeit des Bürgerkriegs zumeist als vierjährige Pause zwischen der Entstehung des Sports und seiner in den späten 1860er Jahren beginnenden landesweiten Ausbreitung sahen, stellt Kirsch in seinem Buch *Baseball in Blue & Gray* dagegen die These auf, dass speziell die Kriegsjahre äußerst wichtig waren für die aufkommende Bedeutung des Sports in der amerikanischen Gesellschaft. Demnach diene der Bürgerkrieg dazu, die vorher

¹¹³ Kirsch, *Blue and Gray*, 7.

¹¹⁴ Siehe ebd., ix-xi.

¹¹⁵ Siehe ebd., ix-xi.

nur latent vorhandene Beziehung zwischen Baseball und Nationalismus zu verstärken. Die Soldaten – *Confederates* wie *Yankees* – spielten, zum Beispiel als Ablenkung von den Gräueln des Krieges oder auch der Eintönigkeit des Lagerlebens, Baseball, und während die Armeen einer zweigeteilten Nation auf den Schlachtfeldern um – beziehungsweise gegen – eine gemeinsame Einigkeit kämpfte, begann Baseball die Amerikaner zumindest auf den Spielfeldern zusammenzuführen.¹¹⁶

Aufgrund der Truppenbewegungen gelang es den baseballbegeisterten Soldaten aus dem Nordosten nicht nur, „ihr“ Spiel im mittleren Westen anzupreisen, sondern auch bei kriegsgefangenen Südstaatlern.¹¹⁷ Die mythenhafte Vorstellung, dass Baseball eine Art Instrument der Nationalisierung des amerikanischen Volkes darstellte, passt beinahe nahtlos in die später von Spalding durchgeführte Legendenbildung um den Kriegs- und Sporthelden Abner Doubleday.

Aber der Bürgerkrieg diente nicht nur der Ausbreitung des Mythos Baseball, sondern auch ganz pragmatisch der Durchsetzung eines immer mehr standardisierten Regelwerks. Gezwungenermaßen trafen nun schließlich, innerhalb der Regimenter, Vertreter verschiedener Spielsysteme (also zum Beispiel die des *New York Game* und die des *Massachusetts Game*) aufeinander und mussten sich aneinander anpassen. In Folge solcher Kompromisse setzte sich schließlich Cartwrights *New York Game* durch.¹¹⁸

Als sich ab den 1880ern, trotz mehrerer wirtschaftlicher Krisenzeiten, die Industrialisierung im Land durchsetzte, gewann auch der Markt für professionellen Baseball an Bedeutung. Höherer Lebensstandard, besonders in der aufstrebenden Mittel- und Oberklasse, bot deren Vertretern die Möglichkeit, ihr Geld (der Eintrittspreis in dieser Dekade betrug zirka 25 Cents pro Spiel) für den Besuch von Spielen auszugeben – eine gern genutzte Möglichkeit, wie die Statistiken verraten: 1881 zum Beispiel besuchten insgesamt 55.890 Fans die 51 Spiele der Philadelphia Phillies, 1889 registrierte man in Brooklyn insgesamt

¹¹⁶ Siehe Kirsch, *Blue and Gray*, ix-xi.

¹¹⁷ Siehe Guttman, *Games and Empires*, 73.

¹¹⁸ Siehe Kirsch, *Blue and Gray*, 39.

353.690 zahlende Besucher, was einem Durchschnitt pro Spiel von über 5.000 Zuschauern entsprach.¹¹⁹

Auch der Ausbau von Nah- und Fernverkehrssystemen und nicht zuletzt die ausgedehnte Berichterstattung in der ebenfalls immer größer werdenden Medienlandschaft trugen entscheidend dazu bei, dass sich Baseball als Zuschauersport so durchsetzen konnte. Steven A. Riess dazu:

The mania over professional baseball was reflected, and promoted, by widespread newspaper and magazine coverage that fans relied on for their vicarious baseball enjoyment. Sports departments were established in the 1880s in mass-oriented newspapers and were busy year round trying to satisfy their readers' demands for detailed baseball coverage, including in-depth reports of ball games, trade rumors, and players' off-season activities. Reportage was supplemented by poetry and short fiction. The percentage of newsprint devoted to sports rose from 4 percent in 1890 to 17 percent in 1923.¹²⁰

In einem Artikel aus der *New York Times* vom 3. Mai 1886 – übertitelt mit *The Baseball Season* – werden die Leser auf zwei stabilisierende Faktoren im professionellen Baseball aufmerksam gemacht: die allgemeine Beliebtheit des Sports sowie die inzwischen sehr stabile Organisation von Liga und Regelwerk:

The championship contests at baseball are now fully opened, the Eastern League and college nines taking the field on Saturday, as the National League had done two days earlier, and the American Association a fortnight before. Throngs of spectators, numbering 5 000 and sometimes more than 10 000, have given evidence that the game holds its popularity. [...] All sorts and conditions of men yield to the baseball fever. Newspaper nines, trades nines, Stock exchange nines, navy yard nines, and nines at every garrisoned post are familiar, while now come church and Sunday school nines, and, to judge from the Congressmen looking on at the Washington games, even an annual match between Senate and House, like that of Lords and Commons at cricket, may be only a question of time.

¹¹⁹ Siehe Steven A. Riess, *Touching Base – Professional Baseball and American Culture in the Progressive Era* (Urbana: University of Illinois Press, 1999), 13.

¹²⁰ Ebd., 15.

The rules of the game, too, are becoming steadier and more fixed. [...] it is noticeable how comparatively few changes of importance were made this year by the professional bodies that legislate on this subject.¹²¹

Aus Berichten wie diesem kann abgelesen werden, dass Baseball nicht nur auf professioneller Ebene etabliert, sondern auch in einem breiten Amateurfeld beliebt war. Dies belegen die unterschiedlichen, im Artikel aufgezählten Teams, die sich quer durch *races* und *classes* bildeten.

Das ausgehende 19. Jahrhundert war eine Zeit der Veränderung in den USA. Die Urbanisierung und Industrialisierung sowie die verstärkte Einwanderung aus Süd- und Osteuropa ließ die Großstädte noch weiter anwachsen, die aufstrebende Mittelklasse und die Schließung der *frontier* ließen Fragen über den Zustand des amerikanischen Charakters aufkommen. Innen- wie außenpolitisch befand sich das Land auf der Suche nach identitätsbildenden Konzepten.

Baseball konnte sich, nach Guttmann, auch deshalb einen wichtigen Platz im Identitätsgefühl der Amerikaner sichern, weil es in gewisser Weise diesen gesellschaftlichen Übergang symbolisierte. Die Verbindung von pastoralen¹²² und modernen Elementen innerhalb des Sports selbst verbanden die Menschen mit ihrer Situation außerhalb des Sports:

[...] baseball was an odd combination of premodern and modern elements. On the one hand, baseball was associated with what Irwin Shaw referred to lyrically as “the American sounds of summer, the tap of bat against ball, the cries of the infielders, the wooden plump of the ball into catchers’ mitts.” [...] The pastoral associations were so powerful that the myth of Abner Doubleday and his Cooperstown cow-pasture was invented in order to wipe away the memory of the game’s actual invention, in its modern form [...].¹²³

Guttmann beschreibt darauf folgend aber auch die offensichtlich modernen Aspekte von Baseball, die er vor allem innerhalb seiner eigenen Definition modernen Sports findet. Demnach habe Baseball zwar Charakteristika wie

¹²¹ „The Baseball Season“, in: *The New York Times*, 03. Mai 1886.

¹²² Der Begriff „pastoral“ ist hier im englischen Sinne, also der Verbindung von Ländlichkeit mit göttlicher Seelsorge, gemeint.

¹²³ Guttmann, *Ball Game*, 52.

Säkularisierung oder Gleichheit mit allen anderen modernen Sportarten gemein, hätte sich aber von Beginn an auf den Ebenen der Spezialisierung und besonders der Quantifizierung abgesetzt; zum Beispiel indem es früh die klare Rollenverteilung innerhalb der Defensivabteilung einer Mannschaft gab oder durch die rasche Verwendung und Wertschätzung von unzähligen Statistiken, die Baseball auch heute noch kennzeichnen, und es von anderen Sportarten unterscheidet.¹²⁴

Diese Verknüpfung der amerikanischen Idealvorstellung einer landwirtschaftlich geprägten und individuell unabhängigen Gesellschaft mit der Realität einer zunehmend industrialisierten und urbanisierten Nation kann also durchaus als ein bedeutender Faktor der Integration von Baseball in das nationale Bewusstsein gesehen werden. Guttmann abschließend:

Alexander Cartwright's inspired invention eased the difficult transition from an agrarian to an urban-industrial society. Playing and watching the game allowed nineteenth-century Americans to experience the comfortably familiar and the thrillingly novel, the bucolic sounds of summer and "the drive and push and rush and struggle of the raging, tearing, booming nineteenth century!"¹²⁵

Mit einem kurzen Blick auf das heutige Bild des amerikanischen Baseball lässt sich erkennen, wie sich der Sport offensichtlich an das jeweilige Gesellschaftsgefüge anpasst, beziehungsweise von ihm beeinflusst wird: Speziell ab den 1960er und 70er Jahren zogen immer mehr Vereine von ihren traditionellen, oft Anfang des Jahrhunderts errichteten, Stadien in neue, moderne Arenen, oft inklusive Überdachung und künstlichem Rasen. In einer Gesellschaft, in der das Pastorale eine immer kleinere Rolle spielt, und in der die heranwachsenden Generationen keine emotionale Bindung mehr zum ländlichen Leben haben, spielte auch dieser Faktor im Baseball eine immer kleinere Rolle. Ein Nebenprodukt dieser Entwicklung war aber auch, dass dem Baseball nicht nur ein existenzieller Bestandteil seiner eigenen Identität, sondern auch ein Teil der Verbindung zur nationalen Identität verloren ging – der Status des Nationalsports war und ist unter anderem dadurch nicht mehr so unangefochten wie noch in den

¹²⁴ Siehe Guttmann, *Ball Game*, 51-69.

¹²⁵ Ebd., 55.

100 Jahren zuvor. Andere Sportarten, etwa das urbanere Basketball, holten nicht nur in speziellen Bevölkerungsgruppen, sondern quer durch alle Schichten des Landes an Beliebtheit auf.¹²⁶

Einer der Gründe, warum Sport im Allgemeinen und Baseball im Besonderen von reformorientierten Gruppierungen wie auch Politikern gelobt wurde, war die bereits beschriebene Gesundheits- und Männlichkeits-fördernde Wirkung. Ein weiterer war sein scheinbar demokratisierender Effekt, der dem Sport in Bezug auf die vielschichtige amerikanische Gesellschaft des späten 19. Jahrhunderts nachgesagt wurde.

Inwiefern Baseball Klassen- und ethnische Schranken überwand, lässt sich am besten chronologisch nachvollziehen. Die New York Knickerbockers und die anderen frühen Vereine der Baseballgeschichte bestanden fast ausschließlich aus Mitgliedern der ab dieser Zeit aufkommenden Mittelschicht: *white-collar*- sowie ausgebildete Arbeiter. Auch die Zuschauer der Spiele vor dem Bürgerkrieg kamen großteils aus denselben gesellschaftlichen Bereichen. Gründe hierfür waren zum einen die Eintrittspreise – eingeführt Ende der 1850er Jahre in Brooklyn – und die langen Arbeitszeiten der *blue-collar* Arbeiter, die den Besuch von Spielen fast unmöglich machten. Vor allem die Angst vor rüpelhaftem Verhalten der Zuschauer trieb die Clubbesitzer dazu, durch die Eintrittspreise eine de facto Klassenbarriere zu schaffen.¹²⁷

Die Beliebtheit von Baseball kannte diese Grenze allerdings nicht, weshalb sich die Organisatoren des Sports bald Gedanken machen mussten, wie man die *lower classes* in Stadien integrieren könne ohne die gewinnbringende Mittel- und Oberschicht abzuschrecken. Die Lösung bestand in gestaffelten Preissystemen, bei denen Inhaber günstiger Tickets in eigenen, getrennten Bereichen standen, während die teureren Karten ihren Besitzern Zugang zu bequemeren Sitzplätzen oder gar Logen ermöglichten. In der National League der 1870er bis Anfang des 20. Jahrhunderts hieß dies zirka 50 Cent für Stehplätze bis zirka 2 Dollar für eine Loge zu bezahlen. Sogar gezielt auf die Arbeiterschicht ausgerichtet war dagegen

¹²⁶ Siehe Guttman, *Games and Empires*, 97-110.

¹²⁷ Siehe Riess, *Touching Base*, 32.

die 1882 gegründete Konkurrenzorganisation der American Association (AA). Hier wurden Tickets für 25 Cent angeboten, außerdem wurde der Spielplan – mehr noch als ohnehin schon – auf den Sonntag ausgerichtet, was es auch ungelerten Arbeitern, deren Arbeitszeiten an sechs Tagen in der Woche durchaus über zehn Stunden betragen konnte, ebenfalls ermöglichte, sich viele Spiele ihres Teams anzusehen. Eine weitere Neuerung in der AA war der Verkauf von alkoholischen Getränken im Stadion – eine logische Konsequenz aus der Tatsache, dass die Organisatoren hinter der Liga zumeist Brauereibesitzer und Barkeeper waren, die sich einen großen Teil ihres Profits aus eben dem Verkauf ihrer Produkte erhofften.¹²⁸

Als sich 1902 schließlich die beiden großen Ligen zusammenschlossen, blieb die für damalige Verhältnisse recht weit reichende Staffelung der Preise – also zwischen 25 Cent und 2 Dollar – bestehen und ermöglichte, zumindest für einzelne (Sonntags-)Spiele nahezu allen Schichten der WASP¹²⁹ sowie Katholiken irischer und deutscher Abstammung den Zugang zum Baseball-Stadion.¹³⁰ Die neuen Immigranten aus Süd- und Osteuropa hatten zu dieser Zeit im Großen und Ganzen noch kein gesteigertes Interesse am Baseball. Als freizeitlicher Ausgleich neben der anstrengenden Aufgabe, der eigenen Familie eine neue Lebensgrundlage zu schaffen, dienten zunächst meist noch traditionelle Tätigkeiten aus den jeweiligen Herkunftsländern. Erst nach dem Ersten Weltkrieg begann zum einen die gezielte Suche nach Talenten in diesen Einwanderergruppen, und zum anderen die erwünschte Integration von deren Seite, da es sich nun um eine Generation von in den USA geborenen Immigrantenkindern handelte, die durchaus Interesse daran hatten, durch Baseball ihre Zugehörigkeit zur Nation unter Beweis zu stellen.¹³¹

Die Verbreitung von modernem Sport in den USA und die daraus folgende Implementierung von Baseball als Nationalsport des Landes sind also eng verbunden mit der Entstehung eines amerikanischen Nationalbewusstseins. Im

¹²⁸ Im Volksmund wurde die American Association auch gerne als „The Beer and Whiskey League“ bezeichnet. Siehe auch Jonathan Fraser Light, *The Cultural Encyclopedia of Baseball* (Jefferson: McFarland & Company, 2005), 22-24.

¹²⁹ White Anglo-Saxon Protestants.

¹³⁰ Siehe Riess, *Touching Base*, 40-46.

¹³¹ Siehe ebd., 47/48.

politischen Raum der USA war Baseball der erste Sport, der von Seiten der Mächtigen gezielt als ikonographisches Ritual eingesetzt wurde, um eine solche nationale Identität zu kreieren. Durch den Einsatz von Wiederholungen mythischer Erzählungen wie der Doubleday-Legende wurde – ganz nach Arnold – ein auf nationalen Traditionen beruhendes Gemeinwesen geschaffen.

Und die erwähnten Mächtigen setzten sich aus den unterschiedlichsten Ebenen des gesellschaftlichen, politischen und sportlichen Lebens zusammen und können sogar als Vertreter des *Media Sports Complex* gelesen werden. Während Teddy Roosevelt und die protestantischen Kirchen sicherlich etwas herausstechen, steht eine Person wie Albert Spalding als ehemaliger Athlet und aktiver Wirtschaftsvertreter gleichzeitig für die *sports and marketing organizations*, welche die Repräsentation von Sport in ihrem Sinne mitsteuern.

Das Außergewöhnliche aber am amerikanischen Sportraum ist, dass er nicht nur von einem Nationalsport dominiert wird. Im Gegensatz zu den meisten Fußball- oder auch Cricket-Nationen, die allenfalls noch eine zweite annähernd gleichwertige Sportart besitzen, sind es in den USA im Grunde derer vier. Erst in ihrer gemeinsamen Zusammensetzung und Abgrenzung zum Rest der Welt dominierenden Fußball definieren sie diesen kulturellen Aspekt amerikanischer Identität.

C. The Rise of the Rest

Die ausführliche Betrachtung des Aufstiegs von Baseball zum amerikanischen Nationalsport ist deshalb so wichtig, weil sie so eng mit der Herausbildung einer nationalen Identität in einer extrem formativen Phase verbunden war. Im 20. Jahrhundert änderte sich aber zum einen die – sowohl aus internationaler wie auch selbstbezogener Sicht betrachtete – Identität der USA und zum anderen auch die Lage auf dem amerikanischen Sportmarkt. Baseball verliert immer mehr den Status als *National Pastime*, Football ist inzwischen die klare Nummer Eins in der Zuschauergunst und auch Basketball hat es geschafft, gesellschaftliche Grenzen zu überschreiten und ist zu einem amerikanischen, wenn nicht globalen Massenphänomen gereift. Eishockey hat mit Sicherheit nicht denselben gesamtgesellschaftlichen Stellenwert wie die anderen drei großen Sportarten, ist aber zumindest in einigen Regionen ein gleichwertiger Teil der amerikanischen Sportkultur. Die sogenannte schnellste Mannschaftssportart der Welt ist aber insbesondere deshalb von großer Bedeutung für das amerikanische Identitätsgefühl, weil in dieser Sportart der symbolträchtigste Sieg über den Kommunismus während des Kalten Kriegs gelang. Auch wenn man sich die mediale Berichterstattung ansieht, darf sich Eishockey als ein Nationalsport wähen, da in allen überregionalen Zeitungen durchaus ausführlich über die Geschehnisse in der NHL berichtet wird. Überhaupt ist die Bandbreite medialer Berichterstattung ein guter Indikator für die Bedeutung, die eine Sportart im Sportraum einnimmt. In diesem Zusammenhang setzen sich die dreieinhalb großen Nationalsportarten der USA deutlich vom Rest ab.

Erwähnenswert ist, dass der Fußball immer mehr an Bedeutung in den USA gewinnt; nicht nur als Frauen- und Kindersport, wie es schon seit einigen Jahrzehnten der Fall ist, sondern auch als bewusste gesellschaftliche Orientierung zu einem neuen amerikanischen Selbstverständnis, das – zumindest in manchen Regionen wie etwa dem pazifischen Nordwesten, wo Fußball eine große Sympathie erfährt¹³² – sich wieder mehr an Europa ausrichtet.

¹³² In Portland, Oregon gelang es beispielsweise Merrit Paulson, dem Besitzer des Fußballvereins Portland Timbers, mit Unterstützung der Bevölkerungsmehrheit hochklassigen Baseball de facto aus der Stadt zu verdrängen. Das zuvor gemeinsam mit dem Baseballteam Beavers genutzte Stadion wurde zur Saison 2011 in ein reines Fußballstadion umgebaut und die Beavers mussten nach Kalifornien verkauft werden. Siehe Aaron Fentress, „Spring brings nostalgic feelings

Die Geschichten dieser vier Sportarten in den USA sind nicht nur für den amerikanischen Sportraum von historischer Bedeutung, sondern sie sollen in dieser Arbeit auch verdeutlichen, inwiefern einige der wichtigsten Themen und Diskurse der amerikanischen Gesellschaft eng mit Sport verknüpft sind. Während Football zum Beispiel sehr deutlich den schon bei Baseball erwähnten *cult of manliness* hervorhebt und besonders auch die Rolle des Fernsehens aufzeigt, steht beim Basketball der *race*-Diskurs und die Verbindung zwischen Sport und Populärkultur im Vordergrund. Auch die internationalen Verknüpfungen in der heutigen Sportwelt kann man anhand der Bedeutung Basketballs in der Welt nachvollziehen. Eishockey dient – ebenso wie Basketball – als Beispiel für das Konzept des Kulturtransfers; in diesem Fall vor allem zwischen den USA und Kanada. Außerdem ist das Eis Schauplatz der symbolträchtigsten Fehden während des Kalten Kriegs zwischen den USA und der Sowjetunion gewesen. Fußball schließlich führt uns unter anderem die großen Unterschiede zwischen dem amerikanischen und dem globalen, beziehungsweise europäischen Sportraum vor Augen und dient somit unter anderem als bemerkenswerter Gegenpol zu den Olympischen Spielen. Da Fußball, und insbesondere die alle vier Jahre stattfindende Weltmeisterschaft, in den USA eben nicht dieselbe kulturelle Bedeutung innehat wie im Rest der Welt, muss diese Lücke schließlich von einem anderen Ereignis gefüllt werden.¹³³

Um ein ganzheitliches Bild der amerikanischen Sportwelt sowie der Funktionen des Sports im Amerikabild an sich zu erlangen, ist es nun angebracht, sich auch die Entwicklung und Bedeutung der restlichen soeben genannten Sportarten anzusehen.

regarding the loss of the Portland Beavers“, in: *OregonLive.com* (24. April, 2011), http://www.oregonlive.com/mlb/index.ssf/2011/04/april_brings_nostalgic_feeling.html (Zugriff: 29. April, 2011).

¹³³ Natürlich bietet jede der genannten Sportarten – und viele weitere – mehr als genug Raum zur Analyse der unterschiedlichsten gesellschaftlichen Topoi. Um nicht allzu sehr auszufern, habe ich mich daher in der vorliegenden Arbeit jeweils auf einige Themen pro Sportart eingeschränkt.

D. The Rise of Contact Ballet – American Football

Seit 1937 fragt das amerikanische Meinungsforschungsinstitut Gallup die U.S.-Bürger nach ihrem Lieblingssport. Bis Ende der 40er Jahre lag Baseball klar in Führung vor Football, ab dann ging es kontinuierlich bergab, bis es Football 1972 schließlich erstmals gelang, seinen traditionellen Rivalen in der Umfragegunst zu überholen. Und diese Führung hat es bis heute nicht mehr abgegeben. Beim letzten Vergleich 2008 lag Football sogar über 30 Prozentpunkte vor Baseball; insgesamt gaben 41% der Amerikaner das Spiel mit dem Leder-Ei als ihren liebsten Sport an, während nur cirka 10% Baseball nannten.¹³⁴

Dieses deutliche Ergebnis besagt natürlich nicht im Umkehrschluss, dass knapp 90% der Amerikaner keine Baseballfans sind. Es besagt vielmehr, dass die meisten von ihnen, wenn sie sich für einen Sport entscheiden müssen, Football wählen. So zeigt eine andere Gallup-Statistik, in der explizit gefragt wurde, ob man Baseballfan sei oder nicht, dass sich zwischen 1937 und 2006 regelmäßig 40-50% als solche einschätzen – allerdings verglichen mit knapp 50-65%, die dieselbe Frage in Bezug auf Football mit Ja beantworteten.¹³⁵

Diese Beispiele zeigen zwar, dass sich durch geschicktes Fragen im Grunde jede Tendenz statistisch belegen lässt, nichtsdestoweniger lässt sich jedoch feststellen, dass Baseball seinen Status als unangefochtener amerikanischer Nationalsport im Laufe des 20. Jahrhunderts verloren hat. Wenn man innerhalb der dreieinhalb großen Sportarten der USA also von einem Spitzenreiter sprechen will, so kommt man – aller regionalen und lokalkulturellen Umstände zum Trotz – um Football nicht herum.

Die Gründe für die gestiegene Begeisterung der Amerikaner für diesen Sport sind sicherlich vielfältig, für die vorliegende Arbeit aber nur von sekundärem Interesse – deshalb sollen sie an dieser Stelle in gebotener Kürze nur knapp angerissen werden.

¹³⁴ Siehe Gallup: What is your favourite Sport to watch?, „Football Remains Runaway Leader as Favorite Sport“, *Gallup Poll*, <http://www.gallup.com/poll/113503/Football-Remains-Runaway-Leader-Favorite-Sport.aspx> (Zugriff: 29. April, 2011).

¹³⁵ Siehe Keith Isley, „Really? Is Baseball Less Popular?“, *The Hardball Times* (18. August, 2006), <http://www.hardballtimes.com/main/article/really-is-baseball-less-popular/> (Zugriff: 29. April, 2011).

Zu nennen ist zum einen der Spielcharakter: Die Länge eines Baseballspiels geht deutlich über die eines Footballspiels hinaus. Außerdem ist beim Football die Wahrscheinlichkeit einer überraschenden Veränderung des Spielgeschehens höher, was einen größeren Spannungsfaktor als beim Baseball zur Folge hat. Des Weiteren ist die *Regular Season* im Baseball mit 182 Spielen pro Team um ein vielfaches länger als die im professionellen Football, wo es nur cirka 17 Spiele pro Verein sind. Auch dieser Faktor verspricht deutlich mehr Aufmerksamkeit von Seiten der Fans auf die einzelnen Spiele.

Neben diesen sportlichen Charakteristika findet sich ein weiterer bedeutender Grund für den Vorsprung Footballs, wenn man sich den Fernsehmarkt ansieht. Der NFL¹³⁶ ist es besser als der MLB gelungen, sich fernsehtauglich aufzustellen. Während die Baseballsaison traditionell im Sommer stattfindet und die Spiele die ganze Woche über zu verschiedensten Uhrzeiten laufen, haben sich Herbst- und Wintersonntage als Footballtage etabliert. Nicht selten verbringen amerikanische Familien, gerade wenn das Wetter nicht zu einer Beschäftigung im Freien einlädt, ihren Sonntag vor dem Fernseher und sehen sich ein NFL-Spiel nach dem anderen an. Jeder einzelne der Spieltage hat somit schon fast eine Art Eventstatus, beziehungsweise Ritualität erreicht, was das öffentliche Interesse – auch in Bezug auf den späteren Austausch zwischen den Fans – nochmals steigert. Die Krönung dieser Abfolge von ritualisierten Sonntagen bildet natürlich der Super Bowl, der mittlerweile von Milliarden von Menschen weltweit am Fernseher verfolgt wird.

Bereits Ende der 40er Jahre begannen die NFL-Teams damit, mit regelmäßigen Berichterstattungen im Fernsehen zu experimentieren, ab Mitte der 50er Jahre erlebte die Liga einen ersten landesweiten Boom und konnte so immer höher dotierte Fernsehverträge abschließen. Besonders der Erfolg der New York Giants in dieser Zeit verhalf dem Sport und der Liga zu landesweitem Ansehen. New York als Medien-, Kultur- und Finanzzentrum des Landes fiel es leichter als anderen Märkten, die Sportart medial zu bewerben und somit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt zu machen. Entscheidend für den Wiedererkennungswert der Spieler war auch, dass die Werbeindustrie auf sie

¹³⁶ National Football League.

aufmerksam wurde und die Gesichter von Giants-Stars wie Frank Gifford, Kyle Rote oder Charlie Connerly mit Produktwerbung sowie Fernseh- und Radioauftritten ins nationale Bewusstsein trugen.¹³⁷

Der entscheidende Mann für den kometenhaften Aufstieg Footballs in der Gunst der Fernsehzuschauer war Roone Arledge. In den 50er Jahren gelangen dem Journalisten beim Sender NBC erste Erfolge mit Kindersendungen, ehe er 1960 zum Konkurrenten ABC¹³⁸ wechselte und dort mit einem revolutionären Programm die Sportredaktion veränderte. So schlug er speziell im Bezug auf College Football den Produzenten beispielsweise vor, Mikrofone auf dem Platz statt in den Tribünen zu verwenden, um den Zuschauer am akustischen Erlebnis des Spiels teilhaben zu lassen. Außerdem regte er zur Nutzung von Split-Screens, Handkameras und weiteren technischen Innovationen an, die das Spiel für den Fan auf seinem Sofa aufregender machten. Auch die Einführung des *instant replay*, also der direkt auf einen Spielzug folgenden Zeitlupe führte Arledge Mitte der 60er an. Nicht zuletzt veränderte er auch die Berichterstattung vor und während des Spiels entscheidend, indem er zum Beispiel die von Footballexperten durchgeführte Halbzeitanalyse propagierte. Mit Hilfe dieser und weiterer programmatischen Veränderungen erreichte Arledge sein Ziel, Footballübertragungen abwechslungsreicher und unterhaltsamer zumachen, um somit nicht nur den bereits interessierten Fan anzusprechen, sondern eine breitere Öffentlichkeit. Im Stadion ließ er aus diesem Grund bis zu sieben Kameras lediglich die Atmosphäre um das Spielgeschehen herum einfangen, und begründete dieses Vorgehen folgendermaßen: „We asked ourselves: If you were sitting in the stadium, what would you be looking at? The coach on the sideline, the substitute quarterback warming up, the pretty girl in the next section. So our cameras wandered as your eyes would.“¹³⁹

Für ABC, das Anfang der 60er in seinen Zuschauerzahlen nur abgeschlagen auf dem dritten Rang lag, bedeuteten Arledges Neuerungen nicht nur einen Zuschauerboom, sondern damit verbunden mehr Werbeeinnahmen und ein

¹³⁷ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Absents*, 213-17.

¹³⁸ American Broadcasting Company.

¹³⁹ Siehe Randy Roberts und James Olson, „The Impact of Roone Arledge on Televised Sports“, in: Riess, *Major Problems*, 418.

insgesamtes Wirtschaftswachstum. Innerhalb kürzester Zeit konnte es NBC als führenden Sportsender überholen und Anfang der 70er Jahre sogar die führende Position im gesamten Sendervergleich einnehmen.¹⁴⁰

Mindestens ebenso interessant wie ein Begründungsversuch des Überholvorgangs von Football in der Zuschauergunst erscheint mir, die Bedeutung des Sports für die amerikanische Identität zu untersuchen, weniger im Vergleich als vielmehr in Ergänzung zu Baseball. Dadurch, zusammen mit den Betrachtungen der folgenden anderen Sportarten, soll ein Gesamtbild der amerikanischen Sportwelt aufgezeichnet werden, welches ein tieferes Verständnis für den Charakter der Gesellschaft ermöglichen kann.

American Football entstand im letzten Drittel des 19. Jahrhundert an den Colleges der amerikanischen Ostküste, indem jahrhundertealte Volksspiele zu einem organisierten, modernen Sport umstrukturiert wurden. Die bedeutendsten Vorläufer waren dabei Fußball und Rugby, die beide an den Universitäten weit verbreitet waren. Da es in den USA aber nicht die traditionelle Hingabe zu ebendiesen Sportarten gab und jede der Universitäten zunächst ihre eigenen kleineren Regeländerungen vornahm, bestand Anfang der 1880er Jahre der nächste Schritt darin, dass sich eine relativ kleine Gruppe von Funktionären aus Yale, Harvard, Princeton und Columbia zusammentat und dem Spiel nach und nach ein eigenes Gesicht verlieh. Die formative Phase von Football, die aus einer Vielzahl von Regeländerungen bestand, dauerte etwa bis 1912, als die Einführung des *forward passing* dem Spiel im Großen und Ganzen seinen heutigen Charakter verlieh.¹⁴¹

Relativ schnell entwickelte sich Football in dieser Zeit nicht nur zu einem eigenständigen Sport, sondern auch zu einem wichtigen Teil der amerikanischen Kultur. Michael Oriard dazu:

I find no evidence to suggest that the founding fathers of intercollegiate football realized that a nation with little history and less tradition required mythic narratives of national

¹⁴⁰ Siehe Roberts und Olson, „The Impact of Roone Arledge“, 417-25.

¹⁴¹ Siehe Oriard, *Reading Football*, 25-35.

identity, and sensed that football might provide them: the Great American Epic in knickers and canvas jackets. But following the game's nearly haphazard beginnings, these narrative possibilities quickly became evident. [...] the initial games drew small crowds from the contending college communities. By the mid-1880s, however, crowds of ten and fifteen thousand were attending the Thanksgiving Day championship, thirty and forty thousand by the early 1890s.¹⁴²

Im Grunde ist der Erfolg von Football um die Jahrhundertwende vergleichbar mit dem Erfolg von Baseball. In einer Zeit der Industrialisierung, des Wegfalls der *frontier* und der verstärkten Urbanisierung waren amerikanische Männer immer seltener gezwungen, sich ihre körperliche Stärke im Alltag und der bäuerlichen Arbeit zu verschaffen. Sport wurde nicht nur zum Symbol von Männlichkeit, sondern auch zu einem ganz praktischen Mittel, diese in jungen Amerikanern zu erhalten.

Ein entscheidender Faktor im Charakter von Football, den Baseball nicht besitzt, war und ist noch immer die Gewalt und Brutalität, die dem Sport innewohnt. Wie heute auch gab es schon damals etliche Stimmen, die ein Ende dieser Gewalt forderten, oder zumindest für Regeln plädierten, die die Brutalität mindern sollten. Dass sich der Sport trotz – oder gerade wegen – seines Hangs zur Gewalt dennoch in dieser Form durchgesetzt hat, steht in engem Zusammenhang mit dem *cult of the strenuous life* beziehungsweise *cult of manliness*, der die *Progressive Era* erheblich mitbestimmt hat. Die Angst, dass Männer immer mehr verweiblicht würden, war groß in dieser Zeit. Sie findet sich in der Literatur wie auch in der politischen Programmatik und bietet eine Erklärung, warum Football so wichtig wurde, gerade für die amerikanische Männerwelt. Diejenigen, die selbst spielten, konnten ihre Männlichkeit unter Beweis stellen. Diejenigen, die das Spiel verfolgten, konnten sich in die dramatischen Handlungsstränge wettbewerbsorientierter Männlichkeit zumindest hineinversetzen.¹⁴³

Oriard erklärt: „The outcry against football brutality was great, but concern over the possibility of an emasculated American manhood was greater; football was

¹⁴² Oriard, *Reading Football*, 34.

¹⁴³ Siehe ebd., 189-93.

saved not by eliminating all violence but by compromising on an acceptable degree of physical danger.”¹⁴⁴

Später, während des Kalten Kriegs, waren die Amerikaner vielen neuen Ängsten und Spannungen ausgesetzt. Nicht enden wollende nukleare Bedrohung, Wettrüsten und Wettlauf mit den Sowjets um globale politische und kulturelle Kontrolle, sich verändernde gesellschaftliche Werte zu Rassen- und Geschlechterfragen und nicht zuletzt die Unsicherheit was die eigene materielle Zukunft anging waren nur einige der vorherrschenden Themen dieser Zeit. Vor diesem Hintergrund nutzten die Amerikaner kulturelle Einrichtungen wie Football, um ihre nationale Identität zu stärken und amerikanische Eigenheit gegenüber dem Klassenfeind zu demonstrieren. Kulturelle Werte und Diskurse wie Gemeinschaft, Individualismus, Maskulinität und Exzeptionalismus, die sich im Sport wie auch in der Gesellschaft fanden, wurden zu einem nationalen kulturellen Konglomerat gegen den Kommunismus vereint.¹⁴⁵

Der *American Way of Life*, der während des Kalten Kriegs zu verteidigen war, bestand vordergründig natürlich aus Kapitalismus, Demokratie sowie der individuellen Freiheit. Im Hintergrund spielte aber auch immer das amerikanische Selbstverständnis eine Rolle, dass man dem Rest der Welt überlegen und deshalb ein Vorbild sei. Hinzu kam, dass Football, anders als Baseball, immer schon mit Krieg verglichen wurde. Das primäre Ziel ist zwar nicht die Zerstörung des Gegners, aber die Eroberung dessen Territoriums. Insofern war der Sport hervorragend als Analogie auf das Ringen um internationale Zustimmung zwischen den USA und der UdSSR geeignet. So wie man den gegnerischen Raum auf dem Spielfeld durch kontinuierliches Eindringen erobern kann, sollte sich die Welt durch militärisches und kulturelles Eingreifen von Seiten der USA zu deren Philosophie und Lebenswandel bewegen lassen.

Auch der beidseitige Austausch von Terminologie zwischen Football und moderner Kriegsführung ist ein Indiz für deren kulturelle Verbindung. So gibt es

¹⁴⁴ Oriard, *Reading Football*, 191.

¹⁴⁵ Siehe Kurt Edward Kemper, *College Football and the American Culture in the Cold War Era* (Urbana: University of Illinois Press, 2009), 1-6.

beispielsweise die Position des *gunner*, der beim *punt* als erstes den ballführenden Gegner zu Boden ringen soll, und die Defensivtaktik *blitz*, die, angelehnt an den deutschen Blitzkrieg, zu einem schnellen und überraschenden Angriff auf den gegnerischen Quarterback führen soll. Auf der anderen Seite bezeichnete etwa der amerikanische General Norman Schwarzkopf eine Taktik, die irakischen Soldaten im ersten Golfkrieg zu bekämpfen, als *hail Mary*, im Football ein weiterer Passversuch in die gegnerische Endzone.¹⁴⁶

Football wurde während des Kalten Kriegs sowohl als vereinende kulturelle Kraft im Kampf gegen den Kommunismus gesehen, die amerikanische Tugenden wie Härte, Aufopferung oder Disziplin vertrat, gleichzeitig aber auch als distinktiv amerikanisches Kulturgut, das das Land vom Rest der Welt abhob. Diesen amerikanischen Geist, vor allem aber die amerikanische Eigenart im Football beschreibt beispielsweise Arthur Coleman, ehemaliger *athletic director* der Louisiana State University: „[Football is] a great American tradition, [embodying] physical prowess. [...] The game is rugged [...] almost brutal, for men only [...], the closest thing to gladiatorial combat. [It] has absolutely no hold on foreigners”.¹⁴⁷

Genau wie vor über 100 Jahren bietet Football – und Sport im Allgemeinen – auch heute noch die Möglichkeit, einen Einblick in die Gesellschaft, in der er floriert, zu erhaschen. Heute muss man aber deutlich differenzierter hinsehen, da sich der Sport selbst in verschiedene Richtungen weiterentwickelt hat und somit auch etliche unterschiedliche Ebenen der kulturellen Verknüpfung errichtet hat. Allein schon die Aufteilung in Jugendsport, College-Football und die Profiligas bietet drei unterschiedliche Kontexte kultureller Zusammenhänge an. Während es im Jugendsport beispielsweise um den Konflikt zwischen Spiel und Erziehung geht, kann man beim College-Football darüber sinnieren, wie die Beziehung zwischen universitärer Selbstdarstellung und akademischer Leistung funktioniert. Gerade für einen Europäer ist es schwer nachzuvollziehen, wie und warum eine

¹⁴⁶ Siehe „Schwarzkopf’s Strategy“, in: *The Los Angeles Times*, 28. Februar, 1991.

¹⁴⁷ Dieses Zitat ist eine Zusammensetzung aus zwei Quellen: Arthur Coleman, „What is Football?“, *Daily Reveille*, 11. Oktober, 1961, 8. Und: Willie Morris, *The Courting of Marcus Dupree* (New York: Dell, 1983), 109/10.

Universität jährlich Millionen von Dollar in ihre Sportprogramme stecken kann und will, nur um auf der nationalen Bühne dementsprechend vertreten zu sein.¹⁴⁸

Wenn man sich den Profifootball heutzutage vor Augen führt, ist auffallend, dass hier die Lücke zwischen Anhängerschaft und Aktivität weit größer klafft als bei den anderen Sportarten. Aufgrund der teuren und umfassenden Ausrüstung, die benötigt wird, und angesichts der Brutalität hat kaum ein Amerikaner jemals wirklich organisierten Football gespielt – und dass obwohl Football, wie erwähnt, der bei weitem beliebteste Zuschauersport ist. Diese Tatsache lässt den Schluss zu, dass Football in den USA heute mehr eine „kulturelle Ikone der Unterhaltung als Sport“¹⁴⁹ ist. Gerade die intensive Verbindung des Sports zum Fernsehen hat Football zum absoluten Dominator nicht nur des amerikanischen Sportraums, sondern zumindest auch der Fernsehebene des kulturellen Raums werden lassen.

In Hinblick auf die theoretischen Grundlagen dieser Arbeit lassen sich bei der Betrachtung von American Football zwei Dinge hervorheben: zum einen die erfolgreiche Anwendung der Elemente des *Media Sports Complex*, die den Sport in den letzten Dekaden zum beliebtesten des Landes machten, und zum anderen die nicht minder einflussreiche Implementierung von Ritualen und Symbolen, die Football zu einem wichtigen Teil der amerikanischen Identität werden ließen.

In Bezug auf den MSC hat sich gezeigt, dass es vor allem die technische Dimension dieser Theorie ist, bei der Football seit dem Ende der 50er Jahre seine Trümpfe gegenüber anderen Sportarten ausgespielt hat. Rooney Arledge und seine Kollegen haben mit ihren eingeführten technischen Neuerungen zu einer Kettenreaktion innerhalb des Gefüges des MSC geführt, indem sie nicht nur selbst – als *media organization* – die Repräsentation des Sports, sondern dadurch auch direkt die Gruppe der Rezipienten verändert und erweitert haben. Aus diesem Zuschauerzuwachs konnte natürlich auch der finanzielle Einfluss von Seiten der Industrie – also von *marketing organizations* – gesteigert werden. Und schließlich komplettierten die Spieler – also die *sports organization* – diesen

¹⁴⁸ Einen guten Überblick über den College-Football bietet zum Beispiel Kempers *College Football and the American Culture in the Cold War Era*.

¹⁴⁹ Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*, 225.

Schneeballeffekt, indem sie die Chancen ergriffen haben, sich als werbewirksame Plattformen zu inszenieren und so den Erfolg des gesamten Sports weiter voranzutreiben.

Durch die beschriebene Ritualität, gepaart mit der Inszenierung amerikanischer Werte wie Männlichkeit und Teamgeist, hat sich der Sport auf der anderen Seite – natürlich mit Hilfe der Fernsehübertragungen – als unausweichlicher Teil des amerikanischen Kulturraums etabliert. Die ständige Wiederholung der sportlichen Handlungsabläufe wurde und wird mit der gezielten Identifikation mit gesellschaftlichen Tugenden zusammengefügt und dient so, ganz nach Arnold, der individuellen und gemeinschaftlichen Orientierung und Identität.

Nicht zuletzt bieten Football, Baseball und alle anderen Sportarten natürlich auch einen Spiegel für den *race discourse* in der amerikanischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts an. Kein Sport dürfte hier allerdings exemplarischer stehen als Basketball, dem ich mich im Folgenden zuwenden werde.

E. The Rise of the Icons - Basketball

Spätestens seit dem Aufstieg Michael Jordans von einem „lediglich“ außergewöhnlich guten Athleten zu einer globalen Sport- und Stilikone in den 1990er Jahren hat sich Basketball zweifelsfrei als der dritte Nationalsport der USA etabliert. Durch das endgültige Schwinden der Segregation in den 60ern und 70ern änderte sich das Spiel auf professionellem und universitärem Level von einer langsamen, eintönigen Angelegenheit zu einer der rasantesten Sportarten, die sowohl Mannschaftsgeist als besonders auch individuelle athletische und artistische Leistungen hervorbringt und verlangt. Sowohl die Leistungen der ersten afroamerikanischen Superstars wie Bill Russell oder Wilt Chamberlain als auch die Einführung neuer Regeln¹⁵⁰ machten das Spiel ab den 60er Jahren schneller, spannender und punktereicher.

Weitaus mehr als die anderen großen amerikanischen Sportarten schafft es Basketball heute, sich als eigenständiger Part der Populärkultur zu etablieren. Durch seine Stars hat der Sport das Leben und die Lebensweise der afroamerikanischen Gesellschaft in den USA in den *mainstream* einbezogen. Hip-Hop, kahlrasierte Köpfe und vollständig tätowierte Körper wurden gesellschaftsfähig. Turnschuhe – zunächst Converse, später Nikes Air Jordan – wurden vom Sportequipment zum Fashiontrend transformiert. Basketballspieler sind oft nicht nur Sportler, sondern auch Schauspieler, Sänger oder Modeschöpfer. Auf jeden Fall aber sind sie Stilikonen. Von einer rein amerikanischen Erfindung Ende des 19. Jahrhunderts hat sich Basketball zum globalsten der dreieinhalb Nationalsportarten entwickelt, und wird heute auf allen Kontinenten mit Begeisterung und inzwischen auch Erfolg gespielt.

Im Dezember 1891 erhielt der kanadische Sportlehrer James Naismith von seinem Vorgesetzten an der School for Christian Workers in Springfield, Massachusetts, den Auftrag, einen Hallensport für die Wintermonate zu kreieren, um die Schulsportler im Training halten zu können. Auch wenn sich *Basket Ball*, das

¹⁵⁰ Insbesondere die Einführung der 24-Sekunden-Uhr 1954 erwies sich als dramatische und wichtige Veränderung. Sie besagt, dass ein Team ab Ballbesitz innerhalb von 24 Sekunden den Ball mit dem gegnerischen Korb in Berührung bringen muss, also einen Punktversuch unternehmen muss. Zuvor kam es gerade gegen Ende eines Spiels oft vor, dass das führende Team allein auf Ballsicherung bedacht war, was viele Zuschauer langweilte und zum frühzeitigen Verlassen der Arena veranlasste. Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*, 226.

Naismith erfand, in vielen Aspekten vom modernen Basketball unterschied – so durfte beispielsweise nicht gedribbelt werden, außerdem wurde neun gegen neun gespielt – so lassen die von ihm aufgestellten 13 Regeln den heutigen Sport doch deutlich erkennen und belegen James Naismith als seinem Erfinder¹⁵¹

Der Sport fand schnell viele Anhänger, zunächst vor allem an den Universitäten, beim YMCA und in der Armee. Schon Anfang des 20. Jahrhunderts fanden regelmäßige Wettkämpfe zwischen den Colleges statt und ab 1915 fand sich ein aus der Amateur Athletic Union of the United States, der National Collegiate Athletic Association und der YMCA zusammengesetztes Komitee zusammen, das kontinuierlich über neue, standardisierte Regeln beriet. Auch professioneller Basketball hatte seinen Ursprung bei der YMCA, deren Abteilung in Trenton, New Jersey 1896 das erste Team bildete, das den Sport für monetäre Entlohnung betrieb. Zwei Jahre später startete die erste aus sechs Teams bestehende Profiligen ihren Spielbetrieb. 1949 schließlich formierte sich aus verschiedenen anderen Ligen heraus die National Basketball Association (NBA).¹⁵²

Man mag sich an dieser Stelle die Frage stellen, warum sich Basketball, das bis Mitte des 20. Jahrhunderts zwar relativ verbreitet, aber nicht annähernd so sehr Teil des amerikanischen Sportraumes wie etwa Baseball oder Football war, später dennoch relativ rasch als gleichwertiger Nationalsport durchsetzen konnte. Und warum das einem Sport wie Fußball nicht gelang. Markovitz und Hellerman kommentieren dies folgendermaßen:

[...] Basketball [konnte] mit dem Major League Baseball und dem Collegefootball zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwar nicht konkurrieren, wenn es um kulturelle Wahrnehmbarkeit ging. Auf lokaler Ebene war das Spiel aber ganz gewiß vertreten, was wiederum das Fundament war für sein Auftreten als bedeutendes Kulturphänomen auf Collegeebene gegen Ende der dreißiger Jahre. Dasselbe galt in den fünfziger Jahren für den Profibereich. [...] Basketball wurde von 1900 bis 1930 in weiten Teilen Amerikas gespielt und hatte seine Zuschauer. Auf den Fußball traf das nicht zu, und das war für die

¹⁵¹ History of Basketball, <http://www.history-of-basketball.com/history.htm> (Zugriff: 04. Mai, 2011).

¹⁵² Ebd.

sehr verschiedenen Wege der beiden Sportarten im amerikanischen Sportraum des 20. Jahrhunderts von entscheidender Bedeutung.¹⁵³

Interessanterweise war Basketball in den 20er und 30er Jahren besonders unter amerikanischen Juden ein beliebter Sport. Während einige Journalisten der damaligen Zeit dieses Phänomen mit rassistischen Untertönen zu erklären versuchten¹⁵⁴ liegt eine deutlich rationalere Lösung viel näher. Juden, insbesondere aus Osteuropa, machten zu dieser Zeit einen großen Teil der Einwanderer in den mittleren und größeren Städten des Ostens und mittleren Westens aus. Wie die Amerikaner selbst suchten sich auch die Immigranten sportliche Betätigungen aus, um zum einen die wenige Freizeit zu nutzen, die ihnen das urbane Leben bot, und zum anderen einen Weg der körperlichen Ertüchtigung zu finden. Basketball mit seinen einfachen Regeln und wenigen notwendigen Ausrüstungsgegenständen bot besonders den weniger privilegierten Schichten eine willkommene Möglichkeit. So verbreitete sich der Sport besonders an Schulen, in Jugendeinrichtungen oder eben – als eine Vorform des heutigen Streetball - auch auf der Straße.¹⁵⁵

Den integrativen Effekt, den Basketball für die jüdische Gemeinde in dieser Zeit hatte, fasst Peter Levine zusammen:

[...] basketball provided a large segment of second-generation Jewish youth from urban East European working-class backgrounds opportunities to relish what was most exciting about being an American. [...] through basketball, these children of immigrants became active participants in the process of deciding what it was to be an American and what it was to be Jewish. [...] these people recognized an incredible feature of American life totally alien to their parents' European beginnings.¹⁵⁶

¹⁵³ Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*, 157.

¹⁵⁴ Paul Gallico, Sportjournalist der *New York Daily News*, schrieb beispielsweise 1937: „[...] Jews flock to basketball by the thousands (because it placed) a premium on an alert, scheming mind [...] flashy trickiness, artful dodging and general smart slickness“. Etwas positiver, aber nicht weniger von Vorurteilen belastet, äußerte sich 1936 der Campus-Redakteur des New York City College, Stanley Frank: „the characteristics inherent in the Jew [...] mental agility, perception [...] imagination and subtlety [...] If the Jew had set out deliberately to invent a game which incorporates those traits indigenous in him [...] he could not have had a happier inspiration than basketball“. Siehe jeweils Peter Levine, „Basketball and the Jewish-American Community, 1920s – 1930s“, in: Riess, *Major Problems*, 299.

¹⁵⁵ Siehe ebd., 299-301.

¹⁵⁶ Ebd., 307.

Mit Hilfe des Sports gelang es also der jüdischen Jugend, eine ganz eigene – von säkularen und kirchlichen Autoritäten getrennte – Assimilation an ihre neue Umgebung voranzutreiben.

Bis Ende der 1970er war die NBA jedoch noch weit entfernt von dem Ansehen, das sie heute genießt. Einige Teams standen vor dem finanziellen Kollaps und das öffentliche Interesse war so gering, dass selbst die Finalsplele nur als Wiederholungen spät am Abend im Fernsehen zu sehen waren. Das Spiel wurde generell als langweilig empfunden und die inzwischen überwiegend schwarzen Athleten von einer breiten Öffentlichkeit kritisch beäugt, auch aufgrund einiger Vorfälle von Drogenkonsum in Spielerkreisen. Der überwiegende Teil der finanzkräftigen Sportfans war nun einmal weiß und nicht immer so offen wie die Vorreiter der Gleichberechtigungsbewegung.¹⁵⁷

Hinzu kam, dass zu dieser Zeit die großen Sportmärkte wie Los Angeles und New York keine besonders guten NBA-Teams besaßen und somit das öffentliche Interesse gerade in diesen wichtigsten Regionen zu Wünschen übrig ließ.¹⁵⁸

Einer der Gründe für den aus diesem Tiefpunkt folgenden Aufstieg der Liga und des Sports im Allgemeinen sind die Personen, die zu dieser Zeit auf die Bühne traten. Neben den neuen Superstars auf dem Parkett wie Julius Erving, Kareem Abdul-Jabbar, Michael „Magic“ Johnson oder Larry Bird übernahmen auch innovative Leute wie David Stern (ab Mitte der 80er Jahre NBA-Chef) oder Lakers-Besitzer Dr. Jerry Buss das Ruder der Organisation. Diese erkannten, dass Basketball und besonders die NBA die einmalige Chance hatten, eine neue amerikanische Sportidentität zu schaffen, die es so in keiner der anderen großen Ligen gab. Eine Identität, die sich um das schwarze Amerika als ihren kulturellen Kern drehte, gepaart mit populärkulturellen Einflüssen der gegenwärtigen amerikanischen Gesellschaft, um ein möglichst breites Publikum anzusprechen. Als Mittel dienten beispielsweise die Engagements der ersten Cheerleaderteams oder das Verpflichten von R&B-Größen wie Marvin Gaye oder Jeffrey Osborne

¹⁵⁷ Siehe Davis Davis, „Marvin, Marvin“, in: Bob Batchelor, *Basketball in America – From the Playgrounds to Jordan’s Game and Beyond* (New York: The Haworth Press, 2005), 38.

¹⁵⁸ Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*, 230.

als Interpreten der Nationalhymne. Besonders die Los Angeles Lakers entwickelten sich zu einem „hippen“ Treffpunkt von Hollywoodstars und berühmten Musikern, die sich für den nun deutlich spektakuläreren Spielstil der Sportler begeisterten.¹⁵⁹

Nachdem sich die NBA also zunächst bei der Populärkultur bediente, um sich selbst vor dem Untergang zu retten, hat sich das Verhältnis mittlerweile umgekehrt: Heute beeinflusst die Liga in erheblichem Maße viele Ebenen besonders der Jugendkultur – nicht nur in den USA, sondern weltweit. Man denke in diesem Zusammenhang beispielsweise an das Nike-Logo, das durch Michael Jordan zu einem der weltweit am meisten erkannten Symbole wurde, vergleichbar mit den McDonald's-Bögen oder dem Coca-Cola-Schriftzug. Oder man führt sich den Siegeszug der Sneakers als Alltagsschuh vor Augen. Nicht zuletzt die Basketballtrikots und –shorts selbst, die sich als Freizeitkleidung durchgesetzt haben und zum Beispiel von Musikern in ihren Videos oder Schauspielern in ihren Filmen getragen werden, ohne dass sich ein Zuhörer oder -schauer darüber wundern würde.

Kelly McMasters über die Wirkung, die beispielsweise Jordans Vertrag mit Nike auf die Populär- und Modekultur der USA hatte:

Sit back for a moment and try to imagine a world without Nike. It is a surprisingly difficult thing to do. Would athletes still be worshipped as demigods and rock stars? Would America still be so fitness-obsessed, with exercise and gym culture an integral part of our everyday lives? More important, would we all still have at least three pairs of sneakers kicking around in our closets? [...] had Michael Jordan chosen to ignore his parents' prodding in 1984 about a certain business trip to see a certain sportswear company, the world certainly would not look exactly the way it does today.¹⁶⁰

Basketball und vor allem die Marke NBA haben es wie kein anderer Profisport geschafft, sich als eigenständige Ebene der populären Kultur zu etablieren und somit einen erheblichen Beitrag zur Vermischung von Sport und Identität nicht nur in der amerikanischen Gesellschaft geleistet.

¹⁵⁹ Siehe Davis, „Marvin, Marvin“, 37-45.

¹⁶⁰ Kelly McMasters, „Nike and Popular Culture“, in: Batchelor, *Basketball in America*, 47.

Die Internationalität des amerikanischen Basketball lässt sich anhand von zwei Kriterien verdeutlichen: einerseits die steigende Aufnahme ausländischer Spieler in die NBA, andererseits das gestiegene Spielniveau unterschiedlichster Nationen und die damit verbundene Konkurrenzfähigkeit auf dem internationalen Parkett – sogar mit den USA.

Zu Beginn der Saison 2010/2011 präsentierte die NBA eine neue Rekordzahl von ausländischen Spielern. 84 Basketballspieler aus 38 verschiedenen Ländern hatten sich – teilweise an US-Universitäten, teilweise in ihren jeweiligen Heimatländern – gegen den riesigen Pool einheimischer Talente durchgesetzt. Frankreich stellte mit elf Sportlern den größten Anteil an Ausländern, gefolgt von der Türkei mit fünf sowie Spanien, Argentinien, Brasilien, Kanada und Serbien mit jeweils vier Athleten. Zehn Jahre zuvor, zu Beginn der Saison 2000/2001 waren es nur 45 internationale Spieler aus 28 Ländern.¹⁶¹

Damit setzt die Liga einen Trend fort, der Ende der 1990er begonnen hat und einer breiten, internationalen Öffentlichkeit erstmals während der Finalserie 1998 bewusst wurde. In dieser Serie spielten letztmals die Chicago Bulls um Michael Jordan und Scottie Pippen um den Titel, wobei diese beiden eben nicht die einzigen Stars des Teams waren. Der Kroatene Toni Kukoc und der Australier Luc Longley erzielten nach den beiden Superstars im Schnitt die meisten Punkte im Team und waren somit unverzichtbare Stützen für den Titelgewinn.¹⁶²

Schon seit Einführung der Liga Mitte des 20. Jahrhunderts gab es natürlich immer den einen oder anderen ausländischen Spieler. Dass es aber gerade in den 1990ern zu einem solch drastischen Anstieg kam, hatte hauptsächlich zwei Gründe. Zum einen öffnete sich durch das Ende des Kalten Krieges die Barriere für sowjetische Athleten, in den USA zu spielen, zum anderen breitete sich die NBA innerhalb weniger Jahre auf einige neue Märkte – unter anderem 1996 mit neuen Teams in Vancouver und Toronto nach Kanada – aus und benötigte deshalb relativ rasch einen Zustrom erfahrener Basketballspieler.

¹⁶¹ „Season opens with record 84 international players“, *NBA.com*, <http://www.nba.com/news/2010-11-international-players/index.html> (Zugriff: 11. Mai, 2011).

¹⁶² „1997-98 Chicago Bulls Roster and Statistics“, *Basketball-Reference.com*, <http://www.basketball-reference.com/teams/CHI/1998.html> (Zugriff: 11. Mai, 2011).

Besonders in Litauen gab es zu dieser Zeit schon eine langjährige Basketballtradition und so war es nicht verwunderlich, dass der Litauer Sarunas Marciulionis der erste ehemalige Sowjetathlet war, der 1989 in Golden State einen NBA-Vertrag unterzeichnete. Bereits im Vorfeld hatte es Ende der 80er Jahre erste sportliche Austauschprogramme zwischen den Klassenfeinden gegeben, etwa durch eine Russlandtour der Atlanta Hawks 1988 oder die Einladung des sowjetischen Nationalteams zu einem NBA-Turnier in die USA. Den endgültigen internationalen Durchbruch schaffte die NBA schließlich durch die Öffnung der Olympischen Spiele für Profis und die erstmalige Teilnahme des *Dream Teams* bei den Spielen 1992 in Barcelona. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass das amerikanische Nationalteam im Vorfeld der Spiele eine Europatour absolvierte und so schon Wochen vor Beginn der eigentlichen Veranstaltung eine gewaltige Werbekampagne ins Rollen brachte.¹⁶³

Die Globalisierung von Basketball drückt sich aber nicht nur in den Statistiken der NBA aus, sondern eben auch im internationalen Wettbewerb – eine Tatsache, die den USA besonders bei der Weltmeisterschaft 2002 im eigenen Land bewusst wurde, als man nach Niederlagen gegen Jugoslawien und Spanien nur enttäuschender Sechster wurde.¹⁶⁴

Die Internationale Basketball Föderation (FIBA) wurde bereits 1932 in Genf gegründet, als bekannt wurde, dass der Sport bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin erstmals offiziell ausgetragen werden würde. 1904 in St. Louis war Basketball bereits als Showevent gespielt worden. Aus den ursprünglich acht Gründerstaaten sind mittlerweile über 200 Mitgliedsnationen geworden und die FIBA ist verantwortlich für alle internationalen Wettbewerbe, inklusive der Weltmeisterschaften sowie des olympischen Basketballturniers.¹⁶⁵

Wie keine der anderen amerikanischen Nationalsportarten hat Basketball nicht nur auf dem Feld der Populärkultur, sondern auch im Spielablauf selbst zu einem

¹⁶³ Siehe Renada Rutmanis, „Foreign Players and the Globalization of Basketball“, in: Batchelor, *Basketball in America*, 166/67.

¹⁶⁴ Auch die dritten Plätze 1998 und 2006 entsprachen keinesfalls dem eigenen Anspruch der USA als beste Basketballnation der Welt. Siehe www.fiba.com (Zugriff: 11. Mai, 2011).

¹⁶⁵ Siehe Rutmanis, „Foreign Players and the Globalization of Basketball“, 167.

kulturellen Austausch zwischen den unterschiedlichsten Nationen beigetragen. Renada Rutmanis über den gegenseitigen Einfluss des internationalen Spiels:

[...] FIBA does not allow play to be as physical as in the NBA, [...]. Because of this, international players are more accustomed to playing as a team rather than man-to-man defense, making them less likely to drive and more likely to shoot. [Some NBA-Teams] like to play a fast-running game, which may have developed because they are [...] teams with a number of foreign players. [...] Of course, there has also been an American influence on the international game, which has resulted in better ballhandling, improved perimeter game, and the development of an inside game.¹⁶⁶

Ungefähr seit den 1970er Jahren hat sich Basketball zunächst ins Zentrum der amerikanischen Populärkultur bewegt und inzwischen sogar einen weltweiten nicht von der Hand zu weisenden kulturellen Einfluss erlangt. Der Sport bestimmt in verschiedenen Kultur- und Klassenkreisen beispielsweise die Mode, die Musik, Kunst, Filme und spielt nicht zuletzt natürlich Milliarden von Dollar in die Wirtschaft ein. Auf der anderen Seite aber war und ist Basketball – wie andere Sportarten auch – natürlich auch aus sozialen Problemzonen nicht wegzudenken, seien dies Klassenkonflikte, Armut, Drogen- und Dopingmissbrauch oder natürlich der besonders in den USA immer aktuelle *race* Diskurs.

Basketball hat sich in diesem Zusammenhang als ein zweiseitiges Schwert herausgestellt, das sowohl integrative als auch spaltende gesellschaftliche Formen annehmen kann. Als durchaus positiv werten kann man beispielsweise die Art und Weise, wie der Sport – und allen voran seine Superstars wie Jordan, Magic Johnson oder Charles Barkley – die allgemeine Öffentlichkeit an das Bild schwarzer Sportler und Helden gewöhnt hat. Von allen großen amerikanischen Sportarten hatte Basketball auch den ersten schwarzen Head Coach (Bill Russel) sowie den ersten schwarzen Besitzer eines Profiteams (Robert Johnson). Dass ein breiter Durchschnitt der Gesellschaft überwiegend schwarzen Teams zujubelt, wäre in dieser Form vor dem Erfolg der NBA kaum denkbar gewesen.¹⁶⁷

¹⁶⁶ Rutmanis, „Foreign Players and the Globalization of Basketball“, 172/73.

¹⁶⁷ Siehe Batchelor, *Basketball in America*, 295-97.

Ende der 1930er Jahre begannen Afroamerikaner, Basketball für sich zu entdecken und den Sport weiterzuentwickeln. Sowohl im Jugendbereich als auch bei den beiden großen schwarzen Profiteams New York Renaissance und Harlem Globetrotters – die natürlich getrennt von den weißen Ligen spielten – setzte sich ein deutlich schnelleres, von *jump shots* und gekonntem *ballhandling* geprägtes Spiel durch. Ein Spiel, das die weißen Trainer und Journalisten der Zeit oft nicht als Basketball bezeichnen wollten.¹⁶⁸

Der schwarze Coach Calvin Irvin dagegen, der das Spiel in dieser Zeit lernte, hat eine etwas andere Meinung: „What we called ‚Our Basketball‘ is the basketball you are playing today.“¹⁶⁹

Erst im Laufe der Bürgerrechtsbewegung in den 1960ern gelang es schließlich, die Rassentrennungen im Basketball, wie auch in den anderen großen Sportligen, nach und nach endgültig aufzulösen und zumindest auf dem Papier eine Gleichberechtigung zu erlangen. Riess zu dieser Entwicklung:

[...] during [World War II], when African-American soldiers were dying for their country, there were growing demands by civil rights leaders and liberal politicians for racial equality, which included integration of the playing fields. [...] Integration took place at a slow pace – it was twelve years before the last major league team, the Boston Red Sox, became integrated. [...] On the collegiate level, certain southern schools would not play football or basketball teams having African-Americans as late as the early 1960s, and some southern schools fielded white-only teams until the late 1960s.¹⁷⁰

Ein Grund, warum die USA immer mehr dazu in der Lage waren, schwarze Basketballspieler zu bewundern, lag in ihrer Athletik, die auch durch die Werbung und die Sponsoren hervorgehoben wurden. Batchelor dazu: [...] the spots featuring [Spike] Lee's Mars Blackmon character worked because of the emphasis on athletic artistry, not [Michael] Jordan's color.“¹⁷¹

¹⁶⁸ Siehe Gena Caponi-Tabery, „Jump for Joy – Jump Blues, Dance, and Basketball in 1930s African America“, in: John Bloom und Michael Nevin Willard (Hg.), *Sports Matters – Race, Recreation, and Culture* (New York: New York University Press, 2002), 39-74.

¹⁶⁹ Siehe ebd., 52.

¹⁷⁰ Siehe Riess, *Major Problems*, 370.

¹⁷¹ Batchelor, *Basketball in America*, 296.

Umso tragischer ist es allerdings, dass gerade diese Hervorhebung der Athletik schwarzer Sportler umgekehrt auch rassistische Assoziationen wecken kann. Auch hierzu äußert sich Batchelor in treffender Weise:

Words such as „athletic“, when applied to a black player, most often suggest that he or she relies on jumping and quickness rather than intelligence, a good jump shot, and other basic skills. In contrast, the familiar adage, „white men can't jump,“ leads white players to develop guard skills, particularly point guard, where they can use their „superior intelligence“ to run the offense. Racial stereotypes such as these are detrimental to progressing realistic notions about society.¹⁷²

Nichtsdestoweniger ist Basketball in den USA meiner Meinung nach noch immer der wichtigste Sport, wenn es um die Integration der schwarzen Bevölkerung in den amerikanischen *mainstream* geht. Gerade weil beim Basketball ganz offensichtlich auf dem Parkett Mann gegen Mann gespielt wird und somit schwarz und weiß miteinander spielen, beziehungsweise direkt aufeinandertreffen, wird der Beobachter – sofern er denn ein latentes Vorurteil besitzt – zu einer Art Dialog aufgefordert. Natürlich machen auch im Baseball und Football schwarze Athleten einen großen Teil der Profiteams aus, aber die direkte Konfrontation ist hier bei weitem nicht so deutlich wie im Basketball. Während im Baseball jeder Spieler im Grunde allein gegen sich und den Ball antritt und die einzelnen Gegner zu weit voneinander entfernt sind, ist der Footballspieler – trotz mehr als deutlichem direktem Körperkontakt – durch seine Ausrüstung, inklusive Helm, verdeckt und wird dadurch beinahe anonym. Auch wenn Basketball nicht jedes Vorurteil widerlegen kann und wird, so öffnet er zumindest einen oft ehrlichen gesellschaftlichen Dialog über die Rolle und Bedeutung der verschiedenen kulturellen Einflüsse, die die USA ausmachen.

Bei der Entwicklung von Basketball in den USA ist der Einfluss der Medien – im Gerüst des *Media Sports Complex* – etwas weniger deutlich sichtbar als etwa beim Football. Dafür stechen hier die beiden anderen großen Spieler hervor, also die Wirtschaft und die Sportler selbst (beziehungsweise die NBA als Marke insgesamt). Große Unternehmen wie Converse, Adidas und Nike haben es

¹⁷² Batchelor, *Basketball in America*, 297.

geschafft, ein neues, positives Bild vor allem von afroamerikanischen Athleten zu erzeugen, das sich zu einem wahren Verkaufsschlager innerhalb der amerikanischen Jugend entwickelt hat. Einen ebenso großen Anteil an diesem Erfolg haben die Sportler und die Liga selbst, denen es gelang, vom Image des schwarzen Kriminellen in weiten Teilen wegzukommen und sich im *mainstream* der Gesellschaft anzusiedeln.

Für die Identität der heterogenen amerikanischen Gesellschaft ist dieser Prozess, wie auch die frappierende Internationalität und Kommerzialisierung des Basketballs in den USA, ein weiterer Beleg für den *American exceptionalism*. Wie kein zweiter Profisport im Land verdeutlicht Basketball – und vor allem die NBA – die Vielfältigkeit und den Reichtum der amerikanischen Gesellschaft. Dass gerade das schwarze Amerika Jahrhunderte lang unter enormen Problemen zu leiden hatte, und auch heute noch weit entfernt ist von absoluter Gleichheit, wird dabei leider allzu oft ausgeblendet. Solange die Spieler ihren Vorbildfunktionen einigermaßen nachkommen, ist das Produkt NBA ein optimales Marketingwerkzeug, um die Vorzüge von Internationalisierung, Kommerzialisierung und Integration im US-Sport darzustellen.

F. Do You Believe in Miracles? – Eishockey

Eishockey ist weder eine amerikanische Erfindung noch sind seine Hauptprotagonisten mehrheitlich Amerikaner.¹⁷³ Dennoch ist Eishockey nicht nur ein populärer Teil des amerikanischen Sportraums geworden, sondern auch – mit Hilfe von zwei unwahrscheinlichen Goldmedaillen – ein sehr wichtiger Teil der amerikanischen Sport- und Identitätsgeschichte. Dies wäre mit Sicherheit nicht möglich gewesen, wenn Eishockey nicht der Nationalsport eines bestimmten Landes wäre: der des Nachbarn Kanada.

Obwohl Kanada und die USA immer politisch getrennt waren, beziehungsweise oft unterschiedliche politische Wege gegangen sind und gehen¹⁷⁴, so ist die kulturelle, wirtschaftliche und gesellschaftliche Verwandtschaft und Verbindung der beiden Staaten nicht von der Hand zu weisen. Der intensive und über mehrere Jahrhunderte beständige soziale Austausch über die längste unbewachte Grenze der Welt hinweg hat eine Affinität zwischen diesen beiden Ländern geschaffen, die es einem Kulturgut wie Eishockey ermöglichte, trotz seiner ausländischen Wurzeln in den USA als attraktiv und interessant empfunden zu werden und in den eigenen Sportkanon aufgenommen zu werden. Dieser Kulturtransfer von Eishockey in die USA ist außerdem ein hervorragendes Beispiel dafür, dass kultureller Austausch zwischen einer hegemonialen Macht wie den USA und einem – politisch – kleineren Partner wie Kanada niemals nur einseitig verläuft. Mit Sicherheit hat der nördliche Nachbar weitaus mehr kulturelle Einflüsse aus dem Süden übernommen, am Beispiel Eishockey sieht man aber, dass auch der schwächere Partner durchaus Einfluss auf den stärkeren ausübt.¹⁷⁵

¹⁷³ Nach der Öffnung des Ostblocks und dem Zustrom europäischer Spieler in die NHL hat der Anteil von nordamerikanischen Spielern logischerweise abgenommen. Nichtsdestoweniger sind aber noch immer über 50% der NHL-Profis Kanadier, knapp 24% sind US-Amerikaner. Die größte Gruppe von Ausländern bilden derzeit die Schweden mit über 6%. Siehe „NHL Nationality Breakdown from 1917-18 to 2010-11“,

http://www.quanthockey.com/TS/TS_PlayerNationalities.php (Zugriff: 19. Mai, 2011).

¹⁷⁴ Präsident John F. Kennedy und der kanadische Premierminister John Diefenbaker konnten sich bekanntermaßen nicht leiden und hatten speziell während der Kuba-Krise ein offensichtliches Vertrauensproblem. Auch Richard Nixon und sein Kollege Pierre Trudeau waren sich oft uneins, vor allem bezüglich Wirtschaftsfragen und der Rolle Chinas in der ökonomischen und politischen Welt. Siehe Robert Bothwell, *Canada and the United States: The Politics of Partnership* (Toronto: University of Toronto Press, 1992).

¹⁷⁵ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*, 157-60.

Dass sich Eishockey in den USA ausbreiten konnte, hat – neben der besonderen Beziehung zwischen den nordamerikanischen Nationen – mehrere entscheidende historische Gründe. Zum einen trat der Sport genau in der formativen Phase der Nationalsportarten Anfang des 20. Jahrhunderts in den amerikanischen Sportraum ein und war in dieser Zeit beispielsweise deutlich weiter verbreitet als das noch sehr junge Basketball. Zum anderen konnte sich Eishockey ausgerechnet in den zu dieser Zeit in allen gesellschaftlichen Aspekten dominanten Märkten des Nordostens etablieren. Städte wie etwa Boston, Philadelphia und Detroit, aber auch ganze Regionen wie Neuengland oder die Gegend um die großen Seen sind noch heute traditionelle Eishockeyhochburgen, in denen der Sport durchaus mit den anderen großen Nationalsportarten konkurrieren kann. Dass viele Kanadier zu dieser Zeit den Weg in den Süden suchten, lag hauptsächlich daran, dass Profisport in den USA bereits deutlich weiter verbreitet war als in Kanada. Während der Sportler im Norden noch als Amateur gesehen wurde, waren amerikanische Ligen bereits relativ weit kommerzialisiert und boten kanadischen Athleten somit weitaus bessere Verdienstmöglichkeiten.¹⁷⁶

Ein weiterer Grund für den Erfolg des Sports in den letzten 100 Jahren ist in dem Umstand zu sehen, dass Eishockey, ähnlich wie Basketball, im Laufe des 20. Jahrhunderts zu einem globalen Sport wurde, mit hoher regionaler Popularität in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion, Skandinavien und auch in der Schweiz.¹⁷⁷

Der letztgenannte Punkt ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil gerade diese internationale Rivalität zwischen Nordamerika¹⁷⁸ und der Sowjetunion Eishockey zu einem wichtigen Schauplatz von Konfrontation im Kalten Krieg werden ließ. Nur deshalb konnte vor allem der Goldmedaillengewinn der Amerikaner 1980 in Lake Placid eine solch herausragende Stellung im kollektiven Identitätsbewusstsein des ganzen Landes erlangen.

¹⁷⁶ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*, 162.

¹⁷⁷ Siehe ebd., 158/59.

¹⁷⁸ Ein Effekt der angesprochenen, engen Verbindung zwischen den USA und Kanada sowie deren Kulturtransfer war besonders zur Zeit des Kalten Kriegs, dass sich die amerikanische Öffentlichkeit – wenn das US-Team nicht beteiligt war – durchaus mit der kanadischen Nationalmannschaft identifizierte, sobald diese gegen die Sowjetunion antrat.

Etwa ab Mitte der 50er Jahre war es der Sowjetunion gelungen, die internationale Eishockeyszene, etwa bei Olympiaden oder Weltmeisterschaften, zu dominieren. Aus der Sicht der sowjetischen Führung war dies nicht nur ein rein sportlicher Erfolg, sondern ein Symbol kommunistischer Leistungsstärke. Dass man in der Lage war, einen ganz und gar nicht traditionellen Sport systematisch in der eigenen, nationalen Sportseele zu verankern und nach kurzer Zeit mit den westlichen Eishockeynationen konkurrieren konnte, wurde als ein Schlag ins Gesicht des amerikanischen Kapitalismus betrachtet. Und die sowjetischen Athleten wurden aufgrund dieser Bedeutung zu ideologischen Soldaten hochstilisiert.¹⁷⁹

Vom durchschnittlichen amerikanischen Sportfan war diese Entwicklung allerdings kaum beachtet worden, allem voran vermutlich in der Annahme, dass dies nur dem Fernbleiben der eigenen Stars geschuldet sei. Zu einem nationalen Schock für die Kanadier – und in geringerem Maße für die USA – kam es daher im September 1972, als erstmals eine Serie von acht Länderspielen zwischen den besten kanadischen Profis und der Nationalmannschaft der Sowjetunion ausgetragen wurden. Die UdSSR gewann das erste Spiel – vor den Augen der gesamten kanadischen Politelite – hoch überlegen mit 7:3. Den Kanadiern gelang es zwar, die Serie mit vier Siegen, drei Niederlagen und einem Unentschieden am Ende für sich zu entscheiden, doch die Vorstellung von einer weltweit unbesiegbaren NHL war mit dieser Erfahrung dahin.¹⁸⁰

Auch wenn die amerikanischen Sportfans die Aufeinandertreffen zwischen ihrem nördlichen Nachbarn und ihrem Klassenfeind aufmerksam verfolgten, so war es natürlich ein ganz bestimmtes Spiel zwischen der Sowjetunion und den USA selbst, das zu einem Symbol nationaler Identität im Kalten Krieg wurde.

Schon bei den Olympischen Spielen 1960 in Squaw Valley, Kalifornien war es dem amerikanischen Team gelungen, nach Siegen über sämtliche Topnationen –

¹⁷⁹ Siehe John Soares, „Cold War, Hot Ice: International Ice Hockey, 1947-1980“, in: *Journal of Sport History*, Volume 34, Number 2, Summer 2007, 208.

¹⁸⁰ Auch sowjetische Vereine, die sich in den 70er und 80er Jahren auf Touren nach Nordamerika begaben, zeigten sich durchaus konkurrenzfähig mit den NHL-Teams, gegen die sie antraten. Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*, 237-42.

inklusive der UdSSR – die Goldmedaille zu gewinnen. Dieser Triumph, der gerne als *the forgotten miracle* bezeichnet wird, besetzt heute allerdings einen weitaus weniger bedeutenden Platz in den Geschichtsbüchern als das „echte“ *miracle on ice*, der Sieg der USA gegen die UdSSR bei den Spielen 1980 in Lake Placid, New York. Die zwei Hauptgründe dafür sind einerseits der vermeintliche Höhepunkt des Kalten Krieges 1980 und andererseits die Tatsache, dass die UdSSR 1960 die Eishockeywelt noch längst nicht so dominierten wie zwanzig Jahre später und daher ein Sieg nicht als eine solche Sensation aufgefasst wurde.¹⁸¹

Das Aufeinandertreffen der USA und der Sowjetunion beim Eishockeyturnier von Lake Placid war sowohl aus sportlicher wie auch politischer Sicht schon im Vorfeld mit einiger Brisanz aufgeladen. In einem Vorbereitungsspiel hatte die *Sbornaja* das aus talentierten, aber jungen und unerfahrenen Collegiespielern rekrutierte US-Team bereits mit 10:3 vom Eis gefegt. Außerdem lag schon im Februar 1980 der Plan auf dem Tisch der US-Regierung, eventuell die Sommerspiele von Moskau zu boykottieren, aus Protest gegen die Invasion sowjetischer Truppen in Afghanistan im Jahr zuvor.¹⁸²

Insgesamt befanden sich die USA zu dieser Zeit in einer Krise nationaler Identität. Nicht nur waren sowjetische Truppen in Afghanistan eingedrungen und seit November 1979 die amerikanische Botschaft in Teheran von iranischen Extremisten besetzt, auch innenpolitisch stand die Regierung Carter unter

¹⁸¹ Auch die Psyche der amerikanischen Gesellschaft hatte sich in diesen 20 Jahren erheblich verändert. Zu der Länge des Kalten Krieges, dessen für die Amerikaner positiven Ausgang zu dieser Zeit wahrlich nicht alle westlichen Politiker, Intellektuelle und Bürger vorhersehen konnten, kamen in diesem Zeitraum schließlich auch nationale Traumata und Desaster wie der Vietnamkrieg, die Watergate-Affäre oder das Geiseldrama von Teheran. Zudem war die wirtschaftliche Situation im eigenen Land Anfang der 80er noch erheblich von den Ölkrisen aus dem vorangegangenen Jahrzehnt geschwächt. Auch aus diesen und anderen Gründen konnte ein scheinbar wenig bedeutsamer Sieg über das beste Eishockeyteam der Welt den erlebten Ausbruch nationalen Stolzes bewirken, selbst in Gegenden und Bevölkerungskreisen, die sich sonst in keiner Weise für Eishockey interessierten. Siehe Soares, „Cold War, Hot Ice: International Ice Hockey, 1947-1980“, 217-19.

¹⁸² Ebd., 219-21.

immensem Druck; eine kriselnde Wirtschaft und steigende Benzinkosten führten zu einer allgemein pessimistischen Grundstimmung im ganzen Land.¹⁸³

Das olympische Eishockeyturnier in Lake Placid verlief in einem Modus, der in dieser Form nur noch einmal vier Jahre später in Sarajevo ausgetragen wurde und daher in der Literatur heute manchmal für ein wenig Verwirrung sorgt. Die USA und die UdSSR bestritten nicht das Finale um Gold und Silber und ebenso wenig das Halbfinale, wie am häufigsten fehlerhaft zu lesen ist. Tatsächlich gab es bis 1992 in Albertville keine sogenannte K.O.-Runde, sondern die Medaillen wurden nach einer Abschlusstabelle vergeben. 1980 setzten sich die USA und Schweden sowie die UdSSR und Finnland aus zwei Sechsergruppen durch und bestritten die Medaillrunde, in der am Ende die Punkte aus allen Spielen dieser vier Teams gegeneinander gewertet wurden.¹⁸⁴

Nachdem die Amerikaner und die Schweden sich 2:2-Unentschieden getrennt hatten und die Sowjets die Finnen besiegt hatten, lag die UdSSR vor dem Spiel gegen die USA mit zwei Punkten auf dem ersten Platz, dahinter waren die Amerikaner und Schweden mit jeweils einem Punkt vor Finnland mit null Punkten. Der dramatische und überraschende Sieg der US-Boys über die *Sbornaja*¹⁸⁵ wäre also vermutlich weder Gold noch Silber wert gewesen, wenn die USA das abschließende Spiel gegen Finnland verloren hätten, je nachdem wie das Spiel zwischen Schweden und der UdSSR ausgegangen wäre. Wegen des etwas undurchsichtigen Modus hatte tatsächlich jedes der vier Teams vor seinem letzten Spiel noch die Chance auf die Goldmedaille, die USA allerdings als einziges aus eigener Kraft. Insofern ist es bemerkenswert, dass die Mannschaft auch diesem Druck standhielt, gegen Finnland gewann und somit dem *miracle on ice* erst die

¹⁸³ Siehe Michael L. Butterworth, „Do You Believe in Nationalism? – American Patriotism in *Miracle*“, in: Heather L. Hundley und Andrew C. Billings (Hg.), *Examining Identity in Sports Media* (Los Angeles: Sage Publications, Inc., 2010), 137.

¹⁸⁴ Siehe John A. Soares, „The Semi-Final That Wasn't: When the USA Stunned the USSR at Lake Placid“, in: *Olympika: The International Journal of Sports Studies*, Volume XVI, 2007, 93-97.

¹⁸⁵ Das sowjetische Team war dem amerikanischen über den gesamten Spielverlauf technisch hoch überlegen und ging insgesamt dreimal in Führung. Die Amerikaner kämpften sich aber jedes Mal wieder ins Spiel zurück und kamen knapp elf Minuten vor dem Ende zum erneuten Ausgleich. Nur eine gute Minute später gingen die USA durch ein Tor von Mike Eruzione erstmals in Führung. Von diesem Spielverlauf sichtlich geschockt, gelang es der UdSSR in der verbleibenden Spielzeit nicht mehr, die USA vernünftig unter Druck zu setzen und diese konnten das „Wunder“ über die Zeit retten. Siehe Gerald Eskenazi, „U.S. Defeats Soviet Squad In Olympic Hockey by 4–3“, in: *The New York Times*, 23. Februar, 1980.

entscheidende symbolische Strahlkraft verlieh, indem man den Sowjets den Olympiasieg wegschnappte.¹⁸⁶

In einer geopolitischen Situation, in der die USA über gut zwei Jahrzehnte als die dominierende, aber in vielerlei Hinsicht anfällige und fehlerhafte Weltmacht aufgetreten waren und mehr als eine ideologische Niederlage einstecken mussten, sahen sich die Amerikaner zur Abwechslung einmal gerne wieder in der Rolle des Underdogs, der es – mit Willenskraft und taktischem Geschick – dem eigentlich haushoch überlegenen Gegner zeigen konnte.

John Soares fasst die Stimmung in der Gesellschaft, die dieser Sieg auslöste, und die möglichen politischen Konsequenzen treffend zusammen:

The 1980 United States Olympic hockey team gave a tangible outlet for expressions of patriotic resurgence and national unity that paralleled the collapse of détente. [...] After years of apparent national decline, this resurgent patriotism had political ramifications for the presidential race that November between Democratic incumbent Jimmy Carter and Republican challenger Ronald Reagan. Reagan campaigned as the unabashedly anti-Communist, muscular patriot in his race against the man who had preached national humility and disparaged America's „inordinate fear of Communism.“¹⁸⁷

Der Olympiasieg und vor allem der Triumph über die übermächtige *Sbornaja* geschahen in einer Zeit, als die Nation auf der Suche nach einem Funken war, der den nationalen Stolz wieder entfachen konnte. Dass dies gelang, lag nicht nur an der sportlichen Leistung, die das Team von Herb Brooks vollbrachte, sondern insbesondere an der seit Jahrzehnten gepflegten Identitätskonstruktion der USA, nach der die Sowjetunion das *evil empire* war, das es zu besiegen galt.

Wie bereits erwähnt, schaffen die NHL und die vielen Minor Leagues in den USA und Kanada vor allem regional gefühlte Identitäten und Gemeinschaften. Dies ist besonders in den Hochburgen des Nordostens und um die Großen Seen herum der Fall. Der Sieg über die Sowjetunion beim olympischen Turnier von Lake Placid

¹⁸⁶ Siehe Soares, „The Semi-Final That Wasn't: When the USA Stunned the USSR at Lake Placid“, 93-97.

¹⁸⁷ Ebd., 221.

allerdings hat es geschafft, Eishockey mit Hilfe der Instrumente des MSC zu einem historisch legitimierten Teil nationaler Identität zu machen. Alle drei Elemente der Repräsentation haben dazu ihren Beitrag geleistet: Die *marketing organizations*, indem die UdSSR zum Beispiel in Werbung und Sponsoring gezielt als Feind des American Way of Life dargestellt wurde; die Sportler selbst, die als krasse Außenseiter in das Spiel gegangen sind; und nicht zuletzt natürlich die Medien, die zum einen das Team in einem möglichst günstigen Licht präsentiert haben, und zum anderen immer wieder direkte Verbindungen zur aktuellen politischen Situation hergestellt haben.

Die mediale Ausschachtung des Erfolgs und insbesondere auch die Betitelung als „Wunder“ verdeutlichen, wie ein einzelnes Sportereignis durch ständige Wiederholung und Mystifizierung in eine Art nationale Legende verwandelt werden kann.

G. The Rise of the Soccer Mom – Fußball

Der mit Abstand auffälligste Bereich, in dem sich die immense Kluft zwischen der amerikanischen Sportkultur und den Sportkulturen des Rests der Welt aufzeigen lässt, ist der Fußball.¹⁸⁸ Und das, obwohl die Strukturen im Grunde sehr ähnlich, wenn nicht gar gleich sind. So haben beide Sportkulturen dieselbe Zielgruppe (zumeist Männer zwischen 15 und 65 Jahren), sind in denselben sozialen Schichten verbreitet (hauptsächlich die jeweilige Mittelschicht) und zeigen sich in identischer Ausprägung, etwa dem freizeithlichen, gemeinsamen Verfolgen von Sportereignissen und der gemeinsamen Vor- und Nachbearbeitung ebendieser Events. Und dennoch können sich US-Amerikaner und etwa Europäer oder Südamerikaner – etwas überspitzt formuliert – in diesem kulturellen Bereich, anders als wenn es beispielsweise um Musik, Filme oder Literatur geht, kaum austauschen, da ihnen das gegenseitige Verständnis und vor allem die emotionale Bindung fehlt. Dies liegt schlicht und ergreifend daran, dass sich der Fußball in den USA – trotz immer wiederkehrender Versuche – bisher nicht als Teil der zentralen Sportkultur etablieren konnte.¹⁸⁹

Die amerikanischen Nationalsportarten – Eishockey an dieser Stelle ausgenommen – unterscheiden sich in Bezug auf ihre Struktur erheblich von Fußball. Schon wenn man sich die Organisation ansieht, fällt auf, dass diese Unterschiede vor allem Einfluss auf das Tempo und den generellen Handlungsverlauf der jeweiligen Spiele haben. Vier Viertel in Football und Basketball sowie neun *Innings* im Baseball stehen zwei Halbzeiten im Fußball gegenüber. Innerhalb dieser organisierten Zeit laufen die amerikanischen Spiele nach einer klaren, strukturierten Verteilung der Handlung ab. Einem offensiven Spielzug folgt ein defensiver, die Zeit wird ständig angehalten und es gibt einen regelmäßigen Wechsel des Personals je nach Spielsituation. Fußball dagegen strebt nach einem kontinuierlichen Spielablauf, der Ballbesitz wechselt ständig

¹⁸⁸ Wenn ich – wie in diesem Fall – einen Vergleich zwischen den USA und dem „Rest der Welt“ anführe, so ist dies doch immer vor einem westlich-christlich geprägten soziokulturellen Hintergrund zu verstehen. Sicherlich würden Vergleiche zwischen westlichen Sportkulturen und ihren asiatischen oder afrikanischen Gegenparts ebenfalls zu ertragreichen Studien führen, allerdings den Rahmen der vorliegenden Arbeit bei weitem sprengen.

¹⁸⁹ Andrei S. Markovitz und Steven L. Hellermans *Im Abseits – Fußball in der Amerikanischen Sportkultur* analysiert die Gründe für diesen amerikanischen Sonderweg so ausführlich und hervorragend, dass ich in dieser Arbeit davon Abstand nehme, diese allzu sehr im Detail nachzuzeichnen.

und es lässt sich kein durchgehender Plot erkennen. Insgesamt besitzen insbesondere Football und Baseball so fast schon einen schachartigen Charakter, indem einzelne Spielzüge streng geplant, besprochen und – wenn alles normal verläuft – umgesetzt werden.¹⁹⁰

Die Gründe dafür, warum der Fußball bislang nicht in die Phalanx der großen Nationalsportarten eindringen konnte, liegen aber nicht nur in seiner Struktur und Organisation begründet, sondern vor allem in seiner Geschichte auf amerikanischem Boden.

Einer dieser Gründe war die Zeit, in der Fußball in den USA erstmals Fuß zu fassen versuchte, nämlich Ende des 19. Jahrhunderts. Als der Sport über den Atlantik transportiert wurde, hatte sich Baseball bereits als Spiel vor allem der unteren sozialen Schichten entwickelt, während American Football aus den oberen Schichten, also den Universitäten, ebenfalls mehr und mehr in die *middle class* hineinsickerte. Obwohl der amerikanische Sportraum also schon fast gesättigt schien, hätte sich Fußball dennoch als dritter Nationalsport etablieren können – am Beispiel von Basketball sieht man, dass es dafür noch nicht zu spät war. Das Problem war allerdings, dass Basketball – wie zuvor bereits Baseball und Football – sich sehr schnell als uramerikanische Aktivität definierte, während fußballbegeisterte Amerikaner durch den Erhalt ihrer Sportart vor allem ihre ursprüngliche, europäische Kultur bewahren wollten. In einer Zeit des steigenden Nativismus und Nationalismus hatte ein kulturelles Objekt, das sich bewusst gegen die Assimilierung in die neue Heimat stellte, von vornherein einen äußerst schweren Stand.¹⁹¹

Bairner dazu: „Since playing soccer could be construed as being un-American, it was increasingly eschewed even by newly arrived immigrants who chose instead to embrace the sports culture of their new home.“¹⁹²

¹⁹⁰ Siehe Oriard, *Reading Football*, 23/24.

¹⁹¹ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*, 97/98.

¹⁹² Bairner, *Sport, Nationalism, and Globalization*, 109.

Neben dem gesättigten Sportraum und den ethnischen Bezügen Fußballs bestand ein weiterer Grund für die Nichtaufnahme des Sports in die Massenkultur des Landes in der lange chaotischen Organisation. Obwohl bereits 1884 mit der American Football Association (AFA) der erste Fußballverband außerhalb Großbritanniens gegründet wurde und es 1894 schon die erste professionelle Liga in den USA gab, gelang es den *Soccer-Enthusiasts* in Amerika nie, sich zu einem einheitlichen, hierarchisch organisierten Gefüge zusammenzuschließen. Über Jahrzehnte konkurrierten verschiedenste Ligen und Verbände miteinander und einen weltweiten Dachverband wie die FIFA wollte davon kaum einer als ihm übergeordnet akzeptieren.¹⁹³

Markovitz und Hellerman über die organisatorische Differenz zwischen den USA und dem Rest der Fußballwelt:

Der Fußball hat sich in der Welt so zentralistisch wie die katholische Kirche organisiert, mit einer klaren Pyramidenstruktur, an deren Spitze der FIFA das Recht auf Rechtsprechung, Bestrafung und Exkulpierung zugesprochen wird, wie in der Kirche nur dem Papst und/oder dem Kardinalskollegium, während Fußball in den USA [...] eher die dezentrale Struktur der protestantischen und der jüdischen Religion übernahm. Organisatorisch betrachtet, entspricht die Logik des amerikanischen Fußballs seit jeher mehr der wirtschaftlichen Orientierung der anderen amerikanischen Mannschaftssportarten [...] als der Institutionalisierung des Fußballs in Kontinentaleuropa, auf den Britischen Inseln und in Lateinamerika.¹⁹⁴

Fußball ist in den USA also schon immer – wie eben auch die anderen Sportarten – eine gewinn- und konsumorientierte Unternehmung gewesen, während er in den Fußballkulturen traditionell, zumindest in den Köpfen der Anhänger, ein fast schon entkommerzialisertes Allgemeingut darstellt. Insofern sind die Größe des Landes und die damit und mit der Geschichte einhergehende Dezentralität und Marktorientierung der USA ebenfalls Gründe für die Schwierigkeiten, die Fußball bei seiner Verbreitung und Etablierung bislang kaum überwinden konnte.

¹⁹³ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Absents*, 167-91.

¹⁹⁴ Siehe ebd., 172.

Da sich der Weltfußball in den letzten Jahrzehnten allerdings auch immer weiter kommerzialisiert und globalisiert hat, besteht in diesem Bereich mittlerweile eine höhere Chance, dass die USA den Anschluss an die Fußballkultur doch noch schaffen könnten. Der noch immer steigende, weltweite Zuspruch für den Sport hängt heute eng mit zwei Faktoren zusammen, die auch den amerikanischen Sport und insbesondere die amerikanische Kultur beeinflussen, beziehungsweise teilweise sogar ausmachen: die mediale Verbreitung des Sportprodukts sowie dessen erfolgreiche Vermarktung.

Satellitenfernsehen und Internet machen es heute jedem Fußballfan weltweit nicht nur möglich, internationale Turniere und Testmatches anzuschauen, sondern auch den besten nationalen Ligen der Welt zu folgen – und das auf jedem Kontinent. Diese mediale Entwicklung hängt eng mit der ökonomischen Entwicklung der Fußballvereine zusammen, die, je nach ihrer Größe, mehr und mehr darauf aus sind, die eigene Marke möglichst weltweit anzupreisen. Beispiele für die Bedeutung dieser zwei Faktoren sind etwa das Sponsoring von Vereinen durch internationale Großkonzerne, die gar nicht im Heimatland des unterstützten Clubs ansässig sind, oder die mittlerweile groß aufgezogenen Welttourneen einzelner Spitzenteams, die allein der Vermarktung dienen.¹⁹⁵

Auch wenn Satellitenfernsehen heutzutage dem globalen Erfolg des Fußballs dienlich ist, kam die ursprüngliche technische Revolution in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Ausbreitung des Fußballs in den USA zunächst in die Quere. Der Durchbruch des Fernsehens hat nicht nur eine weltweite Veränderung sämtlicher Freizeitaktivitäten verursacht, sondern insbesondere auch die gesellschaftliche Aufnahme und Verarbeitung von Sport neu definiert. Im Hinblick auf den amerikanischen Fernsehmarkt hat Fußball im Fernsehen sowohl spieltechnische als auch strukturelle Nachteile gegenüber den traditionellen amerikanischen Sportarten, weshalb sich diese ab den 1950er Jahren in nochmals erheblich höherem Maße vom Fußball absetzten.

¹⁹⁵ Siehe Matthew C. Martin, „The Globalization of Soccer: A Look at the Growth of the World's Game and Its Current Condition in the United States“, Presented to the *Conference on Globalization and Sport in Historical Context*, University of California, San Diego, March 2005, 3-9.

Der „sportliche“ Nachteil besteht darin, dass eine Fernsehübertragung von Fußball immer nur einen Ausschnitt des Spielgeschehens zeigt und der Zuschauer – durch zuvor erworbenes Wissen und Erfahrung – quasi die möglichen Bewegungen und taktischen Verhaltensweisen der nicht gezeigten Spieler erraten muss. Im Baseball, Football, Basketball und Eishockey dagegen ist meist zumindest der gesamte Bereich, in dem der Spielzug abläuft, einsehbar. Da in diesem Bereich oft sehr viele und schnelle Bewegungen gleichzeitig passieren, kann die Position des Fans vor dem Bildschirm oftmals sogar besser sein als im Stadion. Als Beispiel dient vor allem Football, dessen Spielabläufe mit vielen Athleten auf kleinem Raum im Fernsehen übersichtlicher darzustellen sind, als wenn man sie live erlebt. Der strukturelle – und vermutlich noch viel wichtigere – Nachteil liegt im Aufbau des Spiels begründet. Das fortlaufende Spiel im Fußball bietet, im Gegensatz zu den Unterbrechungen bei den anderen Sportarten, dem Sender keine Möglichkeit, profitable Werbung einzubauen. Gerade die 30 bis 60 Sekunden langen Auszeiten während des eigentlichen Spiels sind die begehrtesten und teuersten Werbezeiten, da hier der Zuschauer nur selten den Sender wechselt oder den Raum verlässt. In der Halbzeit, der einzigen Werbezeit im Fußball, hat der Fan mehr als genug Zeit, die Toilette zu benutzen, sich einen Snack zuzubereiten oder eine Viertelstunde lang ein anderes Programm zu verfolgen.¹⁹⁶

Ein historisch besonders eklatantes Versäumnis der amerikanischen Verbände war, dass sie in ihren Bestrebungen, Profifußball zu etablieren, die Colleges völlig außer Acht ließen. Aus diesem Grund setzten sich die Teams – und in Folge dessen auch die Zuschauerreihen – oft hauptsächlich aus Einwanderern zusammen. Aufgrund dieser Entwicklung gelang es dem amerikanischen Fußball nie, das mögliche Potential einheimischer Talente auch nur annähernd auszuschöpfen. Ohne ein aussichtsreiches Ziel vor Augen, konzentrierten sich junge Athleten in ihrer Universität deshalb verstärkt auf die klassischen amerikanischen Nationalsportarten, deren Profiligen in diesen Reihen ganz gezielt nach Verstärkungen für die Zukunft fahnden.¹⁹⁷

¹⁹⁶ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Absents*, 204/05.

¹⁹⁷ Siehe ebd., 194-202.

Ironischerweise ist es ausgerechnet der neue amerikanische Nationaltrainer Jürgen Klinsmann, der das sehr amerikanische System der Verbindung von College- und Profisport erkannt zu haben scheint. Anlässlich seines Amtsantritts im Juli 2011 sagte er über seinen eigenen Lernprozess bezüglich des amerikanischen Sportraums: „It took me years to understand how important this whole education path for people is in this country.“¹⁹⁸

Mit anderen Worten hat Klinsmann erkannt, dass es wichtig ist, die Universitäten und deren Fußballprogramme nicht nur einzubinden, sondern dort auch gezielt für mehr Motivation junger Spieler und bessere Förderung zu sorgen. Neben diesem uramerikanischen Konzept sind es aber auch europäische Einflüsse wie der Ausbau von Jugendförderung innerhalb der MLS-Teams, die nicht nur Klinsmann als wichtige Mittel sieht, den Fußball in den USA voranzubringen.¹⁹⁹

Fußball ist in den USA keine Unbekannte, das darf man trotz der Probleme, die besonders der Profisport dort hat, nicht vergessen. Im Gegenteil ist Fußball ein sehr weit verbreiteter Freizeitsport, insbesondere bei Kindern und Frauen. Den Grundstein für diese Erscheinung, die sich in den letzten 30 bis 40 Jahren entwickelte, legte wiederum ein erneuter – letztlich gescheiterter – Versuch, Profifußball zu etablieren.

Mitte der 60er Jahre waren die Voraussetzungen für eine neue Liga nicht die schlechtesten. Die erwachsen werdende Generation der *Baby-Boomer* hatte genug Geld und Freizeit, um sich im Sommer einer weiteren Sportart zu widmen, die Arbeitslosenquote befand sich auf einem Rekordtief und einige Investoren – zumeist aus anderen Sportbereichen – sahen eine Fußballliga sowohl als finanziell wie auch sportlich interessantes Objekt. Aus den Konkurrenzverbänden United Soccer Association (USA) und National Professional Soccer League (NPSL) ging so im Frühjahr 1968 die North American Soccer League (NASL) hervor, die tatsächlich bis 1985 Bestand haben sollte. Nach ersten mehr als dürftigen Jahren

¹⁹⁸ In: Rachel Cohen, „Klinsmann introduced as new US soccer coach“, in: *The Associated Press*, 01. August, 2011, http://hosted.ap.org/dynamic/stories/S/SOC_US_KLINSMANN?SITE=MAFIT&SECTION=HOME&TEMPLATE=DEFAULT (Zugriff: 03. August, 2011).

¹⁹⁹ Siehe ebd.

erlebte die NASL ihre Hochzeit in den Jahren nach 1975, als sich der alternde Superstar Pelé für einen Dreijahresvertrag über 4,5 Millionen Dollar nach New York zum Verein Cosmos locken ließ. Der Brasilianer war bereits Ende der 1960er Jahre mit seinem Team durch die USA getourt und hatte die amerikanische Öffentlichkeit zumindest teilweise mit der Faszination, die Fußball ausmachen kann, angesteckt. Als sein Engagement weitere Topspieler wie Franz Beckenbauer, Gert Müller oder Johan Cruyff anzog, stiegen die Zuschauerzahlen der NASL sprunghaft und für einige Jahre besaß die Liga in den USA plötzlich nie dagewesene Glaubwürdigkeit und Attraktion.²⁰⁰

An dieser Stelle bietet es sich an, einen weiteren Grund für den bislang ausgebliebenen langfristigen Erfolg des Fußballs in den USA zu erwähnen. In ihren großen Nationalsportarten sind es die Amerikaner gewöhnt, das Beste, das der jeweilige Sport zu bieten hat, präsentiert zu bekommen. Auch die eine oder andere Niederlage eines NHL-Teams gegen einen europäischen Vertreter, täuscht kaum darüber hinweg, dass alle vier *Major Leagues* in den USA noch immer den Karriere-Höhepunkt eines jeden Sportlers darstellen. Hinzu kommt, dass zumindest der Großteil der in diesen Ligen spielenden Stars Nordamerikaner sind, auch wenn gerade im Basketball und Eishockey deren Monopol auf *greatness* von den Europäern inzwischen ein wenig angeknackst worden ist.

Im Fußball allerdings wird dem amerikanischen Fan nicht die Spitze des Sports weltweit angeboten. Weder sind die besten Fußballer Amerikaner noch wird in ihren Ligen der beste Sport gespielt. Die NASL konnte zumindest im zuletzt genannten Punkt ansetzen, indem sie, während der Anwesenheit vieler Superstars, tatsächlich ein weltweit konkurrenzfähiges Produkt präsentierte. Für diese Generation war die Liga aber eine Art Abschiedsbühne, die im Anschluss nicht von Amerikanern gefüllt werden konnte. So verebbte das Interesse Mitte der 80er Jahre fast ebenso schnell, wie es gekommen war.

Was die NASL allerdings schaffte, war eine dramatische Veränderung der amerikanischen Freizeitkultur, besonders bei Frauen und Kindern. Während die

²⁰⁰ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Absents*, 246-54.

Liga in den 70ern für einen enorm erhöhten Bekanntheitsgrad von Fußball im Land sorgte, waren es bestimmte Bereiche der Bevölkerung, die dem Sport eine neue Bedeutung gaben, wie Markovitz und Hellerman erklären:

[Das Spiel] fand Anklang bei jungen, berufstätigen Amerikanern in leitender Position [sogenannten „Young Urban Professionals“ besser bekannt als „Yuppies“], die sich für ihre Kinder ein Spiel wünschten, bei dem es nicht um Konfrontation ging, das gewaltfrei war, oft von Mädchen und Jungen gemeinsam gespielt wurde, das nicht wettbewerbsorientiert war (es spielt keine Rolle, wer gewinnt, „solange alle Spaß daran haben“), und sich von dem unterschied, was sich viele gebildete und bessergestellte Amerikaner als krasses und brutales Milieu der Großen Dreieinhalb vorstellten. [...] Die Verbreitung des Fußballs als Freizeitaktivität ist seit Beginn und Mitte der Achtziger Jahre wirklich beeindruckend, man kann geradezu von einem kometenhaften Anstieg sprechen.²⁰¹

Sogenannte *soccer moms*, die ihre Kinder regelmäßig zum Fußballtraining begleiten und eine der weltbesten Frauennationalmannschaften sind also die weitaus größeren Erfolge des Fußballs in den USA. Ironischerweise liegt aber gerade in dieser seit den 1960er Jahren rapide angestiegenen Fußballbegeisterung in der Gesamtbevölkerung ein grundsätzliches Problem, warum der Sport auf (Männer-)Profilevel bislang nicht an die traditionellen Nationalsportarten herankommt. Ein Sport, der unter anderem aufgrund seiner – im Vergleich zu Football – Harmlosigkeit bei Frauen und Kindern der oberen Mittelklasse beliebt ist, stößt unumstößlich auf Vorurteile bei der für den Profisport entscheidenden Zielgruppe: Männer zwischen 15 und 65, vor allem aus der *blue-collar*-Schicht.²⁰²

Eine langfristig erfolgreiche Männernationalmannschaft oder eine eigene, weltweit konkurrenzfähige Profiliga konnten bislang nicht etabliert werden. Beide zuletzt genannten Punkte sind aber keine definitiven Aussagen, in beiden Bereichen gibt es deutlich erkennbare positive Tendenzen, die zu großen Teilen auf ein bestimmtes Ereignis zurückzuführen sind: die Fußball-Weltmeisterschaft in den USA 1994.

²⁰¹ Markovitz und Hellerman, *Im Abseits*, 257.

²⁰² Siehe Bairner, *Sport, Nationalism, and Globalization*, 110.

Entgegen der weitverbreiteten Annahme ist die Geschichte der Amerikaner bei der Fußballweltmeisterschaft durchaus vergleichbar mit der von anderen, größeren Fußballnationen. Tatsächlich schaffte das Nationalteam bei der ersten WM 1930 in Uruguay nach überzeugenden Siegen gegen Belgien und Paraguay sogar den Einzug ins Halbfinale, in dem man stark ersatzgeschwächt den Argentinern unterlegen war. Wäre Fußball zwei Jahre später dann als Wettbewerb zu den Olympischen Spielen in Los Angeles zugelassen worden, wer weiß ob nicht eine konkurrenzfähige amerikanische Mannschaft mit einem durchaus möglichen Medaillengewinn der Sportart doch noch den entscheidenden Schub zu nationaler Prominenz verschafft hätte. Doch Fußball wurde nicht olympisch und bei der nächsten WM 1934 flogen die Amerikaner – nach einem Auftaktsieg gegen Mexiko – mit einer deutlichen 1:7-Schlappe gegen den Gastgeber und späteren Weltmeister Italien aus dem Turnier.²⁰³

Nach der kriegsbedingten WM-Pause kam es 1950 in Brasilien schließlich sogar zu einer Art „Cordoba“ für die Amerikaner²⁰⁴, als es dem Team gelang, den haushohen Favoriten England mit 1:0 zu besiegen. Ungleich der Erfahrung der Österreicher aber wurde dieser sensationelle Sieg nicht zu einem bedeutenden Teil der amerikanischen Sportgeschichte, weil er quasi unter Ausschluss der amerikanischen Öffentlichkeit stattfand. Lediglich ein einziger Sportjournalist war nach Südamerika gereist, um das Abschneiden der Mannschaft zu dokumentieren und auch der unerwartete Erfolg gegen England wurde in der Heimat nur auf den hinteren Seiten der Sportteile beschrieben. Selbst die ansonsten dem Underdog weltweit zuteil werdende Sympathie bei einem Sieg gegen einen „Großen“ bekamen die Amerikaner nicht. Im Gegenteil sahen sie sich in der internationalen Presse beispielsweise Vorwürfen ausgesetzt, ein Team aus Ausländern aufs Feld geschickt zu haben.²⁰⁵ Die politische und wirtschaftliche Macht der USA

²⁰³ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Absents*, 192.

²⁰⁴ Für die Österreicher war der Sieg gegen Deutschland in einem WM-Spiel 1978 im argentinischen Cordoba ein „Wunder“, für die Deutschen eine „Schmach“. In beiden Fällen hat sich das Spiel auf jeden Fall ins sportliche Nationalbewusstsein eingebrannt. In dieser Analogie nimmt die siegreiche US-Mannschaft demnach die Rolle von Österreich ein, England die des deutschen Teams.

²⁰⁵ Tatsächlich waren drei Spieler keine amerikanischen Staatsbürger, sondern Green-Card-Inhaber mit laufenden Verfahren der Einbürgerung. Dies widersprach allerdings nicht den FIFA-Regeln und war somit in keiner Weise ein Verstoß. Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Absents*, 194.

verhinderten demnach, dass die Fußballwelt deren Vertreter auf dem Platz mit der sonst üblichen Zuneigung gegenüber den Schwächeren begegnete.

Die schlechte Infrastruktur bei der Ausbildung amerikanischer Fußballspieler sowie die Orientierung an uramerikanischen Sportarten während des Kalten Kriegs führten dazu, dass die USA auf internationaler Ebene in den folgenden Jahrzehnten im Mittelfeld des Weltfußballs versank. Erst Mitte der 80er Jahre erkannte die FIFA die finanziellen Möglichkeiten, die ein WM-Turnier in den USA bieten könnte und wandte sich an den Mann, der am besten geeignet schien, diese Möglichkeiten auszunutzen. Alan Rothenberg, Anwalt aus Los Angeles, war Ende der 70er unter anderem Eigentümer des NASL-Teams Los Angeles Aztecs gewesen und hatte sich besonders durch die Organisation des olympischen Fußballturniers für die Sommerspiele von L.A. 1984 hervorgetan. Von allen Wettkämpfen hatte dieses Turnier damals die meisten Zuschauer angezogen, beim Finale zwischen Brasilien und Frankreich waren beispielsweise über 100.000 Fans ins Rose-Bowl-Stadion nach Pasadena geströmt.²⁰⁶

Primäres Ziel der Organisation der Weltmeisterschaft in den USA war natürlich die Profitmaximierung, sowohl für die FIFA als auch den US-Verband USSF und die Austragungsorte. Zum Erreichen dieses Ziels sollten eine gute Zuschauerresonanz und Presseberichterstattung sowie günstige finanzielle Vereinbarungen mit Sponsoren und der Werbeindustrie geschaffen werden. Eine von der FIFA geforderte Maßnahme zur langfristigen Profitabilität des Fußballs in den USA war außerdem die Bildung einer neuen professionellen Liga im Anschluss an die WM.²⁰⁷

In der Tat war das Turnier ein bis dahin nie dagewesener finanzieller Erfolg. Die Spiele hatten sowohl Rekordzuschauerzahlen in den Stadien – durchschnittlich waren über 68.000 Fans anwesend – als auch mehr als zufriedenstellende Einschaltquoten im amerikanischen Fernsehen – das Finale allein sahen mehr als zehn Millionen Haushalte. Rothenberg gab im Anschluss an, dass man einen

²⁰⁶ Siehe Markovitz und Hellerman, *Im Absents*, 268-77.

²⁰⁷ Siehe ebd., 293-98.

Überschuss von gut 20 bis 25 Millionen Dollar erwartete und das Finale allein einen Umsatz von über 43 Millionen erzielt habe.²⁰⁸

Was den langfristigen Erfolg des Sports an sich in den USA betrifft, steht eine endgültige Evaluierung noch immer aus. Aber obwohl Fußball in der öffentlichen und medialen Wahrnehmung noch immer deutlich hinter den dreieinhalb großen Nationalsportarten zurücksteht, konnte der Sport in den Jahren nach der WM bis heute einen stetig wachsenden Erfolg verzeichnen. Sowohl Weltmeisterschaften, bei denen die USA durch ihre erfolgreichen Teilnahmen der letzten Jahre Werbung im eigenen Land machen konnten, als auch die MLS haben mittlerweile eine feste Anhängerschaft, die sich bei einzelnen speziellen Events um ein Vielfaches vergrößert. Das WM-Finale 2010 in Südafrika zwischen Spanien und den Niederlanden sahen beispielsweise über 24 Millionen Amerikaner im Fernsehen – mehr als die durchschnittliche Einschaltquote der Baseball World Series zwischen den New York Yankees und Philadelphia Phillies im Jahr davor.²⁰⁹

Eine demographische Chance für die Akzeptanz des Fußballs in den USA ist der kontinuierliche Anstieg der hispanischen Minderheit in der amerikanischen Bevölkerung. Wie schon Einwanderergenerationen zuvor bringen natürlich auch Mexikaner, Südamerikaner oder karibische Immigranten ihre Kultur mit ins Land und versuchen, diese in der neuen Heimat zu bewahren und auszuüben.

Im Falle des Fußballs hat diese Entwicklung interessante Veränderungen in der amerikanischen Sportkultur bewirkt, von denen ich an dieser Stelle zwei Beispiele nennen möchte. Zum einen gibt es ein Team in der MLS, Chivas USA, das quasi ein mexikanisches Marketingprodukt im Ausland ist. Mitbegründet vom Besitzer eines der populärsten Teams in Mexiko, Chivas Guadalajara, stellt das in Los Angeles beheimatete Chivas USA einen Versuch dar, hispanische Fankultur in den amerikanischen Profimarkt einzugliedern.²¹⁰

²⁰⁸ Siehe Jere Longman, „U.S. Taken With World Cup, But What About Pro Soccer?“, in: *The New York Times*, 19. Juli, 1994.

²⁰⁹ Siehe Ken Belson, „Soccer's Growth in the U.S. Seems Steady“, in: *The New York Times*, 23. Juli, 2010.

²¹⁰ Siehe Martin, „The Globalization of Soccer“, 15.

Dieser Versuch steht allerdings in einem gewissen Widerspruch zum zweiten Beispiel, nämlich der Vermarktung der mexikanischen Nationalmannschaft in den USA. Anfang des laufenden Jahrtausends hat die amerikanische Firma Soccer United Marketing (SUM) die Rechte auf ebendiese Vermarktung und die Ausrichtung mexikanischer Länder- und Vereinsspiele in den USA erworben. Seitdem finden mit anderen Worten immer wieder Spiele ohne amerikanische Beteiligung in den USA statt, die den Markt hispanischer Fußballfans abdecken sollen. Und das tun diese Spiele mit Erfolg, wie ein Beispiel aus dem Jahre 2005 zeigt: Zeitgleich fanden am 9. März dieses Jahres in der Gegend von Los Angeles zwei Ländertestspiele statt, eines zwischen Mexiko und Argentinien, das andere zwischen den USA und Kolumbien. Während die Amerikaner in einem Stadion mit einer Kapazität von knapp unter 10.000 Plätzen circa 7.000 Zuschauer hatten, strömten über 50.000 Fans ins Los Angeles Memorial Coliseum (Kapazität: 92.000) zum Spiel der Mexikaner.²¹¹

Ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Etablierung von Fußball in den USA ist also die Konsolidierung dieser beiden Fankulturen im Land; der einheimischen angelsächsischen und der eingewanderten hispanischen. Tatsächlich haben die meisten MLS-Teams in ihrer Organisation auch den Posten eines speziell für hispanische Fans zuständigen Managers oder Beraters besetzt. Dieser veranstaltet unter anderem speziell auf die lokale hispanische Bevölkerung zugeschnittene Events oder Werbemaßnahmen. Auf diese Weise soll nach und nach eine neue Identifizierung mit dem jeweiligen Heimteam erreicht werden – auch bei Fans, die zuvor lieber die Spiele mexikanischer Mannschaften verfolgt hatten.²¹²

Teilweise einen anderen Weg beschreitet dagegen der Nordwesten der USA.²¹³ In dieser Region, vor allem um die Großstädte Portland in Oregon und Seattle in Washington, ist in den letzten Jahren eine regelrechte Fußballleuphorie ausgebrochen, die sich nicht anhand einer hohen hispanischen Population erklären

²¹¹ Siehe Martin, „The Globalization of Soccer“, 9-14.

²¹² Siehe Rachel Bachmann, „Behind the scenes, Portland Timbers build bridges with Latino fans“, in: *The Oregonian*, 05. Juni, 2011.

²¹³ Auch in Portland gibt es gleichzeitig die erwähnten Maßnahmen, hispanische Fußballfans zu integrieren. Da die Stadt aber in Bezug auf den Anteil von Latinos an der Bevölkerung traditionell unter dem amerikanischen Durchschnitt liegt (derzeit circa 11% gegenüber 16%), sind diese Vorgehensweisen in anderen MLS-Märkten von noch größerer Bedeutung. Siehe Bachmann, „Behind the scenes, Portland Timbers build bridges with Latino fans“.

lässt.²¹⁴ Die beiden Fußballvereine Portland Timbers und Seattle Sounders waren bereits in den 70ern in der NASL vertreten und entwickelten aufgrund der geographischen und kulturellen Nähe der beiden Städte eine für amerikanischen Profisport ungewohnt intensive Rivalität. Diese können sie seit der Saison 2011 auch wieder ausleben, da inzwischen beide Teams in der MLS spielen.²¹⁵

Während die Sounders in der Saison 2010 mit über 36.000 Zuschauern pro Spiel den Ligarekord aufstellten, können die Timbers aufgrund ihrer Stadiongröße nur knapp unter 20.000 Fans bei den Heimspielen präsentieren.²¹⁶ Diese sind allerdings regelmäßig ausverkauft und – wie bereits erwähnt – zeigt sich die Fußballbegeisterung in Portland nicht nur anhand der reinen Zahlen, sondern auch daran, dass das Profi-Baseballteam Beavers dem Aufstieg der Timbers zum Opfer fiel.²¹⁷

Dass Fußball gerade in dieser Region des Landes Erfolg hat, die dem Sport traditionell nicht so verbunden ist wie beispielsweise Städte im mittleren Westen wie St. Louis oder Chicago, liegt unter anderem an der liberalen, international geprägten Mentalität, die dem pazifischen Nordwesten zu Recht nachgesagt wird. In Seattle fand, angetrieben von Starbucks, in den 1980er Jahren die Kaffeerevolution statt, die sich bewusst der amerikanischen Einheitsbrühe widersetzte und auf europäische Kaffeetradition baute. In Portland fanden sich zur selben Zeit Hobbybierbrauer zusammen, die es sich, inspiriert durch europäische Braukunst, zum Ziel setzten, den von wenigen Großbrauereien dominierten einheimischen Biermarkt durch innovative und geschmacksintensive Biersorten

²¹⁴ Zwar steigt auch in Oregon und Washington der prozentuale Anteil lateinamerikanischer Einwohner stetig an, gerade in den Städten Portland und Seattle aber, und insbesondere unter den dortigen Fußballfans ist deren Anteil sogar rückläufig. Siehe Nikole Hannah-Jones, „In Portland's heart, 2010 Census shows diversity dwindling“, in: *The Oregonian* (30. April, 2011).

²¹⁵ Siehe Jeff Carlisle, „MLS's old-fashioned derby“, *ESPN.com*, http://espn.go.com/sports/soccer/news/_columnist/carlisle_jeff/id/6526003/portland-vs-seattle-old-fashion-derby-soccer (Zugriff: 26. Mai, 2011).

²¹⁶ Siehe Hannah Karp, „The Great Hipster Soccer Showdown“, in: *The Wall Street Journal*, 13. Mai, 2011.

²¹⁷ Siehe Fentress, „Spring brings nostalgic feelings regarding the loss of the Portland Beavers“. Und: Ken Belson, „Soccer Sets Portland Abuzz (a Chain Saw Helps)“, in: *The New York Times*, 23. Juni, 2011.

ins Wanken zu bringen²¹⁸. Und so ist es kein Wunder, dass in diesen Städten, die heute zu den liberalsten des Landes zählen, auch die amerikanische Sportkultur eine Veränderung erfährt. In einem Klima, das der Idee des amerikanischen *exceptionalism* insgesamt skeptisch gegenübersteht, hat ein Sport, den die Welt als eines ihrer wichtigsten kulturellen Güter besitzt, natürlich weitaus größere Chancen auf Akzeptanz.

Diese Beispiele zeigen, dass Fußball in den USA nicht gänzlich auf verlorenem Posten steht. Vor allem die drei Faktoren Integration, Kommerzialisierung und Liberalisierung bedeuten eine greifbare Möglichkeit für den Sport, doch noch Teil des amerikanischen Sportraums zu werden und gleichzeitig den USA einen weiteren kulturellen Bereich zu bieten, in dem sie global tätig werden können.

Ein Beleg für den gegenwärtigen Aufwärtstrend im amerikanischen Vereinsfußball ist auch die sich abzeichnende Veränderung an der Fanbasis. Ähnlich wie bei den Timbers und Sounders haben sich ligaweit mittlerweile Fangruppen gebildet, die nur noch wenig mit dem klassischen Bild der *soccer mom* zu tun haben. Stattdessen handelt es sich inzwischen, wie in Europa üblich, mehr und mehr um junge, oft ledige Männer mit den unterschiedlichsten sozialen Hintergründen. Diese Entwicklung sorgt derzeit nicht nur dafür, dass insgesamt mehr Zuschauer die MLS verfolgen, sondern auch zu einer verstärkten Identifikation dieser für die Clubs in finanzieller Hinsicht äußerst lukrativen Zielgruppe mit dem Sport an sich.²¹⁹

In der formativen Phase der modernen Sportarten Ende des 19. Jahrhunderts spielte der Fußball aber, trotz seiner nachgewiesenen Anwesenheit im amerikanischen Sportraum, für die Identitätsentwicklung der Amerikaner keine Rolle. Zunächst als Einwanderersport – oder schlimmer noch, als britischer Sport – und später als Frauen- und Kinderspiel abgetan, war für den Fußball kein Platz in der distinktiven Sportkultur der USA.

²¹⁸ Siehe unter anderem „Our History – A Tale of Two Brothers“, <http://widmerbrothers.com/history/> (Zugriff: 30. August, 2011), *Widmer Brothers Brewing Company*.

²¹⁹ Siehe Leander Schaerlaeckens, „Move over, soccer moms“, *ESPN.com*, 22. September, 2011, http://espn.go.com/sports/soccer/news/_id/6992816/major-league-soccer-move-soccer-moms-league-hard-core-fan-groups-here-stay (Zugriff: 26. September, 2011).

Derzeit besteht ein großes Problem noch darin, dass Fußball – im Gegensatz zu den großen Nationalsportarten des Landes – vor allem in der Kindheit nicht in derselben Form Teil der eigenen individuellen Identität wird. Anstatt wie hierzulande eine Gruppe von Kindern spontan mit Rucksäcken zwei Tore baut und zu spielen beginnt, haben in den USA noch immer Basketball oder Football diese Rolle inne. Erst wenn etwa ein erfolgreiches Nationalteam genügend Anlass für Identifikation – sowohl für die angelsächsische Mehrheit als besonders auch die vielen ethnischen Minderheiten – im Kindesalter bietet, kann sich eine Generation von Spielern entwickeln, die nicht nur in der Jugend technisch gut ausgebildet wird, sondern schon vorher die Identität und Emotionalität des Spiels verinnerlicht hat.

Solange dies aber nicht geschieht, bleiben die USA auf der weltweiten Fußballbühne weiterhin außen vor und sind somit auch nicht in der Lage, in diesem Bereich zur nationalen Identität²²⁰, geschweige denn zur internationalen Dominanz etwas beizutragen. Diese Möglichkeit, so die Argumentation, besteht derzeit weiterhin hauptsächlich bei den Olympischen Spielen.

²²⁰ Wobei nicht auszuschließen ist, dass sich gerade durch demographische Veränderungen – Stichwort hispanische Zuwanderung – in diesem Bereich in den nächsten Jahrzehnten tatsächlich eine Art Verschiebung der amerikanischen Identität entwickeln mag.

Teil zwei: Die Olympischen Spiele

IV. Die modernen Olympischen Spiele

Not only do the [Olympic] Games provide a microcosm of sport and politics on the global level, they are also the world's premier athletic festival.²²¹

Diese Einschätzung von Bill Shaikin lässt erkennen, warum sich die Olympischen Spiele anbieten, wenn man die Verbindung von Sport, Politik und Nationalismus sowie die Konstruktion von Identität zu analysieren gedenkt. Besonders der Vergleich zwischen Staaten im olympischen Medaillenspiegel gilt im Allgemeinen als expliziter oder impliziter Nachweis nationaler Stärke beziehungsweise Überlegenheit gegenüber anderen. Das trifft sowohl auf Länder zu, die traditionell viele Medaillen erringen und sich in einem ständigen Wettbewerb mit den anderen „großen“ Sportnationen befinden wie auch auf kleinere Länder, deren eventuell erster Medaillen- oder Titelgewinn zu nationalistischen Begeisterungstürmen führen kann.²²²

Um Shaikins These zu verifizieren und die Bedeutung der Olympischen Spiele zu verdeutlichen, bietet sich eine kurze Betrachtung der modernen olympischen Geschichte an. Dies soll zunächst in einer chronologischen Darstellung einzelner Beispiele erfolgen, in denen die Verbindung der Spiele zu einem größeren geopolitischen Kontext deutlich wird. Außerdem werde ich auch einige generelle, über einzelne (Bei-)Spiele hinaus gehende Entwicklungen innerhalb der Olympiaden analysieren, zum Beispiel die Rolle des Fernsehens und symbolträchtiger Elemente der Spiele selbst, wie etwa den Zeremonien.

²²¹ Bill Shaikin, *Sport and Politics*, 17.

²²² Eine gute und ausführliche Analyse der (politischen) Bedeutung der modernen Olympischen Spiele findet sich unter anderem in Guttman's *The Olympics*. Bezüglich der internen politischen Strukturen des IOC siehe: Bairner und Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics*.

A. Reviving the Ancient Games

Die Wiederaufnahme der Olympischen Spiele Ende des 19. Jahrhunderts ist eng mit der Person Baron Pierre de Coubertin verbunden. In der Tat war die Überzeugung, Tatkraft und das Durchsetzungsvermögen dieses Mannes einer der wichtigsten Faktoren für die Entstehung der Spiele in ihrer neuzeitlichen Form – insbesondere auch für die Bildung des Internationalen Olympischen Komitees.

Der Vollständigkeit halber muss an dieser Stelle aber auch darauf hingewiesen werden, dass es schon vor de Coubertins Zeit im 19. Jahrhundert ähnliche Versuche gegeben hat, den antiken Spielen nachempfundene Sportveranstaltungen zu etablieren.

1859, 1870, 1875 und 1889 fanden in Griechenland solche Spiele statt, schon seit 1850 sogar jährlich im englischen Much Wenlock. Deren Veranstalter, William Penny Brookes, war – wie später de Coubertin – ein gesellschaftlicher Reformator. Wenn der gelernte Chirurg Missstände in der Gesellschaft sah, die ihm nicht zusagten, machte er sich daran, sie zu verändern. 1841 gründete Brookes die Agricultural Reading Society, eine Bibliothek, die Analphabeten aus sämtlichen Klassen der Gesellschaft eine Chance bieten sollte, Lesen zu lernen – und eine intellektuellere Alternative zu den ortsansässigen Pubs darstellen sollte. Im Laufe der Jahre wurde die ARS in verschiedene Sektionen unterteilt, in so genannte Klassen. Neben einer philharmonischen Klasse entstand beispielsweise eine Kunstklasse und 1850 eben auch eine olympische Klasse, aus der später die Olympian Society hervorging. Diese Institution wurde zum austragenden Organ der Spiele von Much Wenlock²²³

Zu dieser Zeit begann die Einführung von Schulsport in England. Brookes war – wie de Coubertin später – ein Anhänger dieser von Thomas Arnolds Rugby-Schule ausgehenden Bewegung; nicht nur um des körperlichen Wohls englischer Kinder, sondern auch weil er der Meinung war, dass Sport den Charakter stärke: „The encouragement of outdoor exercises contributes to manliness of character. I say contributes, for true manliness shows itself not merely in skill in athletic and

²²³ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 9/10.

field sports, but in the exercise of those moral virtues which it is one of the objects of religion to inculcate.”²²⁴

Brookes hatte auch schon vor de Coubertin den Plan, gemeinsam mit Griechenland Olympische Spiele auszurichten. Etwa ab 1880 korrespondierte er zu diesem Zweck mit der griechischen Landesvertretung in London. Wegen der politischen Instabilität Griechenlands kam es aber nie zu einer gemeinsamen Ausrichtung. Brookes und de Coubertin trafen offensichtlich 1890 erstmals aufeinander, als der Franzose die Spiele von Much Wenlock besuchte und sich davon begeistert zeigte. In der Folge unterstützte Brookes auch de Coubertins Anstrengungen, Olympische Spiele in Athen auszutragen.²²⁵ Insgesamt kann man die Spiele von Much Wenlock als eine britische Sportveranstaltung sehen, die zwar olympische Terminologie nutzte, ansonsten aber eine rein englische Erfindung darstellte.

Anders verhielt es sich mit den vier Spielen, die zwischen 1859 und 1890 in Griechenland ausgetragen wurden. Ins Leben gerufen hatte sie der wohlhabende Kaufmann Evangelios Zappas, ein passionierter griechischer Nationalist, dessen Wunsch es war, sein Heimatland wieder als Vorreiter westlicher Kultur zu sehen. Zu diesem Zweck finanzierte Zappas aus eigenen Mitteln die ersten Spiele 1859 und richtete einen Treuhandfonds ein, der weitere Ausrichtungen alle vier Jahre gewährleisten sollte. Zu dieser Regelmäßigkeit kam es aber nicht und Zappas starb 1865, ohne Zeuge einer erneuten Ausrichtung geworden zu sein. Das Geld, das er hinterließ, ermöglichte immerhin noch drei weitere Spiele, die aber nach und nach an Bedeutung und Größe verloren. Dennoch gab und gibt es kritische Stimmen, die de Coubertin als Dieb der Idee Zappas bezeichnen. Der Franzose widersprach diesen Vorwürfen, indem er betonte, seine neuzeitlichen Spiele unterschieden sich von Zappas Spielen in dem entscheidenden Faktor der Internationalität. Zappas war also mit seinen rein griechischen Olympischen Spielen sogar authentischer an den Spielen der Antike²²⁶ orientiert, de Coubertin

²²⁴ William Penny Brookes. In: „The Shrewsbury Chronicle and Shropshire and Montgomeryshire Times“, 19 October 1877, Minute Book 2, p. 14. In: Christopher Hill, *Olympic Politics*, 10.

²²⁵ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 14/15.

²²⁶ Zur Geschichte und Politisierung der Olympischen Spiele der Antike vgl. beispielsweise: Bettina Kratzmüller, „Quae beneficia e medio stadio Isthmorum die sua ipse voce pronuntiavit –

aber wollte von Beginn an etwas Neues schaffen: eine weltumspannende Sportveranstaltung, die auf einer Mischung aus olympischen Traditionen und seinen persönlichen Idealen beruhte.²²⁷

1883 besuchte der Aristokrat Baron Pierre de Coubertin erstmals England. Er hatte in Frankreich zuvor unter anderem Geschichte, Literatur und Soziologie studiert. Sein Steckenpferd war aber das Lehrwesen, in dem er den wichtigsten Grundstein für den Erfolg einer Gesellschaft und eines Staates sah. Seine Reise überzeugte ihn davon, dass England seinen außerordentlichen internationalen Aufstieg zur Weltmacht des 19. Jahrhunderts vor allem den Methoden Thomas Arnolds zu verdanken habe. Dessen Grundlage ganzheitlicher Bildung und Erziehung wiederum sah er in der griechischen Antike mit ihren Gymnasien. Hill dazu:

[...] the gymnasia of Athens had created what he called a triple unity: between the old and the young; between different disciplines and between people of different types – the practitioner and the theoretician, the man of science and the man of letters. This union of many aspects of life was the central lesson to be learned from the Greek gymnasium [...].²²⁸

Sport war laut de Coubertin einer der Grundpfeiler dieser Ausbildung. Nicht nur stärkte Sport den Körper, was für eine schlagkräftige Armee unersetzlich war, sondern er verstand es auch, unterschiedliche Klassen zusammen zu bringen. Dieser zweite Punkt war im noch recht jungen Zeitalter der demokratischen Staatsformen ein erstrebenswerter Effekt. Gerade für Frankreich – dessen Wunden nach der militärischen Niederlage gegen das deutsche Reich noch frisch waren – sah de Coubertin erheblichen Nutzen im Sport. Nachdem er im Laufe der 1880er Jahre vergleichsweise wenig Erfolg damit hatte, Sport an französischen Schulen

Stadion und Politik in der Antike“, in: Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Georg Spitaler und Michael Zinganel (Hg.), *Das Stadion – Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie* (Wien: Turia und Kant, 2005), 91-126. Außerdem: Werner Petermandl, „Geht ihr aber ins Stadion ... - Ein althistorischer Blick auf das Sportpublikum wie es war, wie es ist und wie es immer sein wird“, in: Marschik et al., *Das Stadion*, 127-152.

²²⁷ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 16/17.

²²⁸ Ebd., 6.

zu etablieren, begann er 1889, sich mit der Idee einer Neuausrichtung der antiken Olympischen Spiele zu beschäftigen.²²⁹

Shaikin fasst de Coubertins Motivation zusammen:

Coubertin, a young aristocrat, was disgusted by his homeland's poor showing in the Franco-Prussian War (1870-71). He was convinced that the superior physical fitness of Germany's troops played a major part in France's military defeat, and he believed that his country's youth needed to sharpen their bodies as well as their minds. In addition, the baron thought that a worldwide athletic competition would be a significant contribution toward peace and goodwill. National and international political interests thus colored Coubertin's decade-long struggle to stage a global sporting event.²³⁰

Die Olympischen Spiele sah de Coubertin als Möglichkeit, seine Landsleute aus der gesellschaftlichen Krise zu befreien und sie durch eine Art religiöse Erfahrung neu zu erziehen. Dafür wählte er bewusst das Vorbild der Antike: Göttliche Idole der Griechen sollten durch sportliche Idole der Franzosen ersetzt werden. Als Rahmen für eine solche pseudoreligiöse Erfahrung sollten die streng ritualisierten Olympischen Spiele – und insbesondere deren symbolträchtige, zeremonielle Akte von Wiederholungen – dienen.²³¹

Die Vorstellung, dass Sport im Allgemeinen und die Olympischen Spiele im Speziellen nicht nur von Funktionären, sondern auch von Wissenschaftlern oft als die Religion des 20. Jahrhunderts gesehen wurde, hängt eng mit de Coubertins persönlichen Vorstellungen von der Gestaltung der Spiele zusammen. Wie alle Liberale seiner Zeit war der Franzose traditioneller Religion gegenüber äußerst skeptisch. Olympismus stellte er sich als Ersatz dafür vor: „For me, sport is a religion with church, dogma, ritual“ schrieb er so beispielsweise in seinen Memoiren.²³²

²²⁹ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 6/7.

²³⁰ Shaikin, *Sport and Politics*, 21.

²³¹ Siehe Thomas Alkemeyer und Alfred Richartzu, „The Olympic Games: From Ceremony to Show“, in: *Olympika: The International Journal of Olympic Studies*, Vol. 2, 1993, 81.

²³² In: Guttman, *The Olympics*, 3.

Im Gegensatz zu traditioneller Religion, die im Laufe der Geschichte aus der Sicht de Coubertins mindestens so viel Leid und Blutvergießen wie Gutes hervorgebracht hatte, sollte sein *Olympism* den Glauben an *Fair-Play* und internationale Verständigung hochhalten. Fairness und grenzübergreifende Kommunikation sollten auch die Grundlage der sportlichen Wettbewerbe sowie des sozialen Umgangs der teilnehmenden Athleten und Nationen darstellen. Wie realistisch de Coubertins religiöser Ansatz werden sollte, zeigte sich spätestens bei den Spielen 1972 in München, als der Angriff palästinensischer Terroristen auf das israelische Team einen direkten Bezug auf Religion und Glauben aufwies: So sagte ein palästinensischer Sprecher im Anschluss an das Attentat, dass die Spiele ganz bewusst gewählt wurden, da Sport eine moderne Religion und die Olympiade die heiligste Zeremonie dieser Religion sei. In diesem Rahmen erfahre man deshalb die weltweit größte Aufmerksamkeit.²³³

Einer der definierenden Punkte modernen Sports nach Guttmann ist die säkulare Rolle von Sport. In diesem Zusammenhang mag die Darstellung der Olympischen Spiele als religiöse Ansammlung von Zeremonien zunächst verwirren. In der Tat würde ich ihm in diesem Punkt auch durchaus insofern widersprechen, als dass besonders die Olympiade in der Tat vor allem die in der Religion wichtige Funktion der Gruppenbildung mit Hilfe von Sport erfüllt. Die gemeinsame Erfahrung – vor allem aus Fansicht – athletischer Höchstleistungen verbunden mit einer Identifizierung mit bestimmten Sportlern oder Teams führt hier allerdings nicht zu einer Vergemeinschaftung in einem spirituellen Sinne, sondern in den meisten Fällen eben zur Stärkung nationaler Identität. Auch wenn die religiöse Komponente der Spiele also der These Guttmanns zunächst zu widersprechen scheint, lässt diese sich meiner Meinung nach so interpretieren, dass zwar religiös wirkende Inszenierungen und Rituale verwendet werden, diese allerdings in einem gänzlich säkularen Phänomen münden, nämlich der angesprochenen nationalen Identitätsbildung.

1892 nutzte de Coubertin ein Jubiläumstreffen der Union des Sociétés Françaises de Sports Athlétiques, um die Idee der Ausrichtung erstmals in den Sportkreisen

²³³ Siehe Guttmann, *The Olympics*, 3.

seines Heimatlandes zu verbreiten. Auch wenn seine Idee durchaus Applaus hervorrief, kam es noch nicht zu tatsächlichem Aktionismus, zu fremd erschienen den Vertretern der einzelnen Sportarten der Gedanke eines gemeinsamen Wettkampfs. Hill dazu: „A man was a fencer or an oarsman or a cyclist, but did not have the Olympic ideal of simply being a sportsman.“²³⁴

Ein weiteres Problem bestand darin, dass de Coubertin seine Landsleute davon zu überzeugen versuchte, dass Frankreich in diesem einen kulturellen Bereich, dem Bildungswesen nämlich, den nicht eben geliebten Engländern hinterherhinkte. Seine Idee einer internationalen Sportwelt fand also durchaus Anklang, weniger aber der Beigeschmack nationaler Minderwertigkeit. In diesem Sinne hatte der Nationalismus also schon vor der Austragung der ersten Spiele seinen Weg in deren politische Kreise gefunden.²³⁵

In den folgenden Jahren reiste de Coubertin unter anderem in die USA und durch Europa, um Mitstreiter für seinen Plan zu finden. Zwei Probleme sollten sich ihm in besonderem Maße in den Weg stellen. Zum einen gab es von Land zu Land und selbst von Verband zu Verband unterschiedliche Vorstellungen über die Definition von Amateursport. Innerhalb der gehobenen Schichten der Gesellschaft – wie auch bei de Coubertin – herrschte die Meinung vor, dass Geld den Sport korrumpiere und zerstöre. Professionelle Sportler wären nur auf Profit aus, ihr Ziel nicht mehr die Stärkung des eigenen Körpers oder der Dienst am eigenen Vaterland. Aus heutiger Sicht ist es sicher ebenfalls nicht zu bezweifeln, dass die Oberschicht, die sich Amateursport leisten konnte, Angst vor der Durchmischung mit Profis aus unteren Klassen hatte. Die unterschiedlichen Ansichten nun bestanden etwa darin, wann Professionalismus denn anfinde: Schon mit dem Bereitstellen des Materials (Radrennfahrer etwa bekamen üblicherweise ihre Räder vom Hersteller) oder einer Art Startgeld, die der Ausrichter eines Events zahlte oder erst mit der vertraglich geregelten Bezahlung eines Sportlers durch einen Verein oder Verband.

²³⁴ Christopher Hill, *Olympic Politics*, 17.

²³⁵ Siehe Shaikin, *Sport and Politics*, 22.

Das andere große Problem war bereits damals außenpolitischer Natur. De Coubertin versuchte nämlich auch, deutsche Sportverbände für sein Projekt zu interessieren, was zur Folge hatte, dass sich beispielsweise die französischen Turner weigerten, an jeglicher Veranstaltung teilzunehmen, an der auch Deutsche zugegen wären.²³⁶

Überhaupt besteht der im Grunde deutlichste Unterschied zwischen der olympischen Idee der Gründerväter und den Spielen, die wir heute verfolgen, im Konzept des Internationalismus, beziehungsweise Nationalismus. De Coubertin und seine Mitstreiter sahen ihre Spiele als Wettkämpfe zwischen individuellen Sportlern, nicht aber zwischen Nationen. Länder sollten lediglich als Austragungsorte dienen und somit die nötige Infrastruktur zur Durchführung der sportlichen Events bereitstellen. Erst im Laufe der olympischen Geschichte wurde der nationalistische Aspekt immer ausgeprägter, es kamen der Medaillenspiegel, eine Auflistung der einzelnen Nationen und schließlich sogar die Kür eines Siegerlandes hinzu. Den Grund für de Coubertins internationale Haltung sieht Pound in der französischen Geschichte behaftet:

Pierre de Coubertin, in particular – reflecting France's constant fear of its larger, more aggressive, neighbor – would not have wanted his conception of the Games to descend into another forum in which Germany would triumph over France. The memories of the latest Franco-Prussian War were all too strong.²³⁷

Insofern lässt sich die Inszenierung der Spiele als Ausdruck einer friedlichen Internationalität lesen. Die von de Coubertin kreierten fünf Ringe stehen für die Kontinente, ihre Farbe für die Vielfarbigkeit der nationalen Flaggen, der Einmarsch der Länder für die internationale Kooperation und auch der olympische Eid und die olympische Hymne bilden den zeremoniellen Hintergrund einer friedfertigen Sport- und Weltgemeinschaft.²³⁸

²³⁶ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 18.

²³⁷ Richard W. Pound, *Inside the Olympics – A Behind-The-Scenes Look at the Politics, the Scandals, and the Glory of the Games* (Toronto: Wiley & Sons Canada Ltd., 2004), 88.

²³⁸ Siehe Guttman, *The Olympics*, 1/2.

So waren die ersten fünf Olympischen Spiele zwischen 1896 und 1912 relativ unpolitische Veranstaltungen, die zwar auf der sportlichen Ebene immer mehr an Bedeutung gewannen, außerhalb dieser Sphäre aber kaum Beachtung erhielten. Erst durch den Ausschluss der Verlierernationen des ersten Weltkrieges (Deutschland, Österreich, Ungarn, Bulgarien und der Türkei) begann die Politisierung der Spiele.

1894 veranstaltete de Coubertin ohne deutsche Beteiligung einen internationalen Kongress, auf dem die Wiederaufnahme der Olympischen Spiele beschlossen wurde. Während de Coubertin Vertreter Frankreichs und Westeuropas war, hatte er in C. Herbert von der Amateur Athletic Association aus England und W. M. Sloane aus den USA seine wichtigsten internationalen Mitstreiter. Der Grieche Demetrios Bikelas wurde zum ersten Präsidenten des IOC gewählt, da zu diesem Zeitpunkt noch geplant war, dass das Präsidentenamt immer an das Land der nächsten Austragung der Spiele gehen sollte, also immer im vierjährigen Wechsel. Nachdem de Coubertin aber 1896 selbst das Amt übernommen hatte, sprach sich das Komitee vier Jahre später dafür aus, dass er weiter Präsident bleiben sollte, was er dann auch bis 1925 blieb. De Coubertin hatte anfangs nicht geplant, die ersten Spiele in Athen stattfinden zu lassen, ließ sich aber vom Enthusiasmus Bikelas überzeugen. Ansonsten wurden im Grunde alle Ideen und Forderungen von de Coubertin in die Satzung aufgenommen: Die Spiele sollten alle vier Jahre stattfinden; sie sollten keine genaue Kopie der antiken Spiele sein, sondern eine moderne Variante, die den Geist und die Ideale des Olympismus inne habe; und de Coubertin übernahm die Verantwortung über die Zusammensetzung des Internationalen Olympischen Komitees.²³⁹

Der Begriff „Moderne“ ist allerdings mit einer gewissen Ironie behaftet. De Coubertin war nämlich ein ausgewiesener Kritiker dieser Bewegung, speziell wenn es um die rasante Industrialisierung und Kommerzialisierung des Lebens ging. Rob Beamish führt dazu aus:

De Coubertin wanted to halt the unfolding reality of modernity – no modest task. [...] Deeply opposed to the growing materialism of industrial capitalism and its divisive

²³⁹ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 20.

competitive forces, de Coubertin wanted to forge a moral elite that would revitalize Europe and guide it back to the great cultural values of Western civilization.²⁴⁰

Gerade durch die Rückbesinnung auf die antiken Spiele der Griechen, gepaart mit der Inspiration, die de Coubertin aus den Lehren der *muscular Christianity* zog, wollte er den Sport nutzen, um eine körperlich und geistig gefestigte Elite zu erzeugen, die den korrumpierenden Einflüssen der Moderne gezielt entsagte.

Nicht erst heute, wenn man sich die vollständig durchkommerzialisierten Spiele ansieht, sondern schon zu seinen Lebzeiten dürfte ihm jedoch klar geworden sein, dass er diese hehren Ziele verfehlen würde. So fanden etwa die Spiele von 1900, 1904 und 1908 alle im Rahmen von Weltausstellungen statt – also den ultimativen Darbietungen der globalen Errungenschaften des Zeitalters der Moderne. Und schon 1928 in Amsterdam verkauften die Ausrichter erstmals in großem Maße Rechte an große internationale Unternehmen wie Coca-Cola und führten somit die Kommerzialisierung aktiv ins olympische Geschehen ein.²⁴¹

1896 erlebten die Olympischen Spiele ihre Wiedergeburt in der Moderne, wenn auch in einem mit heutigen Verhältnissen nicht zu vergleichenden Maß. 311 Teilnehmer aus 13 Ländern – 230 der Teilnehmer waren Griechen – kämpften in neun Sportarten und 43 Entscheidungen um den Sieg. Und dennoch war es de Coubertin und seinen Mitstreitern gelungen, internationale Aufmerksamkeit und Begeisterung zu entfachen, die sich über die kommenden Jahre und Spiele auch in deutlich erhöhter Teilnehmerzahl und Vielfalt ausdrücken sollte.²⁴²

Ein Grund, warum es allerdings einige Jahre brauchte, um einen dauerhaften Erfolg der Spiele zu erreichen, war das Stadion. Das Panathenäische Stadion, das der Mäzen Herodes Attikos im 2. Jahrhundert für etwa 50.000 Zuschauer hatte ausbauen lassen, wurde für die Spiele 1896 in Athen rekonstruiert. Diese antike halbkreisartig abgerundete U-Form erwies sich für den modernen Sportgebrauch

²⁴⁰ Rob Beamish, „The politics of performance enhancement in the Olympic Games“, in: Bairner und Molnar (Hg.). *The Politics of the Olympics*, 62/63.

²⁴¹ Siehe Beamish, „The politics of performance enhancement in the Olympic Games“, 63.

²⁴² Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 26.

als unvoreilhaft im Vergleich zu der in der Folge angewandten Architektur des Amphitheaters. Jan Tabor dazu:

[...] die Entscheidung für die ovale Form des klassischen Amphitheaters statt der U-Form des klassischen Stadions, des Circus oder des Hypodroms, [war] in der Logik des modernen Stadionbetriebs begründet und daher zwingend: Die elliptische Amphitheaterform ermöglicht die besten Sichtverhältnisse für die Zuschauer.²⁴³

Durch diese architektonische Anpassung an die Gegebenheiten der Moderne konnte zunächst das Interesse in der Bevölkerung am sportlichen Aspekt der Wettkämpfe verstärkt werden.

Auch wenn diese ersten Spiele, wie erwähnt, für die globale Politik eher unbedeutende Ereignisse waren, so sind die Wurzeln der heutigen Verknüpfung mit Nationalismus nicht zu leugnen. Shaikin dazu:

Most delegates at the Congress – representatives from state governments or state governing bodies of sports – saw the Olympics as an international competition and, as a direct corollary, a chance for “their” athletes to represent “their” nations and “their” systems against participants from other countries and other systems. International rivalry follows much more easily from this logic than does international goodwill.²⁴⁴

Trotz seines Glaubens an Individualität war in de Coubertin allerdings auch die Überzeugung verhaftet, dass Nationalität für die persönliche Identität unabdingbar sei. Aus diesem Grund schuf das IOC von Anfang an die für die später folgende nationalistische Instrumentalisierung notwendigen Strukturen: Athleten können nicht als Individuen, sondern nur als Teil einer Nation teilnehmen und bei einem Olympiasieg wird die nationale Flagge gehisst und die Nationalhymne ertönt.²⁴⁵

Was von de Coubertin im Grunde als Festival für individuelle Sportler aus aller Welt erdacht war, wurde schnell zu einem Wettbewerb zwischen nationalen Mannschaften. Die nationalen olympischen Komitees vertreten ihr jeweiliges Land und die Spiele werden nicht etwa von Individuen ausgetragen, sondern von

²⁴³ Jan Tabor, „Olé – Architektur der Erwartung“, in: Marschik et al., *Das Stadion*, 74.

²⁴⁴ Shaikin, *Sport and Politics*, 23.

²⁴⁵ Siehe Guttman, *The Olympics*, 2.

Personen, die mit einer bestimmten Nation verbunden sind. Guttmann dazu: „[...] the political vision institutionalized in the Olympics has always been inconsistent and contradictory. The danger of rabidly nationalistic partisanship was there from the start.“²⁴⁶

Bezeichnend ist eine Episode, die sich im Vorfeld der Spiele 1976 in Montreal zugetragen hat. Guyana hatte bereits die Teilnahme vier Jahre zuvor in München boykottiert und gedachte, dasselbe in Kanada zu unternehmen.²⁴⁷ James Gilkes, zu dieser Zeit einer der weltbesten Sprinter, drohte somit seine zweite und vermutlich letzte Chance zu verpassen, am größten sportlichen Event seiner Karriere teilzunehmen und fragte aus diesem Grund beim IOC an, ob er als staatenloser unabhängiger Sportler – hinter der olympischen Flagge einlaufend und das olympische Logo tragend – antreten könne. Das IOC verweigerte Gilkes sein Anliegen mit der Begründung, dass nur nationale Repräsentanten bei den Olympischen Spielen teilnehmen dürften. Mit seltener Klarheit hat sich das IOC in diesem Moment also gegen die von de Coubertin erdachte Vision entschieden und für einen Wettbewerb zwischen Nationen.²⁴⁸

Etwas bissiger als Shaikin zu Beginn dieses Kapitels formuliert Dyreson die Bedeutung der Olympischen Spiele im geopolitischen Kontext:

In the modern Olympic Games France's Baron Pierre de Coubertin created a powerful forum for the display of nations. Clothed in the rhetoric of international cosmopolitanism like the world's fairs on which the Baron modelled much of the initial Olympic structure, the games, like world's fairs, have historically provided opportunities for rabid displays of national chauvinism.²⁴⁹

Baron Pierre de Coubertin war kein Utopist, der seine Olympischen Spiele als Heilmittel gegen jegliche Form chauvinistischen Nationalismus in der Welt sah.

²⁴⁶ Ebd., 2.

²⁴⁷ Grund für den Boykott von Guyana, dem Irak und 28 afrikanischen Staaten war die Entscheidung des IOC, Neuseeland nicht von den Olympischen Spielen auszuschließen. Dies wurde von vielen afrikanischen Staaten gefordert, weil ein neuseeländisches Rugby-Team Gastspiele im Südafrika unter dem Apartheid-Regime gegeben hatte.

²⁴⁸ Siehe *Los Angeles Times*, 24. und 25. Juli, 1976. In: Bill Shaikin, *Sport and Politics*, 33.

²⁴⁹ Mark Dyreson, *Crafting Patriotism for Global Dominance – America at the Olympics* (New York: Routledge, 2009), 1.

Allein seine französisch-patriotische Grundhaltung verbietet diese Interpretation. Was er aber sah, war eine mögliche Kopplung von Nationalismus mit der olympischen Idee, in Folge dessen auch ethnozentrische Staaten zumindest dieselbe ethnozentrische Haltung bei anderen Nationen anerkennen und als Teil eines ehrlichen Internationalismus akzeptieren. In dieser Form einer Art „gesunden“ sportlichen Auseinandersetzung zwischen Nationen können die Olympischen Spiele auch heute noch ein wirksames Instrument gegen den Chauvinismus darstellen.

B. London 1908 – The Battle of Shepherd's Bush

Die Spiele von London markieren – zwölf Jahre nach der Wiederaufnahme der Olympiade – einen interessanten Wendepunkt in ihrer Geschichte. Auf der einen Seite dienen sie als erstes deutliches Beispiel nationalistischen Gebarens in Verbindung mit dem Event, auf der anderen Seite brachten sie einige wichtige Änderungen im Regelwerk und der Art der Ausrichtung auf den Weg, die für das Überleben der Spiele entscheidend waren.

Die Spiele 1900 in Paris und 1904 in St. Louis ließen die Befürchtung aufkommen, dass es mit der jungen Herrlichkeit der modernen Olympiade schon bald wieder vorbei sein könnte. Sie waren beide an die jeweiligen Weltausstellungen in den beiden Städten angeschlossen, wurden über einen langen Zeitraum – bis zu einem halben Jahr – ausgetragen und gingen so als eigenständige Veranstaltung fast unter. Zwar fanden auch die Spiele von London im Zusammenhang mit der Franco-British Exhibition²⁵⁰ statt, allerdings gelang es den Ausrichtern immerhin, zumindest den wichtigsten Teil der Spiele, nämlich die Leichtathletikwettbewerbe, in einem straffen zweiwöchigen Part abzuhandeln. Auch, weil im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Olympiaden dieses Mal wieder ein eigens für die Spiele geplantes Stadion²⁵¹ errichtet wurde, wurden sie wieder als singuläres Projekt – unabhängig von der internationalen Ausstellung – wahrgenommen und konnten sich so wieder eine größere gesellschaftliche Bedeutung verschaffen.²⁵²

Die wichtigste Regeländerung bestand darin, dass bis inklusive London die ausrichtende Nation sämtliche Schiedsrichter und Offiziellen stellte. Diese

²⁵⁰ Aufgrund des steigenden Einflusses Deutschlands in Europa Anfang des 20. Jahrhunderts sahen sich England und Frankreich zu dieser Zeit als natürliche Kooperationspartner an. Ein Höhepunkt dieser Freundschaft war die Unterzeichnung der „entente cordiale“ 1904, die beiden Ländern jeweils die Herrschaft über Ägypten beziehungsweise Marokko bestätigte. Die „Franco-British Exhibition“ 1908 war als eine große Handelsmesse zwischen England und Frankreich sowie derer Kolonien ausgelegt. Siehe: Bill Mallon und Ian Buchanan, *The 1908 Olympic Games – Results for All Competitors in All Events, with Commentary* (Jefferson: McFarland & Company, Inc., 2000), 1/2.

²⁵¹ Das Stadion im Londoner Stadtteil Shepherd's Bush zeichnet sich auch verantwortlich dafür, dass die Spiele – in Anlehnung an die Auseinandersetzungen zwischen den USA und Großbritannien – auch als „Battle of Shepherd's Bush“ bezeichnet wurden. Siehe: Mallon und Buchanan, *The 1908 Olympic Games*, 4-6.

²⁵² Siehe George R. Matthews, „The Controversial Olympic Games of 1908 As Viewed by the *New York Times* and the *Times* of London“, in: *Journal of Sport History*, Vol.7, No.2 (Summer, 1980), 40/41.

Tatsache resultierte in einigen hitzigen Auseinandersetzungen bezüglich der Fairness einzelner Wettkämpfe und in der Folge der Spiele wurde die Verantwortung über die Bewertung den zuständigen internationalen Sportverbänden übergeben.²⁵³

Die größte politische Bedeutung hatten die Spiele 1908 in London im Hinblick auf das angespannte Verhältnis zwischen den gastgebenden Engländern und den Amerikanern, beziehungsweise auch zwischen England und dem von London aus regierten Irland. Trotz mehrerer Jahrzehnte, die von den Unabhängigkeitsbestrebungen Irlands geprägt waren, beziehungsweise zumindest deren Forderung nach mehr eigener Autorität, waren es 1908 immer noch die mehrheitlich protestantischen Engländer, die über die überwiegend katholische Insel herrschten. Und auch wenn es kaum olympische Athleten aus Irland selbst gab, so war die Zahl der irischstämmigen Amerikaner sehr hoch. Und diese zeigten sich in ihrem Verhalten gegenüber den Engländern keinesfalls unpolitisch.²⁵⁴

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde es langsam aber sicher offensichtlich, dass die große globale Dominanz Großbritanniens, die man sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durch Kolonialherrschaft und als Vorreiter der Industrialisierung verschafft hatte, nachließ. Nutznießer waren allen voran die USA, deren schier unendliche Ressourcen die Grundlage boten, England nach und nach den Rang als wichtigster Wirtschaftsnation abzulaufen. Aber nicht nur auf der ökonomischen Ebene war diese Rivalität spürbar, wie auch Geroge R. Matthews bemerkt:

This economic rivalry between the United States and Great Britain was manifested in the social realm as well. Sport competition between the two rivals was viewed [...] as a means of demonstrating the overall cultural superiority and promoting nationalism within both the United States and Great Britain. The Olympic Games of 1908 [...] provided an international arena in which the United States and Great Britain sought to establish

²⁵³ Siehe Matthews, „The Controversial Olympic Games of 1908 As Viewed by the *New York Times* and the *Times* of London“, 52.

²⁵⁴ Siehe Guttman, *The Olympics*, 29.

athletic supremacy and thereby demonstrate the superior national vigor of each respective nation.²⁵⁵

Bei den zwei Jahre zuvor abgehaltenen Feierlichkeiten zum zehnjährigen Jubiläum der Spiele in Athen zwangen die IOC-Regularien drei irische Sportler dazu, unter der Flagge Großbritanniens aufzulaufen. Der Vorsitzende des US-Team, der irischstämmige James Edward Sullivan protestierte gegen diese Praktik und verlangte, dass nun seine Mannschaft unter der irischen Fahne marschieren dürfe, was das IOC verweigerte.²⁵⁶

Die jeweils stark ausgeprägte Rivalität zwischen England und Irland sowie den USA führte zwei Jahre später in London zu mancher Irritation zwischen den Nationen. Wie genau diese Irritationen aussahen, lässt sich nicht in voller Klarheit rekonstruieren, aber „in spite of the confusing and sometimes contradictory accounts, it seems clear that Ralph Rose was the American flag-bearer“²⁵⁷ und „in all likelihood he did not dip the Stars and Stripes when he passed King Edward VII.“²⁵⁸

Es war und ist Tradition bei der Eröffnungsfeier, dass der jeweilige Fahnenträger²⁵⁹ der einlaufenden Nationen die Flagge senkt, wenn er oder sie an der Tribüne mit dem gastgebenden Staatsoberhaupt vorbeiläuft. Warum der ebenfalls irischstämmige Rose dies nun verweigerte – sei es aus Protest für eine größere Unabhängigkeit Irlands, aus einer US-nationalen Rivalität gegenüber England oder schlicht, weil er es vergaß, lässt sich heute nicht sagen. Rose selbst kommentierte die Aktion im Nachhinein nicht.

Fakt ist allerdings, dass das Verweigern des Flagge-Senkens zu keinen weiterführenden politischen Komplikationen zwischen den USA und England führte. Während die britische Presse und Öffentlichkeit fast gänzlich keinerlei

²⁵⁵ Matthews, „The Controversial Olympic Games of 1908 As Viewed by the *New York Times* and the *Times* of London“, 40.

²⁵⁶ Siehe Dyreson, *Crafting Patriotism for Global Dominance*, 14.

²⁵⁷ Ebd., 14.

²⁵⁸ Ebd., 14.

²⁵⁹ Zur Bedeutung der Flagge in der amerikanischen Kultur und Identität siehe beispielsweise: Scot M. Guenter, *The American Flag, 1777-1924: Cultural Shifts from Creation to Codification* (Cranbury: Associated University Presses, 1990).

Notiz nahm von Roses Aktion, waren auch in den USA die Reaktionen spärlich und zwiegespalten in ihrer Wertung. Während einige Boulevardblätter Rose als nationalen Helden feierten, verurteilten seriösere Zeitschriften wie beispielsweise *The Bookman* ihn als hitzköpfigen Rowdy, dem der nötige Respekt fehle und für den sich die USA schämen sollten.²⁶⁰

Viel interessanter als in ihrem damaligen akuten Zusammenhang ist die Flaggen-Angelegenheit in ihrem gesamten historischen Kontext. Spätestens ab den Spielen 1936 in Berlin wurde das Verweigern des Senkens nämlich zu einer amerikanischen Tradition und Ralph Rose verspätet eben doch noch zu einem amerikanischen Helden, der diese Tradition begründete.

In einem Essay in der *New York Times* von 1952 gelingt es Arthur Daley, diese Tradition durch geschicktes Spiel mit der Mythenbildung quasi zu generieren. Darin stellt Daley Rose als Ursprung dieser Praktik dar und den Sinn erklärt er damit, dass die amerikanische Flagge – stellvertretend für den Glauben an den amerikanischen *exceptionalism* – vor keiner weltlichen Autorität Rechenschaft abzulegen habe. Dyreson kommentiert dies folgendermaßen:

If the tale that in 1908 the United States began an unbroken tradition of holding the Stars and Stripes aloft in Olympic opening parades while other nations bowed their standards to the world's potentates represents an American legend, the Daley deserves credit as this epic's Homer. For more than four decades he told and retold the story from his position as the *New York Times's* Olympic 'historian'. [...] Not simply 'some historians' but virtually all the American media and much of the scholarly community that studies the Olympic Games repeat this legend as unassailable historical fact [...].²⁶¹

Auch wenn sich in der Geschichte um die Flagge Fakt und Fiktion in etwas undurchsichtiger Weise mischen und die tatsächlichen Vorgänge und Motive nicht vollständig geklärt sind, beweist diese Episode doch, in welcher kurzen Zeit nach ihrer Einführung die Olympischen Spiele bereits zum Schauplatz politischer Scharmützel wurden. Insbesondere das Verhältnis der USA zur Olympiade wurde also schon früh davon geprägt, dass die Spiele zu einem Entstehungsort nationaler

²⁶⁰ Siehe Dyreson, *Crafting Patriotism for Global Dominance*, 15.

²⁶¹ Ebd., 9.

Identifikation wurden. Das Verhalten amerikanischer Repräsentanten bei den Spielen gepaart mit der medialen Wiedergabe der Vorkommnisse sowie der Rezeption dieser Episoden in den USA liefert ein eindrückliches Bild einer Facette amerikanisch-patriotischer Kultur und der Mythenbildung in der amerikanischen Identität.

Auch die sportlichen Wettbewerbe und insbesondere deren mediale Verarbeitung zeugen von der 1908 deutlich spürbaren Beziehung zwischen Sport, Politik und (inter-)nationalen Identitätskonstrukten.

Ein Streitpunkt zwischen den USA und Großbritannien war die Interpretation des Siegerlandes. Während die Briten die Medaillen aller Wettbewerbe zählten, wollten die Amerikaner lediglich die Leichtathletik-Wettkämpfe einbeziehen. Wie erwähnt zogen sich die gesamten Olympischen Spiele über einen Zeitraum von gut einem halben Jahr hin und viele der Sportarten, die außerhalb der Kernzeit und außerhalb des Stadions stattfanden, waren rein britische Angelegenheiten, zu denen andere Nationen nicht anreisten.²⁶²

Die *New York Times* brachte die Aufgeregtheit der USA darüber mit folgender Schlagzeile auf den Punkt: „Athletes Aroused Over Point Scoring: English System of Marking Olympic Victories Would Make England Sure Winners.“²⁶³

Die Ironie an dieser Auseinandersetzung bestand nicht zuletzt darin, dass es laut olympischer Charta überhaupt kein „Gewinnerland“ geben kann. Athleten sollten vielmehr als individuelle Sportler antreten. Wie sehr dieser Ansatz aber schon damals der geopolitischen Realität widersprach, drückt sich in diesem Zitat von Matthews aus:

In reality, however, nations send teams to compete in the Olympic Games and while scores may not be officially sanctioned by the International Olympic Committee, each

²⁶² Siehe Matthews, „The Controversial Olympic Games of 1908 As Viewed by the *New York Times* and the *Times* of London“, 45.

²⁶³ *The New York Times*, 15. Juli, 1908, 11.

participating nation utilizes Olympic victories to promote nationalism with the news media as the primary agents of such promotion.²⁶⁴

Eine weitere Arena des amerikanischen Protests bot der damals äußerst prestigeträchtige Tauziehwettkampf. Laut Regularien durften bei diesem nur Schuhe verwendet werden, die nicht für den Wettkampf präpariert worden seien – etwa mit Nägeln oder Aufschlägen jeglicher Art. Im Zweikampf mit den USA trugen die britischen Tauzieher schwere Stiefel mit Eisenrändern, was die Amerikaner als Unfairness verurteilten. Die Jury ließ sie aber zu, weil es sich um die normalen Arbeitsschuhe der Wettkämpfer handelte – das britische Team bestand aus Mitgliedern der Liverpools Polizei, die ebendiese Stiefel zur Arbeit trug.²⁶⁵

Die Schlagzeilen der *New York Times*, die sich auf diesen Vorfall bezogen, sprechen eine deutliche Sprache: „English Unfair In Olympic Games. U.S. Protests Against Method of Holding the Tug-of-War. Complaint is Dismissed. Liverpool Team Wears Monstrous Shoes That Arouse Ire of Americans Who Kick In Vain.“²⁶⁶

Die Londoner *Times* dagegen liest sich folgendermaßen:

In the tug-of-war a team of eight stalwart policemen easily pulled the great hammer and discus and weight-throwers of the U.S. over the line. The Americans protested against the result of the first bout on the grounds that their conquerors were wearing boots, but this objection was, of course, overruled.²⁶⁷

Neben den beschriebenen Vorfällen gab es noch einige weitere kritische Zusammentreffen von amerikanischen und britischen Sportlern, etwa die Disqualifikation eines U.S.-Sprinters, der seinen britischen Konkurrenten beim 400-Meter-Lauf aus dessen Bahn gedrängt hatte oder aber den Vorfall beim Marathon: Der Italiener Dorando Pietri kam als erster Läufer ins Olympiastadion

²⁶⁴ Matthews, „The Controversial Olympic Games of 1908 As Viewed by the *New York Times* and the *Times* of London“, 46.

²⁶⁵ Siehe ebd., 46.

²⁶⁶ *The New York Times*, 18. Juli, 1908, 8.

²⁶⁷ *Times* (London), 18. Juli, 1908, 9.

und schien bereits der sichere Sieger. Völlig ausgelaugt brach er aber noch vor dem Ziel zusammen, während hinter ihm der Amerikaner John Hayes – übrigens auch irischer Abstammung – immer näher kam. Britische Offizielle rannten zu Pietri, halfen ihm auf, stützten ihn auf seinem verbleibenden Weg über die Ziellinie und erklärten ihn zum Sieger. Das U.S.-Team legte daraufhin Protest ein und bekam Recht, Hayes wurde nachträglich zum Gewinner des Marathons gekürt. Dieses Vorgehen wiederum betitelte die englische Presse und Öffentlichkeit als unsportlich und unfair.²⁶⁸

Aber trotz der Feindseligkeiten und des teilweise über die Grenzen hinausgehenden Konkurrenzdenkens gewannen die Olympischen Spiele durch London erheblich an Popularität. Nicht nur durch die Adaptierung des neuen Regelwerks, sondern gerade auch durch die nationalistischen Töne, speziell zwischen den USA und ihrer alten Kolonialherrin Großbritannien. Die amerikanische Öffentlichkeit trat in London in eine neue Phase der Identifikation mit den Olympischen Spielen und ihrem eigenen Nationalbewusstsein ein. Und die Spiele selbst lösten sich aus dem Schatten und der Umklammerung der Weltausstellungen und begannen, auf eigenen sportlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Füßen zu stehen.

Außerdem zeigt bereits das frühe Beispiel von 1908, inwiefern vor allem in den USA nicht nur die Spieler des MSC, sondern auch die politischen Eliten sich die Inszenierung und Berichterstattung der Spiele zueigen machten und somit gezielt zur Förderung nationaler Identitätskonstrukte beitrugen. Ein nicht unerheblicher Aspekt dieser nationalen Identität besteht, wie schon Anderson festgestellt hat, in der Auseinandersetzung mit einem Feind. Auch wenn sich dieser Zweikampf 1908 noch zwischen den Amerikanern und Engländern austrug, so ist schon zu diesem frühen Zeitpunkt der olympischen Geschichte die generelle Verbindung des amerikanischen Sporthelden zum Kriegshelden sichtbar. Diese ideologische Verknüpfung zwischen Sport und Militär besteht in erster Linie in der beiden Institutionen inhärenten Möglichkeit der Ausbreitung nationaler Kultur und Dominanz. 1908 wurde der amerikanischen Öffentlichkeit – wie auch der

²⁶⁸ Siehe Guttman, *The Olympics*, 30.

politischen Elite – erstmals die internationale Symbolkraft von Sport vor Augen geführt. Dieser Umstand ist eine wichtige Erkenntnis über die sich bereits früh entwickelnde Rolle von Sport und den Olympischen Spielen innerhalb der USA in einem global-kulturellen Kontext.²⁶⁹

²⁶⁹ Siehe zur Verbindung zwischen modernem Sport und der Ausbreitung amerikanischer Kultur auch Patrick J. Ryan, „A Case Study in the Cultural Origins of Superpower: Liberal Individualism, American Nationalism, and the Rise of High School Life, a Study of Cleveland's Central and East Technical High Schools, 1890-1918“, in: *History of Education Quarterly* (Vol. 45, No. 1, Spring, 2005), 86-88.

C. Berlin 1936 – Die Propaganda-Spiele

When the IOC's decision [to award Berlin the 1936 Olympic Games] was announced on May 13, 1931, Heinrich Brüning was Germany's chancellor and a shaky centrist coalition was in power. When the games were actually held, the National Socialists were in power and Adolf Hitler was chancellor. In fact, Hitler's rule began only six days after the creation, on January 24, 1933, of the Organisationskomitee. This state of affairs was certainly not what the IOC had expected when Berlin was chosen as the site of the games.²⁷⁰

Dieser innenpolitische Umstand Deutschlands führte jedoch dazu, dass die Olympischen Spiele von Berlin bis heute den Inbegriff politisierten Sports darstellen. Ganz im Sinne von Propagandaminister Joseph Goebbels sollten die Spiele nicht nur die herausragenden athletischen Fähigkeiten der arischen Rasse unter Beweis stellen, sondern allem voran der Welt zeigen, dass Deutschland sich unter dem Naziregime zu einem disziplinierten, technologisierten und mächtigen Staat in Europa entwickelt hatte.

Es ist in weiten Teilen der Verdienst von Goebbels und seinem Ministerium, dass sich die Reichsführung dazu entschied, die Olympischen Spiele tatsächlich auszutragen. Adolf Hitler selbst war nämlich weder ein großer Freund des *Olympismus* noch des Sports im Allgemeinen. Leibesübungen wie beispielsweise Boxen oder natürlich das traditionell deutsche Turnen sah auch der Führer als wichtige Grundtugenden der deutschen Jugend an, die den Körper und Geist stählen sollten. Ein großes Problem für ihn am modernen Sport, wie er bei der Olympiade betrieben wurde, aber war, dass dieser eine relativ neuartige englische Entwicklung darstellte. Hinzu kamen die neuen Charakteristiken ebendieses modernen Sports – und der olympischen Idee im Besonderen –, die gänzlich unvereinbar schienen mit der Nazi-Gesinnung: Universalismus und Gleichheit (zumindest in der Theorie) was etwa Rasse, Religion oder Ideologie angeht.²⁷¹

Aus diesem Grund war die Sorge in Reihen des Organisationskomitees kurz nach der Machtergreifung 1933 verständlicherweise beträchtlich, dass Hitler den

²⁷⁰ Guttman, *The Olympics*, 53.

²⁷¹ Siehe ebd., 53/54.

Abbruch der Vorbereitungen anordnen würde. Besonders groß dürften die Bedenken beim Präsidenten des Komitees, Theodor Lewald, sowie dem Komiteesekretär Carl Diem gewesen sein. Lewalds Vater war vom Judentum zum Christentum konvertiert und auch Diems Frau war jüdischer Abstammung. Umso erstaunter waren beide, als ihnen Hitler 1933 wiederholt die volle finanzielle und organisatorische Zusicherung für die Spiele aussprach. Was die Spiele selbst anging, so hatte sich Hitler in der Zwischenzeit, wie erwähnt, von seinem Propagandaminister überreden lassen. Dieser hatte nämlich schon früh erkannt, welches außen- und innenpolitisches Potential in einer erfolgreichen Durchführung eines solchen Großereignisses steckte. Nicht nur könnte man so der Weltgemeinschaft die Entwicklung Deutschlands offenkundig tun, sondern auch dem eigenen Volk dessen vermeintliche athletische Überlegenheit beweisen. Ein friedliches, gut organisiertes Sportfest und herausragende Leistungen deutscher Sportler würden das noch immer von den Nachwehen des Ersten Weltkrieges gebeutelte deutsche Selbstbewusstsein erheblich steigern können. Den drohenden Ausschluss der leitenden Organisatoren Lewald und Diem verhinderte der Druck von Seiten des IOC und dessen Präsidenten Comte Henri de Baillet-Latour.²⁷²

Michael Mackenzie dazu:

Rather than canceling the 1936 Games, the Nazi party leadership transformed them into a self-representative mass spectacle. This transformation was effected in the public realm of visual discourse primarily through two closely coordinated means: a new emphasis on the previously vague Greek associations of the Olympics, with an all-out use by Carl Diem of neoclassical sets and properties in the stage-production of the Berlin games; and Riefenstahl's *Olympia*.²⁷³

Überhaupt führten die offensichtlich rassistischen Prinzipien der Nazis verständlicherweise zu einiger Unruhe in Reihen des IOC und der verschiedenen nationalen Komitees. Einige Länder erwogen einen Boykott der Spiele. Letztlich aber kam Berlin ohne ernsthafte Konsequenzen davon, was die internationale Teilnahme an den Spielen anging. Das lag daran, dass sich die Deutschen

²⁷² Siehe Guttman, *The Olympics*, 54/55.

²⁷³ Michael Mackenzie, „From Athens to Berlin: The 1936 Olympics and Leni Riefenstahl's *Olympia*“, in: *Critical Inquiry* (Vol. 29, No. 2, Winter 2003), 317.

beträchtliche Mühe gaben, dem IOC immer wieder zu versichern, dass es keine Diskriminierung bei den Spielen geben werde, und daran, dass die IOC-Vertreter sich offensichtlich sehr einfach von solchen Aussagen überzeugen ließen.

So gestattete Deutschland zwar offiziell allen Sportlern, unabhängig ihrer Hautfarbe und Religion, die Teilnahme an den Spielen und auch im deutschen Team, tatsächlich aber sahen sich gerade die deutschen Juden erheblicher Diskriminierung ausgesetzt. Dass man damit davon kam, lag vor allem an der Problematik der Verbandsstruktur in Deutschland, über die und deren Regelwerk das IOC keinen Einfluss hatte. So war es Juden in Deutschland zwar erlaubt, öffentliche Sportstätten zu nutzen, der Zutritt zu privaten Vereinen – und damit den besten Trainingsmöglichkeiten – blieb ihnen aber verwehrt. Auch bei der letztendlichen Nominierung für die Spiele wurden fast alle jüdischen Sportler ausgeschlossen, weil ihre Leistung angeblich nicht den Anforderungen entsprach – trotz etlicher sportlichen Spitzenleistungen, die historisch nachgewiesen sind. Letztendlich standen nur zwei Sportler jüdischer Abstammung im deutschen Olympiateam, der Eishockeyspieler Rudi Ball und die Fechterin Hélène Meyer, die sich zum einen selbst nicht als Jüdin sah und zum anderen mit ihrem blonden Haar durchaus auch als Werbeikone arischen Frauseins hätte fungieren können.²⁷⁴

Insbesondere das amerikanische Olympische Komitee sollte bei der Frage nach der internationalen Beteiligung an den Spielen eine bedeutende Rolle spielen – einerseits weil sich die meisten westlichen Nationen zu dieser Zeit bereits generell an der Sicht der Amerikaner orientierten, und andererseits, weil die jüdische Gemeinschaft in den USA einen ausreichend starken Einfluss zu haben schien, um der amerikanischen Olympiamannschaft eine gewisse Legitimation in Bezug auf deutschen Antisemitismus zu verleihen. Der spätere IOC-Präsident Avery Brundage war zu dieser Zeit als Präsident der American Athletic Union bereits der einflussreichste Sportfunktionär in den USA und sein starker Einsatz für eine Teilnahme an den Spielen war letztendlich ausschlaggebend, allen kritischen Stimmen zu trotzen. Ironischerweise argumentierte Brundage auch damit, dass ein eventueller Boykott der Spiele und damit eine Politisierung der Olympiade, gegen

²⁷⁴ Siehe Guttman, *The Olympics*, 53-71.

die olympische Idee verstoßen würden. Er sah die Protestler als kleine Gruppe von politischen Agitatoren, die sich weder für den sportlichen Aspekt der Spiele interessierten noch die vermeintlich friedensstiftende Wirkung der olympischen Idee vertraten. Guttmann zu Brundages Einstellung:

The entire problem, in Brundage's eyes, was that opponents of the Nazi regime were not satisfied with Olympic rules; that they really wanted a boycott to undermine Nazism; that they meant to use the games as a political weapon. Since Jews and Communists were calling for a boycott, Brundage reasoned – illogically – that all the boycotters were Jews and Communists.²⁷⁵

Carolyn Marvin interpretiert die Entscheidung von Brundage folgendermaßen:

As the chief strategist for American participation he did not observe the standard of strict separation between sport and politics upon which he was so vocal publicly. He argued from a partisan perspective on behalf of a political goal which, as he confided to his friends, was to advance democracy in the shape of a strong, successful Berlin Olympics against both Communism and the misguided politics of Eastern liberals in league with Jewish interest groups.²⁷⁶

Neben Brundage ließ sich auch Baillet-Latour auf verschiedenen Deutschlandreisen im Vorfeld der Spiele davon überzeugen, dass die Vorwürfe, die dem Nazi-Regime gemacht wurden, offensichtlich entweder schlichtweg falsch oder zumindest doch erheblich übertrieben seien. Auch er sah sämtliche Boykottversuche als Bestrebungen jüdischer oder kommunistischer Gruppen an und die Olympischen Spiele als den falschen Ort einer solchen politischen Auseinandersetzung. IOC-Mitglieder wie der Amerikaner Ernest Lee Jahncke, der sein Komitee unermüdlich davon zu überzeugen versuchte, dass die Nazis gegen die olympische Charta verstoßen würden, wurden von Baillet-Latour sogar zum Rücktritt aus dem IOC aufgefordert.²⁷⁷

Da außer Frage steht, dass die Olympischen Spiele 1936 schon vor ihrem Beginn weit mehr als nur ein internationales Sportfest darstellten, stellt sich nun die

²⁷⁵ Guttmann, *The Olympics*, 59.

²⁷⁶ Carolyn Marvin, „Avery Brundage and American Participation in the 1936 Olympic Games“, in: *Journal of American Studies* (Vol. 16, No. 1, Apr., 1982), 82/83.

²⁷⁷ Siehe Guttmann, *The Olympics*., 63.

Frage, ob Goebbels sein Ziel erreichte, sie zu einem Schauplatz deutscher Tugenden und Herrlichkeit werden zu lassen. Zur – in diesem Zusammenhang natürlich eher kurz gehaltenen²⁷⁸ – Beantwortung dieser Frage bietet sich vor allem der Blick auf die symbolische Wirkungskraft der Berliner Spiele an.

Kein Zweifel besteht daran, dass Berlin und seine Sportstätten alles Vorangegangene an Größe und Monumentalismus übertrafen. 110.000 Menschen hatten im Deutschen Stadion Platz, von dem Peter Sloterdijk sagt:

Nie zuvor war eine Sportanlage in solchem Ausmaß als Kollektivierungs- und Überwältigungsmaschine konzipiert worden. Wer hier eintrat, musste jede Hoffnung auf Individualität fahren lassen. Wer hier siegte, würde keine Privatperson mehr sein. Die Figur auf dem Siegerpodest wäre pure Emanation aus einer politischen oder rassistischen Energiequelle.²⁷⁹

Das Reichssportfeld, also der gesamte olympische Komplex, wurde in nur zwei Jahren gebaut und symbolisierte somit die Auferstehung des deutschen Reichs im Sinne der Nationalsozialisten. Die gesamte Anordnung und Topographie der Anlage hatten eine klare symbolische Funktion:

The uniformity of flagpole rows outside the Olympic stadium, the symmetrically-arranged monumental figures to the left and right of the huge structure, and the two towers flanking the entrance portal, all magnetized one's view on approaching the centrally significant „Führerturm“. [...] At the base of the tower stood the Langemarck-Hall, a holy place dedicated to the memory of those German youths in World War I “who had marched to certain death, singing Germany's anthem”. The Langemarck-Hall was meant to give the Olympic grounds a “deep symbolic content,” as its architect claimed – the Olympic grounds as a venue for hero and “Führer” worship.²⁸⁰

Der symbolischen Wirkungskraft der Olympischen Spiele verhalf Berlin ebenfalls zu neuen Höhen. So war es unter anderem Carl Diems Idee, in Olympia eine

²⁷⁸ Die noch immer beste und ausführlichste Analyse der politischen Bedeutung der Olympischen Spiele 1936 in Berlin bietet: Richard D. Mandell, *The Nazi Olympics* (New York: The Macmillan Company, 1971).

²⁷⁹ Peter Sloterdijk, „Spähren“ (Band III, Schäume, 2004), in: Tabor, „Olé – Architektur der Erwartung“, 78/79.

²⁸⁰ Alkemeyer und Richartzu, „The Olympic Games: From Ceremony to Show“, 81.

Fackel zu entzünden und diese dann durch die Hände von Hunderten und Tausenden von Läufern bis zum Austragungsort der Spiele tragen zu lassen.²⁸¹

Die vor dem beschriebenen monumentalen Hintergrund stattfindenden Zeremonien, ebenfalls von Diem inszeniert, dienten zusätzlich der Heroisierung des Individuums und dem damit einhergehenden Dienst des Einzelnen für das Wohl des Vaterlandes. Am deutlichsten zum Ausdruck gebracht wurde diese Botschaft im Höhepunkt des vierten Akts der Eröffnungsfeier, als ein einzelner in weiß gekleideter Junge folgendes Gedicht vortrug:

Allen Spiel's.
heil'ger Sinn:
Vaterlandes
Hochgewinn
Vaterlandes höchst Gebot
in der Not:
Opfertod!²⁸²

Leni Riefenstahls Dokumentation *Olympia* schließlich fasst alle nationalistisch-propagandistische Symbolik, die die Nazis bei den Spielen von Berlin anbrachten, nochmals in eindrucklicher Weise zusammen, wie auch Alkemeyer und Richartzu bestätigen:

The entry of nations becomes an „army show“: solid formations of national units clad in uniforms filed past the reviewing stand of the stadium, where members of the IOC, the German army, and Adolf Hitler were seated, the entire affair accompanied throughout by the forceful rhythms of Prussian march music. The crowning finale of the entrance proceedings was the appearance of the German team dressed in “sparkling white,” the color of purity. This scene, of course, linked the ritual theme of initiation, the symbolism of death and rebirth, to the actual events. [...] the white clad athletes become an immediate symbolic reference to the revival and national rebirth of a new, fascist Germany.²⁸³

²⁸¹ Siehe Guttman, *The Olympics*, 66.

²⁸² In: Alkemeyer und Richartzu, „The Olympic Games: From Ceremony to Show“, 82.

²⁸³ Ebd., 83.

Olympia steht auch stellvertretend für eine weitere Bedeutung, die die Spiele 1936 für die Zukunft der olympischen Bewegung hatte. In Berlin hatten zum ersten Mal die Massenmedien einen erheblichen Einfluss auf das gefühlte Erlebnis der Olympiade. Diesen Eindruck bestätigt auch Mackenzie:

Strictly speaking, *Olympia* is sports coverage, but it is as different from the kinds of sports coverage we are used to seeing as is imaginable. It suppresses the details of the various competitions, in some instances even the final scores, in favor of highlighting the grace, poise, and strength of the athletes. Important, telling moments of the various competitions are shown, but just as often the interest seems to be more visual than documentary; striking compositions and camera angles, dramatic framing devices and backdrops of cloud formations behind the heads of athletes filmed from below predominate.²⁸⁴

Während Mackenzie also auch die augenscheinlichen Unterschiede zwischen der uns bekannten Sportberichterstattung und Riefenstahls Opus darstellt, ist die Grundaussage doch eindeutig, dass es sich bei ihrem Film um eine frühe Form der medialen Verknüpfung von Sport, Medien und Ideologie handelt.

Neben Riefenstahls Dokumentation waren auch die großartig choreographierten Zeremonien als emotionales Spektakel für die anwesenden Zuschauer wie aber auch die Medien inszeniert worden. Das Entzünden der olympischen Flamme wurde beispielsweise als dramatische Radiosendung in die ganze Welt übertragen. Durch dieses Zusammenspiel von Medien und Inszenierung entstand eine Mischung aus Realität und Fiktion, die oft mehr Begeisterung auslöste als so manches sportliche Event.

1936 wurde auf diese Weise eine Partnerschaft zwischen den Olympischen Spielen und den Medien geschlossen, die die Entwicklung des medial-ökonomischen Erfolgs der Spiele für die Zukunft sicherte.²⁸⁵

Auch bei der Umsorgung hochrangiger internationaler Gäste gaben sich die Nationalsozialisten alle Mühe, einen positiven Eindruck zu hinterlassen. So lud

²⁸⁴ Mackenzie, „From Athens to Berlin: The 1936 Olympics and Leni Riefenstahl’s *Olympia*“, 304.

²⁸⁵ Siehe Alkemeyer und Richartzu, „The Olympic Games: From Ceremony to Show“, 83/84.

Hitler persönlich verschiedene Diplomaten und Funktionäre in die Berliner Oper und andere Konzerte ein, man präsentierte ihnen die beeindruckenden Sammlungen im Pergamon Museum, und Goebbels unterhielt im Laufe der Spiele knapp 2.000 Gäste auf einem Landsitz, den er von einer jüdischen Familie konfisziert hatte.²⁸⁶

Neben den Funktionären fühlten sich allerdings auch die Sportler in weiten Teilen äußerst gut versorgt und insgesamt einer positiven Stimmung ausgesetzt. Nicht nur zeigten sie sich von den Wettkampfstätten begeistert, auch das olympische Dorf überzeugte mit nie da gewesenem Komfort und Luxus. Untergebracht waren die Athleten in über 100 Häusern, daneben gab es insgesamt 38 unterschiedliche Speiseräume, und auch zum Trainieren und Entspannen abseits der Wettkämpfe gab es reichlich Gelände und Platz.²⁸⁷

Den sportlichen Erfolg selbst der Deutschen muss man ambivalent betrachten. Zwar gewannen deutsche Athleten insgesamt 33 Gold-, 26 Silber- und 30 Bronzemedailles und somit auch den Medaillenspiegel. Sie unterlagen aber in den meisten Kerndisziplinen, vor allem in der Leichtathletik, anderen Nationen, allen voran den USA.²⁸⁸

Stellvertretend für die vermeintliche ideologische Niederlage der Nazis steht natürlich Jesse Owens²⁸⁹. Dass ein schwarzer Amerikaner sich zum unumstrittenen Held der Spiele von Berlin aufschwingen würde und damit nicht nur die vermeintliche Überlegenheit arischer Sportler widerlegte, sondern auch die Begeisterung des deutschen Volkes entfachte, war mit Sicherheit nicht Teil des großen propagandistischen Plans Goebbels gewesen. Owens siegte auf der 100- und 200-Meter-Strecke, einmal mit Welt- und einmal mit Olympiarekord, sowie in der 4-x-100-Meter-Staffel und mit überragenden 8,06 Metern im Weitsprung.²⁹⁰

²⁸⁶ Siehe Guttman, *The Olympics*, 67.

²⁸⁷ Siehe Ebd., 67.

²⁸⁸ Siehe Mandell, *The Nazi Olympics*, 207.

²⁸⁹ Siehe zu Owens Werdegang auch Jeremy Schaap, *Triumph – The Untold Story of Jesse Owens and Hitler's Olympics*, Boston: Houghton Mifflin Company, 2007.

²⁹⁰ Siehe Guttman, *The Olympics*, 67.

Dass Owens es überhaupt in das amerikanische Olympiateam schaffte, war allerdings keine Selbstverständlichkeit. Auch wenn sich die Bedingungen für afroamerikanische Sportler in den 1930er Jahren im Vergleich zu cirka 10-20 Jahren zuvor deutlich gebessert hatten, so sahen sie sich noch immer einer eindeutigen Diskriminierung ausgesetzt. So gelang es erst 1932 in Los Angeles einer größeren Zahl schwarzer Athleten, an den Spielen teilzunehmen, unter anderem weil sie sich erstmals die relativ kurze Anreise leisten konnten. Schwarze Sportler mussten es vor allem verstehen, sich den Bedingungen anzupassen, und sich mit ihrer – oft als gesellschaftlich zweitklassig betrachteten – Rolle abzufinden. Jesse Owens gelang es, diese Bedingungen zu akzeptieren, wie auch Richard Mandell bestätigt:

Jesse accepted the world as he found it and was hotly appreciative of affection. So he smiled with big, perfect teeth, said little, and most of what he said to the reporters was rustically humble. He avoided any trace of a cake-walking, flashy style in his deportment. He submitted, glowing with gratitude, to the grabbing demands of autograph hounds and souvenir seizers. [...] As a superior individual who was a self-effacing gentleman, Jesse Owens was both a paragon and a refutation and therefore was considered “a credit to his race”.²⁹¹

Interessanterweise erzeugte Owens beeindruckende Leistung nicht nur Hochachtung bei seinen Landsleuten beziehungsweise der internationalen Sportgemeinschaft, sondern auch bei den deutschen Zuschauern. Die britische Zeitung *The Spectator* kommentierte etwa: „The German spectators, like all others, have fallen under the spell of the American Negro Jesse Owens, who is already the hero of these Games.”²⁹²

Und auch Mandell bestätigt:

Once at the stadium, the mere appearance of Jesse Owens’ neatly molded head from some pit below the stands would cause sections of the crowd to break out in chants of “Yes-sa Ovenss! Yes-sa Ovenss!” (which was the effect on the Germans of his name’s orthography).²⁹³

²⁹¹ Mandell, *The Nazi Olympics*, 225.

²⁹² *The Spectator*, 07. August, 1936, in: Guttman, *The Olympics*, 68.

²⁹³ Mandell, *The Nazi Olympics*, 226.

Selbst in Riefenstahls äußerst umstrittener Dokumentation nahm Owens eine zentrale Rolle ein und wurde quasi als moderner (Sport-)Gott portraitiert. Goebbels wollte die Owens heroisierenden Stellen zunächst entfernen lassen, Riefenstahl allerdings überzeugte Hitler persönlich, sie im Film beizubehalten.²⁹⁴

Zum Thema Jesse Owens lässt sich insgesamt festhalten, dass es dem Propagandaministerium für den Zeitraum der Spiele gelang, einen allzu chauvinistisch-rassistischen Aspekt der Nazi-Ideologie in gewisser Maßen selbst zu zensieren, wie auch der Sporthistoriker Hans Joachim Teichler anmerkt: „[there was a] temporary suspension of a core part of National Socialist ideology.“²⁹⁵

Nicht außer Acht zu lassen ist allerdings an dieser Stelle, dass eine kolonialistisch bis paternalistische Sicht der Schwarzen, wie sie beispielsweise in Form von Riefenstahls Dokumentation vorgenommen wird, durchaus ebenfalls rassistisch zu bewerten ist. Diese Form der Darstellung beruht also nicht auf Ausgrenzung, sondern vielmehr auf der Erziehung von vermeintlich niedriger angesehenen Menschen. Mackenzie dazu abschließend:

The representation of Owens as a “primitive” is itself racist and colonialist; it is also the same image that Riefenstahl would later make of the Nuba tribespeople, which is informed, I think, by the same structuring notions of rhythm, expression, and eros. And, of course, such racist ideologies must surely have helped pave the way for the more virulent and violent racist ideology of the National Socialists. Nonetheless, it is clearly different from that latter ideology, and it is certainly significant from an ethical point of view that while it may have been paternalistic and colonialist, it was not self-consciously genocidal.²⁹⁶

Die Diskrepanz zwischen den Erfolgen von Owens und der Behandlung in seiner Heimat habe ich bereits in Bezug auf die Zeit vor der Olympiade dargelegt. Das kräftigste Symbol für die Ungleichbehandlung schwarzer und weißer Sportler lieferte allerdings Präsident Roosevelt persönlich, im Anschluss an die Spiele, wie

²⁹⁴ Siehe Guttman, *The Olympics*, 68.

²⁹⁵ In: Ebd., 68.

²⁹⁶ Mackenzie, „From Athens to Berlin: The 1936 Olympics and Leni Riefenstahl’s *Olympia*“, 336.

Owens selbst bestätigte: „(...) it was our president who snubbed me. The president didn't even send me a telegram.“²⁹⁷

Roosevelt reihte sich damit in eine Vielzahl von amerikanischen Bedeutungsträgern ein, die sich während der Spiele mit Owens Name zu brüsten versuchten, im Anschluss an Berlin aber nur in den seltensten Fällen ihre Versprechen hielten. Schaap dazu:

(...) Owens had received dozens of offers to cash in on his Olympic achievements. Eddie Cantor offered him \$40,000 to appear in his act for ten weeks. An orchestra in California offered him \$25,000 to spend ten weeks telling jokes as it warmed up. Wilberforce College in Ohio made him a much less lucrative offer to coach its track team, promising only “to take care of him”. (...) But then there was the reality of his status as a black man in the United States (...). Not surprisingly, the promises of easy wealth were all lies. No one was actually willing to pay Owens tens of thousands of dollars to do *anything*. All those telegrams – with the exception of the offer from Wilberforce – were publicity stunts, designed to place names in newspaper columns.²⁹⁸

Eine klare Antwort auf die Frage, wie erfolgreich die Nazis in ihren propagandistischen Anstrengungen tatsächlich waren, kann man also nur schwer geben. Was sich aber festhalten lässt, ist die Erkenntnis, dass es ihnen gelang, ihre eigenen ideologischen Ideen mit der olympischen Idee zu verknüpfen, ohne dass dies der Weltgemeinschaft oder sogar dem IOC übermäßig negativ aufgefallen wäre. Während die beeindruckende Inszenierung der Spiele von Seiten der deutschen Politik im Ausland mit Sicherheit nicht zu einem generellen Umdenken was die Ansichten der Nationalsozialisten geführt hat, so hatte die Propagandamaschinerie im Inneren die eigene deutsche Bevölkerung sowohl vor als auch während der Olympiade gut im Griff.

Dass ein anderes Verhalten der Weltgemeinschaft – also ein etwaiger Boykott der Spiele – zu einem anderen Verlauf der Geschichte geführt hätte, ist zwar ein spannender Gedanke, aber eher als unwahrscheinlich zu beurteilen. Der Zuspruch, den Hitler 1936 schon vor den Spielen von Seiten der deutschen Bevölkerung

²⁹⁷ In: Schaap, *Triumph*, 211.

²⁹⁸ Ebd., 231-34.

erfuhr, erlebte im nationalen Spektakel der Olympischen Spiele zwar seinen kulturellen Höhepunkt, wäre aber durch eine Absage der Wettbewerbe kaum komplett verschwunden. Dass es aber sowieso nicht zu einer solchen Situation kam, lag auch einer offensichtlich sehr leicht geblendeten Weltöffentlichkeit und vor allem dem Irrglauben der meisten Sportfunktionäre, dass man die sportliche von der politischen Welt weiter getrennt halten könne.

Tatsächlich war sogar der alternde Olympia-Pionier Baron Pierre de Coubertin begeistert von den Berliner und Garmischer Spielen 1936. Das faschistische Bild des starken, schönen Helden und dessen Einsatzes für das Vaterland waren Coubertins Vorstellung von höchsten menschlichen Werten in der Tat sehr ähnlich. Und das IOC zog es sogar noch 1939 in Erwägung, Garmisch-Partenkirchen als Ersatzort der Winterspiele von 1940 zu benennen – also in einer Zeit nach den Reichspogromen 1938 und dem Einmarsch des deutschen Heeres in Tschechien.²⁹⁹

Es lässt sich festhalten, dass spätestens ab 1936 deutlich geworden war, dass eines von de Coubertins formulierten Zielen, die Eliminierung chauvinistischen Nationalismus durch Sport, definitiv verfehlt wurde. Gerade die symbolische Wirkungskraft der Olympischen Spiele, die zu einer harmonischen Internationalisierung genutzt werden sollte, führte und führt jeher zu einer gesteigerten Politisierung der Veranstaltung und daraus resultierend zu einem gesteigerten Nationalismus.

In Bezug auf die Rolle der Olympischen Spiele in den USA zeigt das Verhalten von Avery Brundage, aber auch von Seiten der Mehrheit des amerikanischen Teams, welche Bedeutung der internationale Sport schon zu dieser Zeit in Bezugnahme auf den sich andeutenden ideologischen Konflikt zwischen Kapitalismus und Kommunismus innehatte. Die schon seit den frühen 1920er Jahren in den USA um sich greifende Angst vor dem Kommunismus war einer der Gründe, warum sich ein auf dem rechten Auge blinder Sportfunktionär wie Brundage nicht nur innerhalb des amerikanischen olympischen Komitees, sondern auch in der Meinung der Bevölkerungsmehrheit durchsetzen konnte.

²⁹⁹ Siehe Alkemeyer und Richartzu, „The Olympic Games: From Ceremony to Show“, 83.

Nicht zuletzt die Ignoranz von Präsident Roosevelt gegenüber der sportlichen Leistung von Jesse Owens schließlich offenbarte nebenbei auch die doppelbödige Moral der USA, die sich schon zu diesem Zeitpunkt mehrheitlich als moralischer Vorreiter der Welt sahen.

D. Mexiko 1968 und München 1972 – The Games must go on!

Spätestens seit den Spielen von Berlin – und verstärkt nochmals während des Kalten Kriegs – wurden die Olympischen Spiele von faschistischen wie demokratischen, von westlichen wie östlichen Regimes politisiert und instrumentalisiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg führten aber auch Einflüsse aus der Bevölkerung zu veränderten Bedeutungen im Sport. Das Ende des Kolonialismus gepaart mit unzähligen Staatenbildungen in der dritten Welt fanden ebenso Ausdruck bei den Olympiaden wie der aufstrebende Feminismus und der Ruf der Gleichberechtigung verschiedenster Minderheiten. Der Kampf der Afroamerikaner um gesellschaftliche Anerkennung fand so bei den Spielen 1968 in Mexiko ebenso eine weltweit beachtete Bühne wie die Proteste der einheimischen Bevölkerung gegen die mexikanische Regierung.

Mexiko hatte sich um die Spiele 1968 bemüht, um der Welt zu beweisen, dass man sich inzwischen zu einem modernen, beziehungsweise zumindest teilweise modernen Staat entwickelt hatte. De facto handelte es sich bei der Regierung von Präsident Gustavo Díaz Ordaz aber um eine Diktatur, gegen die sich ein von Studenten geführter Aufstand entwickelte und für soziale Gerechtigkeit, demokratische Reformen und eine Ende der Korruption demonstrierte. Die Olympischen Spiele garantierten die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit und boten sich den Demonstranten daher als Zeitpunkt groß angelegter Aktionen an. Den traurigen Höhepunkt dieser Reformversuche bildete das Massaker auf dem Plaza de las Tres Culturas am 2. Oktober 1968, als das Militär zwischen 35 und über 1.000 meist studentische Demonstranten erschoss und viele Hunderte verletzte.³⁰⁰

1968 war nicht nur weltweit, sondern speziell auch in der amerikanischen Gesellschaft und Politik ein aufregendes Jahr. Sowohl Robert Kennedy als auch Martin Luther King wurden ermordet, die Studentenproteste gegen den

³⁰⁰ Siehe David L. Andrews, Jaime Schultz und Michael L. Silk, „The Olympics and Terrorism“, in: Bairner und Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics*, 86/7. Für eine genaue Analyse des Mexiko-Bildes, das durch die Austragung der Spiele 1968 portraitiert werden sollte, beziehungsweise portraitiert wurde, siehe auch: Claire und Keith Brewster, „Mexico City 1968 – Sombreros and Skyscrapers“, in: Alan Tomlinson und Christopher Young (Hg.), *National Identity and Global Sports Events – Culture, Politics, and Spectacle in the Olympics and the Football World Cup* (Albany: State University of New York Press, 2006).

Vietnamkrieg wurden radikaler und auch die Bürgerrechtsbewegung befand sich auf einem Scheideweg zwischen Friedfertigkeit und Radikalität.³⁰¹

Einen der bekanntesten und symbolkräftigsten Beiträge zur Geschichte der Verknüpfung von Politik und Sport bei den Olympischen Spielen leisteten die afroamerikanischen Sprinter Tommie Smith und John Carlos, die Gold und Bronze im 200-Meter-Rennen gewannen. Während der Siegerehrung streckten beide ihre Faust gen Himmel, als Zeichen ihrer Zugehörigkeit zum *Black Power Movement*. Beide wurden vom IOC daraufhin lebenslanglich gesperrt, vermutlich als einer der letzten Versuche des Aufbäumens gegen die offensichtliche Verbindung von Politik und olympischer Bewegung.³⁰²

Die Spiele von Mexico City zeigen einmal mehr, inwiefern sich mehrere unterschiedliche Gruppen die Olympiade als Bühne beziehungsweise Instrument zu Nutze machen. Dies gilt sowohl für innenpolitisch motivierte Gruppierungen wie die Studenten auf der einen Seite und die mexikanische Elite auf der anderen, als auch für ausländische Protagonisten wie die amerikanischen Sprinter. Was allen Seiten gemein ist, ist die Instrumentalisierung der Spiele und die offensichtlich symbolische Kraft, die diese spezielle Bühne für ihr jeweiliges Anliegen zu haben scheint.

Wem diese Kraft 1968 noch nicht bewusst gewesen sein sollte, der wurde nur vier Jahre später in München auf dramatische und tragische Weise endgültig von ihrer Existenz überzeugt.

Die Olympischen Spiele 1972 sollten der Welt zeigen, dass Deutschland und die Deutschen sich von ihrer schrecklichen Vergangenheit frei gemacht hatten und ein gänzlich unpolitisches, fröhliches Sportfest mit der Welt feiern können. Dieser Gedanke war ein bewusster Gegenpol zu den Olympischen Spielen von 1936 in Berlin, die ein zuvor nicht da gewesenes Ausmaß an Politisierung und Ideologisierung in sich trugen. Der Anschlag palästinensischer Terroristen auf das

³⁰¹ Siehe Bairner und Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics*, 207.

³⁰² Siehe ebd., 207.

israelische Team, bei dem schließlich insgesamt 17 Menschen ums Leben kamen, führte dieses Vorhaben ad absurdum.

Keine Großveranstaltung, wie es die Spiele zweifelsfrei schon damals waren, ist gefeit vor Gewalt und Terror. Dennoch muss erwähnt werden, dass Sicherheitsaspekte keine absolute Priorität hatten bei der Durchführung der Münchner Spiele. Stacheldraht oder mit Maschinengewehren bewaffnete Polizisten schienen nicht nur ungeeignet, eine friedliche Atmosphäre zu schaffen, sondern hätten in krassem Gegensatz zu jenem eben erwähnten Leitgedanken gestanden. Der Weltöffentlichkeit sollte ein heiteres Klima des Miteinanders und der Offenheit des Gastgebers demonstriert werden – auch durch deren Aufsichtsorgane. Aus diesem Grund hatten die Modedesigner sogar Wert darauf gelegt, den Sicherheitskräften vielfarbige, sportliche Kleidung zu schneiden, die diesen Geist wiedergeben sollte. Ähnlich wie bei den bunten Sitzschalen, Fahnen und Bannern wurden freundlich-helle Farben wie blau, grün, gelb und ocker genutzt, um den Zuschauern ein durchweg fröhliches Bild zu vermitteln. Auch die Eröffnungsfeier und der Fackellauf im Vorfeld wurden bewusst weniger feierlich und pompös als vorangegangene gestaltet. So bildeten etwa 3.000 mit Blumen und Girlanden ausgestaffte Schulkinder, in hellblau und gelb gekleidet, den Abschluss des Einmarsches der Nationen – quasi als bildliche Demonstration olympischen Friedens.³⁰³

Avery Brundage, der später mit seinem Satz „The Games must go on“ den wahrscheinlich symbolkräftigsten Ausdruck olympischer Politisierung prägen sollte, sagte über die Eröffnungsfeier:

Vielleicht ist der Sport die Religion des zwanzigsten Jahrhunderts [und] mit seiner Botschaft vom ehrlichen Spiel und vom guten Sportsgeist erfolgreicher, wo andere Möglichkeiten versagt haben. [...] Wir haben keine Waffen, [...] aber wir besitzen die

³⁰³ Siehe Swantje Scharenberg, „Nachdenken über die Wechselwirkung von Architektur und Wohlbefinden. Das Olympiastadion in München, ein politischer Versammlungsort“, in: Marschik et al. (Hg.), *Das Stadion*, 161.

Kraft hoher moralischer Grundsätze, hohe Ideale, [...] die auf Wahrheit und Recht fundiert sind. Es gibt keine größere Macht als diese!³⁰⁴

Auch die Stadt München als Austragungsort löste Anfang der 70er Jahre weltweit zunächst die Erinnerung an Hitlers gescheiterten ersten Versuch der Machtergreifung aus. Dies war ein weiterer Grund für das Organisationskomitee, die Spiele von München in einem gänzlich neuen Licht präsentieren zu wollen, daher liefen sie auch unter dem Motto „heitere Spiele“ ab.³⁰⁵

Eine äußerst wichtige symbolische Rolle bei der organisatorischen Zielsetzung der Münchner Spiele kam dem Olympiastadion zuteil. Es sollte „als ein deutliches, weltweit wahrgenommenes und verständliches Zeichen dafür [verstanden werden], dass das Nachkriegs-Deutschland, die Bundesrepublik, ein gänzlich anderes Deutschland ist, als das verfluchte Nazi-Deutschland: Befreit und geheilt von all den schrecklichen Verfehlungen in der [damals] nicht allzu lang zurückliegenden Zeit 1933 bis 1945“.³⁰⁶

Selbst drei Jahrzehnte später ist diese Funktion des Olympiastadions in den Köpfen der Deutschen noch präsent:

In einer 2002 durchgeführten repräsentativen Befragung wählten die Deutschen das Olympiastadion in München zum wichtigsten Bau in Deutschland überhaupt. [...] Das Stadion unter einem Zelt, das einer riesigen abstrakten Struktur gleich, frei und leicht wie eine verspielte Wolke, über der Landschaft schwebt, war als Gegensatz zu dem nicht weniger berühmten, aber symbolisch unvergleichlich wirksameren Olympischen Stadion in Berlin von 1936 gedacht, das dank seiner lapidaren Monumentalität und antikisierenden Tektonik ebenfalls genau das geworden ist, wofür es ursprünglich doch errichtet wurde: zum Inbegriff von Zucht und Ordnung, Volk und Führer, Herrenrasse und Elite, genau genommen zum Hintergrund des zweiteiligen Olympiafilmes „Fest der Völker/Fest der Schönheit“ von Leni Riefenstahl, in dem erst die Wünsche und die Vorgaben Hitlers eingelöst wurden.³⁰⁷

³⁰⁴ Avery Brundage, „Keine gewaltsame Macht“, in: A. Louis Zgoll-Wallburg (Hg.): *Hymne an den Sport*. Erschienen aus Anlass der Spiele der XX: Olympiade in München 1972, Frankfurt am Main, 1972, 12.

³⁰⁵ Siehe Guttman, *The Olympics*, 135.

³⁰⁶ Tabor, „Olé – Architektur der Erwartung“, 87.

³⁰⁷ Ebd., 87.

Die Spiele von München standen schon vor dem tragischen Attentat unter politischer Beobachtung. Insbesondere Aktionen oder gar Anschläge deutscher politischer Gruppen waren gefürchtet worden, da sich das innenpolitische Klima in der Bundesrepublik sowie das Verhältnis zur DDR in vergleichsweise instabilen Zuständen befanden - die Ostpolitik der sozial-liberalen Regierung beispielsweise hatte bereits im April 1972 zum nicht erfolgreichen Misstrauensvotum durch die Opposition geführt.³⁰⁸

Auch die Nachwirkungen der *Black-Power*-Demonstrationen während der Spiele vier Jahre zuvor in Mexiko waren deutlich. Die schwarzafrikanischen Staaten drohten bei einer Teilnahme Rhodesiens, das von einer illegitimen weißen Minderheitsregierung unter der Führung von Ian Smith beherrscht wurde, mit einem Boykott. Dem IOC und den Afrikanern gelang es mit Hilfe eines formellen Tricks schließlich, diesen abzuwenden: Da Rhodesien von der UNO nicht als eigenständige Nation anerkannt war und somit als britische Kolonie starten sollte, verlangten die übrigen Afrikaner wie auch das IOC kurz vor Beginn der Spiele einen Nachweis der britischen Staatsangehörigkeit aller rhodesischen Sportler, die diese nicht vorlegen konnten. Mit 36 zu 31 Stimmen votierte das IOC deshalb für den Ausschluss des Landes und bescherte den Schwarzafrikanern somit einen politischen Sieg.³⁰⁹

Der gravierendste schwelende Konflikt spielte sich allerdings in der arabischen Welt ab. 1967 fand der Sechs-Tage-Krieg zwischen Israel und Palästinensern statt, seit 1965 vollzog die PLO ihren politischen Kampf gegen Israel überwiegend durch Flugzeugentführungen, Geiselnahmen oder andere Terrorakte. So gab es im Vorfeld der Spiele auch durchaus mehrere Gespräche zwischen israelischen Sicherheitsbeamten und den Organisatoren sowie der Münchner Polizei. Die Israelis konnten aber keine Beanstandungen oder Sicherheitsmängel feststellen. Sogar ein dem später tatsächlich durchgeführten Anschlag ziemlich

³⁰⁸ Siehe *Frankfurter Rundschau* vom 06. September, 1972, 1.

³⁰⁹ Siehe Scharenberg, „Nachdenken über die Wechselwirkung von Architektur und Wohlbefinden. Das Olympiastadion in München, ein politischer Versammlungsort“, 163/64.

ähnliches Szenario wurde in der Theorie durchgespielt, von den beteiligten Beamten aber als zu unrealistisch verworfen.³¹⁰

Allen Unwahrscheinlichkeiten zum Trotz, kam es am 5. September zu der Terroraktion³¹¹ durch die Guerilla-Gruppe „Schwarzer September“ und damit zum Zerplatzen der illusorischen Vorstellung unpolitischer Olympischer Spiele in München. Stattdessen wurden die Spiele an diesem Morgen zum tatsächlichen Schlachtfeld globaler politischer Auseinandersetzungen, zu einer Arena, auf der die politischen wie auch die sportlichen Funktionäre zwar eine schmerzliche Niederlage, auf keinen Fall aber Aufgabe eingestanden wollten: „The Games must go“ on wurde zum neuen Leitgedanken des Olympismus. So äußerte sich auch Brundage in seiner Rede zum Abschluss der Gedenkveranstaltung am Folgetag des Attentats:

Sadly, in this imperfect world, the greater and more important the Olympic Games become, the more they are open to commercial, political and now criminal pressure. [...] We have only the strength of a great ideal. I am sure that the public will agree that we cannot allow a handful of terrorists to destroy this nucleus of international cooperation and good will we have in the Olympic Movement. The Games must go on and we must continue our effort to keep them clean, pure and honest and try to extend the sportsmanship of the athletic field into other areas.³¹²

Auch die israelische Regierung stimmte Brundage zu, dass ein solcher Terrorakt nicht zu einer Anpassung des gesellschaftlichen Lebens führen dürfe, dass die Fortführung der Spiele die richtige Entscheidung sei. Das Beenden der Spiele wäre auch in Israels Sicht demnach einem Sieg der Terroristen gleichgekommen und hätte womöglich weitere Terrorakte heraufbeschworen.³¹³

³¹⁰ Siehe Scharenberg, „Nachdenken über die Wechselwirkung von Architektur und Wohlbefinden. Das Olympiastadion in München, ein politischer Versammlungsort“, 164.

³¹¹ Mit Hilfe von zwei Palästinensern, die im olympischen Dorf arbeiteten, gelang es der sechsköpfigen Terrorgruppe, sich Zugang zum Komplex zu verschaffen. Dort stürmten sie die Apartments des israelischen Teams und nahmen dieses als Geiseln. Zwei Sportler, David Berger und Moshe Weinberg, versuchten sich zu wehren und wurden vor Ort umgebracht. Nach mehreren Stunden der Verhandlung mit den deutschen Sicherheitskräften durften die Geiselnnehmer die übrigen Israelis zum Flugplatz Fürstfeldbruck transportieren, um sie von dort auszufliegen. Die deutsche Polizei stürmte die bereitstehenden Helikopter, wobei drei Geiselnnehmer sowie sämtliche neun Geiseln ums Leben kamen. Siehe Guttman, *The Olympics*, 138/39.

³¹² Ebd., 140.

³¹³ Siehe ebd., 140.

In der Aufarbeitung der Geschehnisse äußerte sich der damalige Bundespräsident Gustav Heinemann folgendermaßen: „Die olympische Idee ist nicht widerlegt. Wir sind ihr stärker verpflichtet als zuvor. Das Leben braucht Versöhnung. Versöhnung darf nicht dem Terror zum Opfer fallen.“³¹⁴

Wille Daume, von 1972 bis 1976 IOC-Vizepräsident, fragte sich und die Welt:

Oder ist hinter dem Bild friedlicher Spiele nicht einfach nur unsere Zeit hervorgetreten, wie sie wirklich ist – eben nicht friedlich? Und war nicht schon vorher die Erkenntnis gereift, dass die olympische Bewegung nicht mehr länger in sich selbst ruhen darf und die Auseinandersetzung mit der Gegenwart suchen muss?³¹⁵

Die zuvor durchaus noch verbreitete und beliebte These, Sport als zweck- und ideologiefreien Raum zu betrachten, konnte nun nicht mehr gehalten werden. Stattdessen wird Sport seitdem in einem größeren gesellschaftlichen und politischen Kontext gesehen und bewertet.

³¹⁴ In: Scharenberg, „Nachdenken über die Wechselwirkung von Architektur und Wohlbefinden. Das Olympiastadion in München, ein politischer Versammlungsort“, 165

³¹⁵ In: Ebd., 166.

E. Die Spiele in Bild und Ton – Zeremonien und Fernsehen

Not much is actually happening: the teams enter, the Games are declared open according to prescribed ceremony. That's about it. And yet it creates a worldwide effect, enthusiasm and emotion. This fascination is hard to explain.³¹⁶

Diesen Effekt, den Willi Daume bei den Eröffnungs- und Abschlusszeremonien der Spiele ausmacht, hat schon de Coubertin knapp 80 Jahre vorher als einen wichtigen Aspekt der Olympischen Idee und Erfahrung deklariert. Durch ganz spezifische Rituale und Symbole, die sich bei den Olympischen Spielen wiederholen, sollten sie sich nicht nur von anderen sportlichen Wettbewerben wie etwa Weltmeisterschaften abheben, sondern auch eine Art religiöses Element geschaffen werden. Während der Franzose die Organisation und das Regelwerk des sportlichen Teils der Spiele gerne den jeweiligen Ausrichtern und Verbänden überließ, sah er den olympischen Rahmen als sein Kunstwerk – oder eben seine Religion. In Form der Spiele, die er bewusst an das antike Griechenland anlehnte, sah de Coubertin eine Möglichkeit, die seiner Meinung nach in eine soziale Krise geratene (französische) Gesellschaft zu belehren. Die göttlichen Idole der Antike sollten in der modernen Olympiade durch neue, sportliche Idole ersetzt werden, und die ritualisierten Spiele den spirituellen Rahmen für die Erziehung der Gesellschaft bilden.³¹⁷

Mittlerweile haben sich die Zeremonien und speziell die Eröffnungsfeier als wichtige Gradmesser für den Erfolg der Spiele etabliert. Ausgehend von der eher simplen Aufgabe, die Gasflamme über dem Stadion zu entfachen, hat sich ein Ritual entwickelt, das sowohl weltweite Aufmerksamkeit erfährt als auch – und vielleicht gerade deswegen – das Image des Gastgebers entscheidend beeinflusst.

Kein Medium ist so gut in der Lage, die Rituale und Symbole der Olympischen Spiele weltweit zum Vorschein zu bringen, wie das Fernsehen. Gerade in Hinsicht auf die in den folgenden Kapiteln folgende Analyse der Darstellung nationaler

³¹⁶ Willi Daume, Präsident des Organisationskomitees der Olympischen Spiel 1972 in München, in: Alkemeyer und Richartzu, „The Olympic Games: From Ceremony to Show“, 79.

³¹⁷ Siehe ebd., 80/81.

amerikanischer Identität ist daher ein kurzer Überblick auf die enge Verknüpfung zwischen den Spielen und dem Massenmedium TV von Interesse.

C. Richard Yarbrough zur Bedeutung des Fernsehens:

The modern Olympics are television games. Much is still made by the IOC as to the importance of the press (and much is made by the press of the importance of the press). Don't believe it. One lesson I was to learn is that the press seem to talk to themselves a lot. But it is television that creates a lasting image of the Olympic Games.³¹⁸

Die mittlerweile so tiefgehende Beziehung zwischen dem amerikanischen Fernsehen und den Olympischen Spielen begann 1960, als der Sender CBS³¹⁹ erstmals die Übertragungsrechte erwarb. 1966 fand das IOC eine vorläufige Lösung für die Frage, wie die Fernsehgelder zwischen den einzelnen Interessensgruppen aufgeteilt werden sollten. 66,6% der Einnahmen gingen dementsprechend an das jeweilige Organisationskomitee der Spiele, die übrigen 33,3% zu gleichen Teilen an das IOC sowie die teilnehmenden NOKs und ISFs (International Federations of Olympic Sports).³²⁰

Seitdem hat sich das Sportevent zu einem wahren Publikumsmagneten entwickelt, mit bis zu einer Milliarde Zuschauer – eine Entwicklung, die zu einer gegenseitigen Abhängigkeit zwischen IOC und den Sendern geführt hat. Gerade auf dem amerikanischen Fernsehmarkt hat sich nämlich schon rasch ein wahrer Wettbewerb um den Erwerb der Rechte gebildet, bei dem NBC ABC seit Ende der 80er Jahre sowohl bei den Sommer- als auch Winterspielen abgelöst hat.³²¹ Aufgrund dieses Wettbewerbs zahlt der amerikanische Rechteinhaber einen deutlich höheren Betrag als beispielsweise das deutsche Fernsehen. 1996 in Atlanta zum Beispiel musste NBC insgesamt 456 Millionen Dollar auf den Tisch legen, alle westeuropäischen Sendeanstalten zusammen dagegen lediglich rund

³¹⁸ C. Richard Yarbrough. *And They Call Them Games – An Inside View of the 1996 Olympic Games* (Macon: Mercer University Press, 2000), 20.

³¹⁹ Columbia Broadcasting System.

³²⁰ Siehe Robert K. Barney, Stephen R. Wenn und Scott G. Martyn, „Family Feud: Olympic Revenue and IOC / USOC Relations“, in: *Olympika: The International Journal of Olympic Studies*, Volume IX, 2000, 50.

³²¹ CBS übertrug lediglich die beiden Olympischen Spiele von 1960 im amerikanischen Fernsehen, ab 1964 übernahm ABC, bis schließlich Konkurrent NBC wie erwähnt mit den Sommerspielen 1988 in das Geschäft einstieg.

250 Millionen.³²² Nicht unerwähnt bleiben darf an dieser Stelle natürlich, dass sich die tatsächlichen Produktionskosten für die Übertragung der Spiele auf nur rund 150 Millionen Dollar summierten.³²³

Diese Zahlen verdeutlichen bereits eindrücklich die eine Seite der erwähnten Abhängigkeit: das Internationale Olympische Komitee ist also mehr als angewiesen auf die Fernsehgelder, insbesondere auf die amerikanischen. Wie sehr das der Fall ist, zeigt auch die Tatsache, dass sich das IOC Anfang der 90er Jahre dazu entschied, die Winterspiele aus dem traditionellen Vier-Jahres-Rhythmus mit den Sommerspielen herauszulösen und ab 1994 im Zwei-Jahres-Rhythmus Winter- und Sommerspiele alternierend auszutragen. Diese Entscheidung beruhte nämlich zu großen Teilen auf dem Druck der amerikanischen Medienwelt, auf diese Weise beide Großereignisse jeweils deutlich besser vermarkten zu können. Unternehmen wurde die Finanzierung teurer Werbespots und noch teurerer Sponsorenverträge mit den Spielen – also sowohl mit dem IOC als auch den Fernsehsendern – zu dieser Zeit zu riskant. Die entspannte Situation mit Konzentration auf nur ein Großereignis alle zwei Jahre anstatt zwei Events alle vier Jahre erlaubte es den Unternehmen nun, ihre Kosten besser zu verteilen und in kostenintensivere Angebote zu investieren.³²⁴

Für das IOC auf der einen Seite lohnt sich der hart geführte Wettkampf um die Fernsehrechte in den USA durchweg. Für den übertragenden Sender auf der anderen Seite ergibt sich dagegen ein etwas ambivalenteres Bild. Wie bereits erwähnt, stehen die gezahlten Summen und die tatsächlichen Kosten der Übertragung in keiner vernünftigen Relation zueinander. Während CBS 1960 für

³²² Vor allem während der Präsidentschaft von Juan Antonio Samaranch musste die EBU (European Broadcasting Union) meist weit weniger für die Übertragungsrechte bezahlen als die amerikanischen Networks. Samaranch schätzte die staatliche europäische Fernsehwelt und war der Meinung, dass nur öffentlich-rechtliche Sendeanstalten eine vollständige, lückenlose Übertragung der Spiele gewährleisten konnten. Erst aufgrund erheblichen Drucks von Seiten der amerikanischen Sender und des USOC änderte sich dieses Verhältnis Anfang der 90er Jahre. Während die EBU für die Rechte an den Winterspielen von Calgary 1988 nur 5,7 Millionen Dollar zahlte, bekam ABC den Zuschlag nach langem Wettbieten mit seinen Konkurrenten für 309 Millionen Dollar. Acht Jahre später in Atlanta musste die EBU mit den erwähnten 250 Millionen Dollar immerhin schon mehr als die Hälfte dessen zahlen, was NBC für die amerikanische Übertragung auf den Tisch legte (456 Millionen Dollar). Siehe Barney, Wenn und Martyn, „Family Feud: Olympic Revenue and IOC / USOC Relations“, 49-56.

³²³ Siehe Jennifer Moreland, „Olympics and Television“, <http://www.museum.tv/eotvsection.php?entrycode=olympicsand> (Zugriff: 19. Januar, 2011).

³²⁴ Siehe ebd.

die Rechte an den Winterspielen von Squaw Valley noch lediglich 50.000 Dollar zahlte, gab NBC 20 Jahre später für die Sommerolympiade von Moskau bereits ein Gebot von rund 87 Millionen ab. Diese Summe wiederum war gut viermal höher als die Summe für die Sommerspiele vier Jahre zuvor in Montreal. Seit 1988 schließlich musste der jeweilige Sender sowohl für Sommer- als auch Winterspiele jeweils immer mehr als 300 Millionen bezahlen. Tatsächlich ist es so, dass der siegreiche Sender mit einem Millionenverlust durch die Übertragung der Spiele rechnen muss – und das interessanterweise auch bereits im Vorfeld tut. Das wirft unweigerlich die Frage auf, warum sich die Sender dennoch noch immer gegenseitig mit solch horrenden Summen zu überbieten versuchen.

Die Antwort besteht aus zwei wichtigen Faktoren. Der erste Teil lautet, dass die Olympiaden konstant hervorragende Einschaltquoten und damit verbundene Werbeeinnahmen gewähren. Durchschnittliche 50 % Zuschauerquoten während der Spiele sind keine Seltenheit und eine solche Resonanz wirkt sich ganz natürlich auch auf die Bereitschaft der Zuschauer aus, vor und nach den Sportübertragungen auf dem jeweiligen Sender verhaftet zu bleiben.

Der zweite Teil der Antwort lautet, dass sich die Olympischen Spiele – wie etwa auch die Übertragung amerikanischen Profisports – zu einem so emotional aufgeladenen Teil der Übertragungswelt eines Senders entwickelt haben, dass Profit mittlerweile nicht mehr der entscheidende Punkt ist bei der Überlegung, ob man als Sender ein solches Projekt in Angriff nehmen will oder nicht. Die Spiele zu übertragen ist schlicht zu einem wichtigen Faktor des Senderprestiges geworden. Dass es soweit kommen konnte, liegt zu großen Teilen an der Natur des Sports. Kein anderer Faktor unseres gesellschaftlichen Lebens vermag es in demselben Umfang, eine solch emotionale Reaktion auf den persönlichen Sieg oder die Niederlage einer individuellen Person oder einer Gruppe von Menschen hervorzurufen. Der wichtigste Aspekt dieser Emotionalität liegt im gefühlten Verbundensein mit den Sportlern begründet. Schon auf regionaler Ebene funktioniert dieses Identitätsgefühl hervorragend, wenn es etwa darum geht, das „eigene“ Team in einem nationalen Wettbewerb zu unterstützen. Besonders aber auf der globalen Bühne zeigt sich, wie stark ein nationales Wir-Bewusstsein sein kann. Warum sonst sollte ein Ostfrieser mit einem oberbayrischen Skiläufer

mitfiebern, als ginge es um seinen ganz persönlichen Triumph – oft gar in einer Sportart, die er weder ausübt noch im täglichen Leben überhaupt verfolgt.

Weil Sport diese gesellschaftliche Macht hat und weil das Fernsehen in entscheidendem Maße dazu beigetragen hat, nationale Zusammengehörigkeitsgefühle zu steigern, haben sich – für jedes teilnehmende Land – archetypische Siege und Niederlagen, Triumphe und Tragödien entwickelt, an denen die ganze Nation teilhaben konnte. Die Deutschen beispielsweise hatten Michael Groß oder das Penaltydrama von Albertville 1992³²⁵, die Amerikaner Mark Spitz und allem voran das *Miracle on Ice* 1980. Solche Personen oder Ereignisse wiederum haben die Olympischen Spiele zu einem so integralen Teil der Fernsehwelt werden lassen und somit auch zu einem extrem überbewerteten Prestigeobjekt des Senders.

Die vorgestellten Fallbeispiele haben aufgezeigt, wie weit die lange vom IOC gehegte Behauptung, die Olympischen Spiele und Politik seien zwei getrennte Sphären, von der Realität entfernt ist. Außerdem liefert gerade die Betrachtung der Rolle des Fernsehens ein beeindruckendes Bild von der enormen Kommerzialisierung, die nicht nur die Spiele, sondern der Hochleistungssport im Ganzen erfahren hat und noch immer erfährt. Rob Beamish fasst die zum Teil schon ironisch anmutende Entwicklung der Olympiade im 20. Jahrhundert im Folgenden treffend zusammen:

[...] [sport's] two greatest values in the modern era are its symbolic power and its economic value. The modern Olympics began as a project in which symbolism was paramount – one in which, ironically, the Games were to demonstrate the strength and superiority of traditional values over the growing significance of modernity's scientific rationality and the reduction of human relationships to 'the cash nexus' of the market economy where everything, including the relationships between individuals, was perceived in terms of its economic (or cash) value.

³²⁵ Im Viertelfinale des Olympischen Eishockeyturniers trafen Deutschland und die hoch favorisierten Kanadier aufeinander. Die reguläre Spielzeit endete 3:3 und nach torloser Verlängerung gab es erstmals in der Olympischen Geschichte ein Penaltyschießen, in dem Eric Lindros die Kanadier schließlich in Führung brachte. Peter Draisaitls anschließender Schuss passierte zwar den kanadischen Torhüter Sean Burke, der Puck kam aber auf der Torlinie zu liegen, ohne sie zu überqueren.

The Games were also aimed at eliminating narrow forms of chauvinistic nationalism by promoting international harmony. In fact, rather than returning the globe to traditional values and eliminating chauvinist nationalism, from 1936 onwards the Olympics have heightened nationalism and expanded the commercialization of sport. The symbolic and modernist dimensions of the Games are central to their increased politicization [...].³²⁶

Federführend sowohl bei der Verschmelzung des Fernsehens und der Wirtschaft mit den Olympischen Spielen als auch deren Politisierung waren, wie beschrieben, die USA. Und um deren besondere Beziehung zu den Spielen soll es daher im Folgenden auch gehen.

³²⁶ Beamish, „The politics of performance enhancement in the Olympic Games“, 62.

V. Cold War Olympics

2008 gewann China bei den Spielen im eigenen Land erstmals die Medaillenwertung einer Olympiade.³²⁷ Sowohl der sportliche Erfolg als auch verschiedene kulturelle, wirtschaftliche und soziale Maßnahmen sollten China ermöglichen, die Olympischen Spiele von Peking auch dazu zu nutzen, die eigene nationale Identität und Machtposition im globalen Markt zu stärken. Die Olympischen Spiele im eigenen Land waren so auch als gewaltige Imagekampagne angelegt.

Industrieanlagen, die die Luft verpesteten, wurden entweder mit neuen Filtern ausgestattet oder in entlegene Regionen verlegt, weit ab von der olympischen Infrastruktur; Mitarbeiter der Organisationsteams wurden gezielt im Umgang mit den ausländischen Medien geschult; das Team von Betreuern der internationalen Gäste bekam gezielt englischen Sprachunterricht. Allem voran aber wurden über Jahre im Vorfeld gezielt talentierte Kinder und Jugendliche landesweit gesichtet und mit Hilfe rigoroser Trainingspläne auf diese Veranstaltung vorbereitet. Mit einem reibungslosen Fest, augenscheinlich offenen Strukturen und erfolgreichen, aber gleichzeitig vor allem zufriedenen Sportlern sollte der Welt bewiesen werden, dass man ein mindestens gleichwertiger politischer, wirtschaftlicher und kultureller Partner sei. Und mit den meisten Goldmedaillen aller Teilnehmerländer sollte ganz nebenbei (inter-)nationale Überlegenheit demonstriert werden.³²⁸

Für den Versuch, die Spiele in dieser Weise zu instrumentalisieren, gab es vor allem aus dem Westen reichlich Kritik und Skepsis. Fragen wurden aufgeworfen über die Umsiedlung von Menschen, die an neuralgischen Orten der olympischen Gebäude und Verkehrswege wohnten, außerdem über Umweltverschmutzung und die Behandlung der Menschenrechte in China. Nicht zuletzt stand, vor allem während des Fackellaufs und damit verbundenen Medieninteresses, die Rolle

³²⁷ Der Gastgeber gewann insgesamt 100 Medaillen, davon 51 Gold-, 21 Silber- und 28 Bronzemedailles. Siehe „Medaillenspiegel“, *peking.ard.de*, <http://ard.ndr.de/peking2008/ergebnisse/medaillenspiegel/medaillenspiegel100.html> (Zugriff: 11. August, 2011).

³²⁸ Siehe George Vecsey, „China’s Moment: Referendum on a Nation“, in: *The New York Times*, 4. August, 2008.

Tibets in China sowie die Beziehungen zu Taiwan einerseits und dem muslimischen Bevölkerungsteil im Westen des Landes andererseits im Mittelpunkt des weltweiten öffentlichen Interesses.

Tatsächlich begab sich China aber mit der erwähnten Instrumentalisierung der Olympischen Spiele nur auf einen bereits seit Jahrzehnten geebneten Weg – einen Weg, der nicht nur, aber insbesondere immer wieder von den USA begangen und breiter getreten wurde.

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts hatten die USA immer wieder neue Standards gesetzt, wenn es um die Inszenierung ihrer Nationalität bei den Spielen ging. Eröffnungs- und Abschlusszeremonien, das Verweigern des Senkens der amerikanischen Flagge, und natürlich nicht zuletzt sportliche Triumphe drückten und drücken den Wunsch aus, amerikanischen *exceptionalism* zu demonstrieren. Gewonnene Medaillen waren und sind nicht nur Ausdruck sportlichen Erfolges, sondern auch einer Überlegenheit des Nationalen und eines bestimmten politischen Systems. Mit anderen Worten, die Olympischen Spiele waren und sind ein Hort amerikanischer Identitätsbildung und des amerikanischen Nationalgefühls, wie auch Dyreson bestätigt: „For more than a century the U.S. has used the Olympic Games to construct national identity, create communal memory, and craft patriotic mythology. [...] Olympic Games have served as sites to bolster American nationalism.“³²⁹

Im vorangegangenen Kapitel habe ich unter anderem das frühe Beispiel der Amerikaner bei den Spielen von 1908 in London sowie den amerikanischen Umgang mit den Nazispielen von Berlin vorgestellt. Diese Ausführungen haben dargelegt, dass die Olympischen Spiele und Sport generell schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den USA ein bedeutsamer Faktor in der Ausbildung von nationalem Bewusstsein und dem gemeinschaftlichen Gefühl von internationaler Macht und Stärke waren. Im Folgenden soll es nun hauptsächlich um die Bedeutung der Olympischen Spiele für die amerikanische Identität während und nach dem Kalten Krieg gehen.

³²⁹ Dyreson, *Crafting Patriotism for Global Dominance*, vii.

A. Die Olympischen Spiele im Kalten Krieg

[Sports and politics] interlock at a number of different levels, the international, the national and, within sports organisations, the purely domestic.³³⁰

Während der zuletzt genannte Punkt von Hill sich auf die Prozesse innerhalb einer Organisation – in diesem Fall des Internationalen Olympischen Komitees³³¹ – bezieht und somit im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit ausgeklammert werden kann, müssen die internationale und nationale Verbindung von Sport und Politik näher erläutert werden.

Im internationalen Zusammenspiel etwa können Staaten Sport nutzen, um sich Anerkennung zu verschaffen, die sie allein wegen ihrer politischen Situation nicht bekämen. Eine gesellschaftlich geächtete Nation gewinnt an realem politischen Einfluss, sobald sie durch die olympische Gemeinschaft als Teilnehmerland anerkannt wird. Auf dem zweiten Level, dem nationalen, lässt sich Sport als Instrument zur Erreichung bestimmter innenpolitischer Ziele nutzen. Hill dazu: „These [objectives] may include promoting racial harmony; improving conditions in the inner cities; keeping young people off the streets, or simply seeking to maintain a reasonable level of health among the general population.“³³²

In beiden Fällen gibt es ein konkretes gesellschaftliches Phänomen, das durch Sport reflektiert, verstärkt oder, im besten Fall, abgemildert werden kann: Nationalismus. Das Paradebeispiel für inszenierten Nationalismus bei den olympischen Spielen stellt mit Sicherheit das bereits erwähnte Berlin 1936 dar. Bei der Vergabe der Spiele vier Jahre zuvor waren die Nationalsozialisten, damals noch in der Opposition, strikt gegen die Ausrichtung im eigenen Land. Ein internationales Event, das die Erfolge und Errungenschaften aller Menschen weltweit feiert, stand natürlich in krassem Gegensatz zur Ideologie der

³³⁰ Christopher Hill, *Olympic Politics*, 1.

³³¹ Für eine kritische Übersicht der politischen Machenschaften innerhalb des IOC siehe zum Beispiel Jefferson Lenskyi, „Olympic power, Olympic politics: Behind the scenes“. Nach dieser Darstellung ermöglicht die mangelnde Transparenz und hohe Verantwortungslosigkeit innerhalb des IOC keinen vollständigen Überblick über die politischen Strukturen der Organisation. Insbesondere moralisches Fehlverhalten (Stichwort Korruption) machen das selbst gesteckte Ziel, die höchste moralische Autorität in der Welt des Sports zu sein, demnach kaum erreichbar.

³³² Christopher Hill, *Olympic Politics*, 2.

Überlegenheit der arischen Rasse. Erst nach der Machtübernahme konnte Propagandaminister Goebbels Hitler davon überzeugen, dass sich die Spiele hervorragend dazu eignen würden, eben diese arische Überlegenheit zu demonstrieren und der Welt gleichzeitig ein harmonisches und funktionierendes Bild des deutschen Staates zu präsentieren. Goebbels konnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen, dass ein gewisser Jesse Owens ihm zumindest teilweise einen Strich durch die Rechnung machen würde.³³³

Auch wenn es in Form des Internationalen Olympischen Komitees eine überwachende Institution gibt, wälzt Hill das Problem des Nationalismus bei den Olympischen Spielen vom IOC auf die nationalen olympischen Komitees, also auf die einzelnen Nationen, ab: „[...] it is the NOCs which insist on their athletes identifying in the most ostentatious way with their nations, by marching behind their national flags.“³³⁴

Die immer wiederkehrende Forderung, die Athleten sollten beim Einmarsch auf jegliche Hinweise ihrer Staatsangehörigkeit verzichten und stattdessen hinter der olympischen Flagge einlaufen, würde demnach von der überwältigenden Mehrheit der Teilnehmernationen abgelehnt werden. Die Spiele gelten zwar als Wettkampf zwischen individuellen Sportlern, „but in fact they are contests between national teams, chosen by their federations.“³³⁵

Es ist nach diesem Dafürhalten also nicht die Dachorganisation, die für nationalistische Ausprägungen der Spiele verantwortlich ist, sondern die einzelnen teilnehmenden Länder. Nicht unerwähnt bleiben darf in diesem Zusammenhang aber auch, dass es eben diese Dachorganisation, das IOC, ist, welche darüber entscheidet, wann ein bestimmtes Land in Form eines Nationalen Olympischen Komitees Aufnahme in den erlauchten Kreis der olympischen Nationen findet. Diese Entscheidung hat nicht nur Konsequenzen auf einer rein sportlichen Ebene, sondern trägt zu einer weitaus wichtigeren Frage bei: ob ein bestimmtes Land oder Territorium Anerkennung als Staat findet oder nicht. Dies

³³³ Siehe Shaikin, *Sport and Politics*, 16.

³³⁴ Christopher Hill, *Olympic Politics*, 240.

³³⁵ Ebd., 240/41.

spielt sowohl eine Rolle für Länder, deren Positionierung international in Zweifel gezogen wird (etwa die DDR nach dem Zweiten Weltkrieg) als auch für Länder, deren nationale Situation für Unruhe und Protest in der Weltgemeinschaft sorgt (zum Beispiel Südafrika unter dem Apartheidregime).³³⁶

Nicht nur die Olympischen Spiele, sondern auch alle anderen internationalen Sportveranstaltungen können Einfluss auf politische Beziehungen haben. Die weltweit exponierte Stellung und Akzeptanz der Olympiaden machen allerdings einen großen Unterschied. Allenfalls die Fußballweltmeisterschaft spielt noch in derselben Liga, wenn es um politische Einflussnahme und Identitätsbildung geht.

Dass es aber überhaupt bei solchen Veranstaltungen zu politisch motivierten (Gewalt-)Handlungen und Inszenierungen kommt, bestätigt auf eine perverse Art deren gesellschaftliche Bedeutung. Richard Pound erläutert dies folgendermaßen: „[...] becoming a target of boycotts or terrorists is a vindication of an institution’s importance. If the Olympic Games were not considered as something to which attention could be drawn on a world scale, no one would bother with them.“³³⁷

Die längste ununterbrochen andauernde Periode einer offensichtlichen Verknüpfung der Olympischen Spiele mit der Welt- sowie der amerikanischen Politik stellt der Kalte Krieg dar. Während des Kalten Kriegs wurde eine ganze Reihe kultureller Themen wie religiöse Ideologien, Literatur, Film oder eben auch Sport in die größere politische Auseinandersetzung zwischen den beiden Supermächten USA und UdSSR integriert. Innerhalb dieses Rahmens wurde die olympische Bewegung zu einem wichtigen Austragungsort für beide Nationen, ihre „Kämpfe“ gegeneinander auszufechten und durch Siege einen globalen Prestigegewinn zu erreichen.³³⁸

³³⁶ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 1.

³³⁷ Pound, *Inside the Olympics*, 88.

³³⁸ Siehe Thomas M. Hunt, „Sport, Drugs, and the Cold War – The Conundrum of Olympic Doping Policy, 1970-1979“, in: *Olympika – The International Journal of Sports Studies*, Volume XVI (2007), 19.

Die ersten Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs markierten den Beginn dieser Auseinandersetzung. Ausgedrückt in der Truman-Doktrin³³⁹ von 1947 sahen sich die USA – bestätigt durch den militärischen Erfolg im Krieg ebenso wie durch den wirtschaftlichen und politischen Aufstieg in der Welt – als die neue Weltmacht und -polizei. In dieser Rolle standen sie von nun an dem westlichen, kapitalistischen Block voran und dem von der UdSSR angeführten kommunistischen Ostblock gegenüber. Miklós Hadas fasst die geopolitische Situation der Ära kompakt zusammen:

[The Cold War] represented a major clash over ideology, economic systems and global military presence, power and alliances. [...] Driven by emerging tensions, leading to political anxieties, both of the Cold-Warring parties made attempts to strengthen their own political and military positions by increasing their weapons arsenals and recruiting allies. [...] Joseph Stalin ensured that the countries of Eastern Europe were occupied by the Red Army and would become communist states. [...] On the other hand, the USA helped to establish and support capitalist democracies in much of Western Europe, ensuring a decisive American military, economic and political role in the region and, thereby, securing a firm front-line against potential communist expansion.³⁴⁰

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs begann für die Bevölkerung der USA damit auch eine Zeit der Unsicherheit und Anspannung. Die amerikanische Gesellschaft akzeptierte nach und nach die – zumindest gefühlte – Tatsache, dass der sozialistische Feind eine ständige, wenn auch unsichtbare, Bedrohung

³³⁹ „On March 12, 1947, President Harry S. Truman presented this address before a joint session of Congress. His message asked Congress for \$400 million in military and economic assistance for Turkey and Greece. American policymakers had been monitoring Greece's crumbling economic and political conditions, especially the rise of the Communist-led insurgency known as the National Liberation Front. The United States had also been following events in Turkey, where a weak government faced Soviet pressure to share control of the strategic Dardanelle Straits. [...] In a meeting between Congressmen and State Department officials, Undersecretary of State Dean Acheson articulated what would later become known as the domino theory. He stated that more was at stake than Greece and Turkey, for if those two key states should fall, communism would likely spread south to Iran and as far east as India. Acheson concluded that not since the days of Rome and Carthage had such a polarization of power existed. The stunned legislators agreed to endorse the program on the condition that President Truman stress the severity of the crisis in an address to Congress and in a radio broadcast to the American people. [...] the Truman Doctrine [...] would guide U.S. diplomacy for the next 40 years. President Truman declared, 'It must be the policy of the United States to support free peoples who are resisting attempted subjugation by armed minorities or by outside pressures.' The sanction of aid to Greece and Turkey by a Republican Congress indicated the beginning of a long and enduring bipartisan cold war foreign policy.“ Siehe „Truman Doctrine (1947)“, *ourdocuments.org*, <http://www.ourdocuments.gov/doc.php?flash=true&doc=81> (Zugriff: 17. Juni, 2011).

³⁴⁰ Miklós Hadas, „The Olympics and the Cold War: An Eastern European perspective“, in: Bairner und Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics*, 106.

darstellte, und flüchtete deshalb in einen strengen Antikommunismus. Soziale, kulturelle und politische Gruppierungen und Eliten nutzten fortan die Angst vor dem Kommunismus als Mittel der Einschüchterung, um ihre Ziele zu erreichen; die bloße Andeutung des Verdachts antiamerikanischer Haltung reichte oft aus, um berufliche Karrieren zu zerstören oder gesellschaftliche und private Ächtung zu erzeugen.

Oft war es aber nicht einmal explizit der Antikommunismus, der die gesellschaftlichen Diskurse bestimmte, sondern ebendiese generelle Anspannung und Angst unter den Bürgern. Angst davor, dass übertriebener Materialismus die Bevölkerung verweichlicht habe. Angst davor, dass die Rassenproblematik das Land immer tiefer spalten würde. Angst davor, dass die Republik mit ihren größer werdenden politischen Gräben ihren nationalen einheitlichen Geist verlieren könnte.

Angetrieben von diesen Ängsten sehnten sich die Amerikaner nach kulturellen Wegen der Einigkeit und vor allem der Distinktivität in dieser nicht ganz so schönen neuen Welt. Sport bot in dieser für die nationale Einheit so schwierigen Zeit eine außergewöhnliche Möglichkeit, nicht nur die amerikanischen Werte und Eigenarten hochleben zu lassen, sondern sich durch internationale Wettbewerbe mit dem vermeintlichen Verursacher der gesellschaftlichen Ängste zu messen und ihn, wenn möglich, zu besiegen.

Alle Olympischen Spiele zwischen 1952 in Helsinki und 1988 in Seoul waren nicht nur sportliche Wettkämpfe, sondern auch Schauplätze einer nie da gewesenen politischen und ideologischen Rivalität. Propagandisten auf beiden Seiten der Großmächte USA und UdSSR präsentierten den Wettbewerb zwischen amerikanischen und sowjetischen Athleten als symbolischen Kampf zwischen zwei Weltanschauungssystemen. Auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges spitzte sich somit auch der sportliche Krieg zu; 1980 und 1984 nutzten beide Seiten die jeweiligen Sommerspiele von Moskau und Los Angeles als direktes Instrument im politischen Machtspiel³⁴¹. Guttman spricht die offensichtliche Verbindung von

³⁴¹ Schon in den 1970er Jahren war die politische Dimension olympischen Sports in den USA deutlich geworden, spätestens als Präsident Ford 1975 die *President's Commission on Olympic*

Sport und internationaler Politik in dieser Zeit an: „President Carter’s 1980 decision to use an Olympic boycott as a diplomatic weapon ended, or ought to have ended, the naive notion that the games might somehow be insulated from the international power struggle.“³⁴²

Nach der revolutionären Umgestaltung des russischen Zarenreichs zur UdSSR 1917 entwickelte sich deren Sportprogrammatisik zunächst getrennt vom internationalen olympischen Komitee. Was als wenig kompetitive Sportförderung ohne Wettbewerbscharakter begann, wurde in den späten 1920er Jahren zum Versuch umgestaltet, parallel zu den Olympischen Spielen ein eigenes Großereignis zu veranstalten. Zur ersten Spartakiade 1928 waren nicht nur russische, sondern auch ausländische Sportler eingeladen, um sich zu messen. Allerdings scheiterte der Versuch, eine ernsthafte Konkurrenz zu den gleichzeitig stattfindenden Olympischen Spielen in Amsterdam aufzustellen.³⁴³

Pound fasst zusammen: „Sport was considered too bourgeois for the Communists and they had no desire to participate in the Olympics. [...] the plain truth seems to be that they simply did not care for the idea of sport, nor, for that matter, much contact at all with the decadent West. It was a very inward-looking society.“³⁴⁴

Erst mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges änderte die Sowjetunion, in Person von Josef Stalin, ihre Haltung und gab die selbst gewählte sportliche Isolation auf. Von Seiten des IOC und der internationalen Sportgemeinde gab es ein großes Interesse daran, sowjetische Athleten in ihrem Kreis aufzunehmen. Insbesondere der universalistische Selbstanspruch des IOC überwog in diesem Fall über die skeptische Einstellung der meisten Mitglieder bezüglich des Kommunismus.

Sports einberief. Diese hatte die Aufgabe, die Situation des Amateursports in den USA zu analysieren und möglichst zu einer Koordination zwischen den größten Sportorganisationen (zum Beispiel dem USOC, der AUU und der NCAA) beizutragen. Siehe dazu Andrew Strenk, „What Price Victory? The World of International Sports and Politics“. *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, Vol. 445, Contemporary Issues in Sport (Sep., 1979), 128-140. Und: Kenny Moore, „Cure For An Olympian Headache“, SI.com, <http://sportsillustrated.cnn.com/vault/article/magazine/MAG1091958/1/index.htm> (Zugriff: 09. März, 2012).

³⁴² Allen Guttmann, „The Cold War and the Olympics“. in: *International Journal*, Vol. 43, No. 4, Sport in World Politics (Autumn, 1988), 554.

³⁴³ Siehe ebd., 555.

³⁴⁴ Pound, *Inside the Olympics*, 89.

Problematisch war allerdings, dass sich einige zentrale Regularien des IOC nur schwer mit dem sowjetischen Verständnis von organisiertem Sport vereinbaren ließen. Zum einen forderte das IOC den Amateurstatus der olympischen Teilnehmer. Sportler des Ostblocks erhielten aber traditionell großzügige Belohnungen vom Staat für ihre Leistungen – sei es in Form von Autos, Wohnungen oder Geld. Zum anderen verlangte das IOC, dass alle nationalen olympischen Komitees unabhängig von ihrer jeweiligen Regierung sein müssten. Niemand nahm jedoch ernsthaft an, dass Stalin einem russischen NOK tatsächlich völlige Unabhängigkeit gewähren würde. Der Präsident des IOC, Sigfrid Edstrom, und sein Vize, Avery Brundage, hatten jedoch beide ihr Augenmerk auf das immense Potential einer sowjetischen Mitgliedschaft gelegt, da dies sowohl einen gewaltigen Imagegewinn für das IOC als auch beträchtliche wirtschaftliche Möglichkeiten zu bieten schien. Beide besaßen innerhalb des IOC ausreichend Macht, um sich über jegliche Einwände hinweg durchzusetzen und den Weg der Russen und ihrer Verbündeten frei zu machen. 1954 reiste Brundage, der inzwischen das Präsidentenamt übernommen hatte, nach Moskau und ließ sich vor Ort davon überzeugen, dass die UdSSR beispielsweise keine materiellen Vergütungen mehr an ihre Athleten zahlen würde. Seine lapidare Erklärung zum angeblichen Sinneswandel der Russen lautete wie folgt: „I was told by the Russians that they knew the Olympic rules and followed them.“³⁴⁵

Von russischer Seite gab es bei den Verhandlungen um die Aufnahme ins IOC sogar noch drei fundamentale Forderungen: Die Annahme von Russisch als zusätzliche offizielle Sprache des Komitees, den Ausschluss Spaniens³⁴⁶ und die Vergabe eines Sitzes im Exekutiv-Rat des Komitees an die UdSSR. Diese Ideen waren allerdings auch Brundage zu dreist und als alle drei Forderungen abgelehnt wurden, ließ die Sowjetunion sie recht schnell wieder fallen und wurde 1951 in Wien ohne Gegenstimme ins Internationale Olympische Komitee aufgenommen.³⁴⁷

³⁴⁵ Avery Brundage, „I must admit – Russian athletes are great!“. in: *Saturday Evening Post*, 30. April, 1955, 29. In: Guttman, „The Cold War and the Olympics“, 557.

³⁴⁶ Die UdSSR akzeptierte die rechte Franco-Diktatur nicht als offizielle Vertretung Spaniens.

³⁴⁷ Siehe Guttman, „The Cold War and the Olympics“, 557.

Schon 1952 in Finnland wurde aber eine weitere Besonderheit der sowjetischen Delegationen deutlich: eine fast schon an Paranoia grenzende Furcht vor dem Überlaufen eigener Athleten in den Westen. Während sich andere Nationen mehr und mehr Sorgen machten um die Sicherheit ihrer Sportler und Funktionäre vor Ort, ging es der UdSSR von Anfang an darum, die eigenen Leute durch verstärkte Sicherheitsmaßnahmen im Zaum zu halten. In Helsinki konnte sie sogar noch die Forderung durchsetzen, ein eigenes, separates olympisches Dorf zu beziehen – bei späteren Spielen ließ das IOC dies jedoch nicht mehr zu.³⁴⁸

Trotz aller Meinungsverschiedenheiten war somit ab 1952 der Weg frei für die Übertragung der ideologischen Rivalität zwischen dem Westen und Osten auf das Spielfeld. Während diese Wahrnehmung der Olympischen Spiele in den USA zunächst eher inoffiziell und leise von statten ging, wurde in der Sowjetunion jeder individuelle Sieg eines russischen, tschechischen oder ungarischen Athleten als Zeichen der kommunistischen Übermacht gefeiert. Sportler wie Vladimir Kuts oder Ludmilla Touresheva wurden nationale Helden und Symbole des „Neuen Sozialisten“.³⁴⁹

Riordan fasst das sowjetische Model internationalen Sports folgendermaßen zusammen:

Soviet sport follows foreign policy and has important functions to discharge. These functions include winning support for the USSR and its policies among developing nations; maintaining and reinforcing the unity of the socialist countries; gaining recognition and prestige generally; and, most important of all, demonstrating the advantages of the Communist way of life. As a consequence, besides winning world championships and Olympic medals, talented Soviet athletes are expected to be ambassadors of good will and models of propriety in the arenas and forums of the world.³⁵⁰

Wie in einer kriegerischen Auseinandersetzung geht es im Sport um die Eroberung von Räumen. Sowohl bei Mannschaftssportarten wie auch bei individuellen Gattungen wie der Leichtathletik spielen sich Dramen ab, die in

³⁴⁸ Siehe Pound, *Inside the Olympics*, 91.

³⁴⁹ Siehe Guttman, „The Cold War and the Olympics“, 558.

³⁵⁰ Riordan, *Soviet Sport*, 52.

definierten räumlichen Anordnungen ausgetragen werden und insbesondere die Beherrschung eines freien Raumes anstreben.³⁵¹

Gerade im Kalten Krieg lässt sich also die Parallele zwischen olympischem Sport und den politischen Wettläufen der USA und Sowjetunion ziehen. Jeder Meter Eis, den man dem Kontrahenten beim Eishockey abnimmt, jede Zehntelsekunde, die man vor seinem ideologisierten Widersacher früher die Ziellinie überquert, kann als direkte Analogie auf globale Räume gesehen werden, die man vor der politisch-ideologischen Übernahme durch den Staatsfeind bewahrt.

Der ausdrückliche Ort räumlicher Symbolik im Sport ist das Stadion. Nirgendwo sonst verschmelzen Sport und politische Inszenierung so wie in einem mit Menschenmassen gefüllten Stadion, sei es in einer Fußballarena oder während einer olympischen Eröffnungsfeier. Bemerkenswerterweise legte die UdSSR als einzige der drei wichtigsten totalitären Staatsideologien des 20. Jahrhunderts dem Stadionbau als Prestigeträger eine überragende Bedeutung bei. Sowohl in Nazi-Deutschland als auch im faschistischen Italien gab es natürlich spektakuläre Stadionprojekte- und bauten, diese dienten allerdings dem reinen Propagandagebrauch. Das Foro Mussolini in Rom beispielsweise war lediglich für faschistische Rituale bestimmt und auch das von Albert Speer geplante Deutsche Stadion in Nürnberg war nur ein Teil des Reichsparteitagsgeländes in Nürnberg. Selbst das Olympiastadion von Berlin muss ausgeklammert werden, da dessen Planung und Bau schon vor der Machtergreifung der Nazis begonnen hatte. Im sozialistischen Russland dagegen wurden in den neuen Städten prominente Plätze ausgewählt und dem Stadionbau höchste Priorität eingeräumt.³⁵²

In den 1970er Jahren gab es schließlich über 1500 Sportstadien in der UdSSR, dazu beschäftigte die staatliche Sportbürokratie mehr als 280.000 Arbeiter. Es gab zentral gesteuerte Trainingseinrichtungen für alle wichtigen Sportarten sowie ein landesweites Scoutingsystem. Nicht zuletzt ist heutzutage auch die systematische Anwendung von leistungssteigernden Substanzen unbestritten. All dies führte

³⁵¹ Siehe John Bale, „Stadien als Grenzen und Überwachungsräume“, in: Marschik et al., *Das Stadion*, 31-48.

³⁵² Siehe Tabor, „Olé – Architektur der Erwartung“, 78.

dazu, dass das Land bei den Olympischen Spielen außerordentliche Erfolge einfuhr und während des Kalten Kriegs insgesamt sechsmal die Medaillenwertung gewann (1956, 1960, 1972, 1976, 1980 und 1988). Auch andere kommunistische Länder, allen voran die DDR, profitierten von den staatlichen Sportförderprogrammen und lagen in den olympischen Wertungen ebenfalls oft weit vorne.³⁵³

Es lässt sich mit anderen Worten nicht bestreiten, dass die sowjetische Führung Sport, speziell die Olympiaden, als hochgradig geeignetes Mittel der ideologischen Kriegsführung in dieser Zeit betrachtete.

Die Erfolge der Sportler des Warschauer Paktes über die folgenden Jahrzehnte inspirierten schließlich auch die westlichen NOKs und Regierungen, immer mehr staatliche Förderungen und Einrichtungen für Sportler zu errichten und somit die in Moskau und Leipzig erstmalig institutionalisierten Sportförderungssysteme de facto zu imitieren.³⁵⁴ Ironischerweise war es auch nicht die Sowjetunion, sondern die USA, die 1980 erstmalig die Olympischen Spiele als offensichtlichen Schauplatz einer politischen Auseinandersetzung des Kalten Krieges inszenierten³⁵⁵. Aber schon vor dem Boykott der USA waren die Spiele natürlich politisch gewesen – selbst de Coubertin und sein Gefolge wollten sie schließlich als Mittel zur internationalen Verständigung verstanden wissen. Und auch schon vor 1980 hatte es Boykotte gegeben, den eindrücklichsten 1976, als sich die afrikanischen Vertreter aus Montreal³⁵⁶ zurückzogen.

³⁵³ Siehe Hadas, „The Olympics and the Cold War: An Eastern European perspective“, 107.

³⁵⁴ Auf keinen Fall unterschlagen werden darf an dieser Stelle natürlich die sich während des Kalten Kriegs entwickelnde Dopingproblematik im Sport. Angetrieben durch den Wettlauf um Medaillen und prestigeträchtige Siege installierten vor allem die Staaten des Ostblocks – angeführt von den Wissenschaftlern der DDR – eine komplett durchorganisierte Dopingpolitik. Aber auch dieser Bereich des internationalen Wettkampfs wurde vom Westen studiert und zumindest teilweise ebenfalls kopiert, um wiederum zu eigenen Ergebnisverbesserungen zu gelangen. Siehe Hunt, „Sport, Drugs, and the Cold War, 19-42.

³⁵⁵ Und auch schon einige Jahre zuvor zeigte die präsidentiale Einberufung der *President's Commission on Olympic Sports* durch Gerald Ford nicht nur die politische Dringlichkeit sportlicher Erfolge, sondern auch die insgesamt Verbindung zwischen Sport und Politik, wie man aus folgendem Zitat der Kommission ablesen kann: „(there is a) declining ability of the nations of the world to separate sport from politics.“ In: Strenk, „What Price Victory? The World of International Sports and Politics“, 129.

³⁵⁶ Der afrikanische Protest entstand, weil das IOC keine bestrafenden Maßnahmen gegen Neuseeland vornahm, nachdem Neuseeland offizielle Rugby-Spiele gegen Südafrika ausgetragen hatte. Südafrika war zu dieser Zeit wegen des Apartheid-Regimes vom IOC ausgeschlossen. Siehe Guttman, „The Cold War and the Olympics“, 559.

Der amerikanische Boykott 1980 aber raubte auch dem letzten neutralen Beobachter des Sports die Illusion, seine Welt sei abgekoppelt von den internationalen politischen Geschehnissen des Kalten Krieges. Präsident Carter sah in dem bevorstehenden Großereignis eine (kosten-)günstige und relativ einfach durchzusetzende Maßnahme des Protests gegen die Okkupierung Afghanistans durch die Sowjet-Armee. Sein Statement gegenüber dem Präsidenten des amerikanischen NOK, Robert Kane, liest sich folgendermaßen: „[...] if Soviet troops do not fully withdraw from Afghanistan within the next month, Moscow will become an unsuitable site for a festival meant to celebrate peace and good will.“³⁵⁷

Pound, der zu dieser Zeit sowohl IOC-Verantwortlicher für Fernseh- und Sponsorenverträge als auch Präsident des kanadischen NOK war, spricht voller Ironie von einer „kühnen Strategie“ Carters, den Russen mit einem Olympia-Boykott zu drohen, falls diese nicht ihre Truppen aus Afghanistan abzögen: „The demand itself showed precious little understanding of either Soviet foreign policy or military reality. The foreign-policy interests for the Soviets far outweighed the importance of the Games [...]“³⁵⁸

Tatsächlich aber dürfte der Einmarsch der Russen den außen- und innenpolitischen Bestrebungen Carters sogar entgegengekommen sein. Der Kalte Krieg wurde nach der Entspannung in den 70ern nochmals angeheizt und der amerikanische Präsident sah im Afghanistankonflikt die Möglichkeit, sein eigenes Volk von innenpolitischen Problemen abzulenken. In dieses Horn blies auch die so genannte Carter-Doktrin, nach der die USA jedweden Angriff oder Versuch gesteigerten Einflusses durch eine Drittmacht im Raum des persischen Golfs als direkten Angriff auf die Interessen der USA verstehen würden und dementsprechend beantworten würden. Außerdem war in der amerikanischen Regierung die Hoffnung groß, dass Afghanistan für die Sowjets zu ihrem persönlichen Vietnam werden könnte – eine Hoffnung, die durch implizite und

³⁵⁷ Baruch Hazan, *Olympic Sports and Propaganda Games: Moscow 1980* (London: Transaction Books, 1982),124.

³⁵⁸ Pound, *Inside the Olympics*, 97.

explizite Unterstützung der afghanischen Rebellen auch militärisch genährt wurde.³⁵⁹

Überhaupt hatte der Vietnamkrieg und die teilweise zynische Machtpolitik der USA in den 1970er Jahren erstmals zu einer umfassenden gesellschaftlichen Debatte um den Stellenwert menschenrechtspolitischer Aspekte in der U.S.-Außenpolitik geführt. Unter der Präsidentschaft Carters wurde so etwa über die Definition von Menschenrechten, die verfügbaren Instrumente zu deren Durchsetzung sowie die Vereinbarkeit mit sicherheitspolitischen Interessen der USA diskutiert.³⁶⁰

Dass die Erinnerung an Jimmy Carters Regierung in den USA trotzdem – vor allem in konservativen Kreisen – ein eher negatives Bild hervorruft, liegt nicht zuletzt an seiner oft als mangelhaft bezeichneten Rhetorik. Das Unvermögen, idealistische Wünsche nach mehr globaler Beachtung der Menschenrechte in eine für das amerikanische Volk befriedigende Sprache zu verpacken, bewirkte, dass nicht nur republikanische Politiker, sondern auch große Teile der Bevölkerung sich bei Carters Politik um die Sicherheit des eigenen Landes sorgten. Dies bestätigt Mary Stuckey:

(...) this tendency toward didactic rhetoric led some to consider him self-righteous, and to resent his assumption that he was more moral than anyone else, his motives more pure, his means more efficacious, and his ends more valuable. He tended to talk at, rather than to, the American public, and was, in general, unable to educate and persuade the public.³⁶¹

Nachdem der Olympia-Boycott-Vorschlag problemlos den Senat und das Repräsentantenhaus passierte, musste auch das NOK zustimmen. Nach

³⁵⁹ Siehe Ying Wushanley, „Waltzing on Ice: Lake Placid, the Carter Doctrine, and China’s Return to the Olympics“, in: *Pathways: Critiques and Discourse in Olympic Research – Ninth International Symposium for Olympic Research*, Peking (2008), 136/37.

³⁶⁰ Siehe Hauke Hartmann, *Die Menschenrechtspolitik unter Präsident Carter – Moralische Ansprüche, strategische Interessen und der Fall El Salvador*, Frankfurt: Campus Verlag, 2004, 11-13.

³⁶¹ Mary E. Stuckey, *Jimmy Carter, Human Rights, and the National Agenda*, College Station: Texas A&M University Press, 2008, xxi.

anfänglichen Protesten von Seiten der Sportler und Funktionäre³⁶² wurde dem Anliegen schließlich mit einem Ergebnis von 1604 zu 797 zugestimmt. Das weiße Haus hatte in der Zwischenzeit im Falle einer Verweigerung mit der Kürzung von Fördergeldern sowie einer das NOK direkt betreffenden Steuererhöhung gedroht. In der NOK-Begründung für die Zustimmung zum Boykott wurden derlei Faktoren natürlich ausgeklammert und dagegen betont, man müsse nun mal im Sinne der nationalen Sicherheit handeln. NOK-Vizepräsident Mondale: „History holds its breath, for what is at stake here is no less than the future security of the civilized world.“³⁶³

Die Olympischen Spiele boten den USA und ihren Verbündeten eine der wenigen Möglichkeiten, zwar ein politisches Zeichen zu setzen, dass weltweit gehört wurde, nicht aber ernsthafte militärische oder wirtschaftliche Probleme nach sich ziehen würde. Niemand wollte wegen der Afghanistan-Krise einen Krieg anzetteln und von Seiten der amerikanischen Privatwirtschaft wurde die Sorge formuliert, dass weiter reichende Sanktionen gegen die UdSSR wirtschaftliche Einbußen zur Folge haben könnten. Nach Abwägen aller Optionen bot der Boykott der Spiele den Politikern die Chance, sich auf einer breiten medialen Front als dem Kommunismus gegenüber resolut und stark zu präsentieren. Geschädigt wurden letztlich vor allem aber die Athleten, die der Teilnahme am für sie wichtigsten sportlichen Ereignis ihrer Karriere beraubt wurden.³⁶⁴

Pound, der im IOC und im kanadischen NOK vehement gegen einen Boykott argumentiert hatte, kommt zu einem vernichtenden Urteil bezüglich des Verhaltens der politischen Führung:

The Moscow boycott was as cynical a use of government power as I have ever experienced and did no credit to the leaders of many of the Western democracies. Nor, I should say, to the media of these countries, who jumped on the issue with all the self-restraint of a sailor on shore leave. It was a classic case of a triumph of form over

³⁶² Der Präsident des olympischen Komitees der USA, Robert Kane, wurde zunächst mit folgenden Worten zitiert: „[...] if we started to make political judgments, it would be the end of the Games“, in: Ron Fimrite, „The Olympic crisis“, in: *Sports Illustrated*, 52, 04. Februar, 1980, 20.

³⁶³ In: „The decision: no go to Moscow“, in: *The New York Times*, 21. April, 1980.

³⁶⁴ Siehe Pound, *Inside the Olympics*, 97/98.

substance. The sleight of hand had the desired effect of drawing attention away from the real issue of powerlessness in the face of the Soviets.³⁶⁵

In Pounds Aussage erkennt man auch Grundzüge der generellen Kritik an Carters Menschenrechtspolitik, die vor allem von der Opposition als realitätsfern bezeichnet wurde. Außerdem hätte sich die amerikanische Regierung demnach deutlich mehr auf die Gefahr von Seiten des Kommunismus konzentrieren sollen, die nach der Theorie der Republikaner hauptverantwortlich für internationale Menschenrechtsverletzungen gewesen sei.³⁶⁶

Um dennoch ein halbwegs wirksames Zeichen zu setzen, reichte es nicht, dass die USA allein von den Spielen fernblieben. Die Überzeugung der anderen Vertreter der westlichen Welt sollte sich allerdings als schwierig gestalten. Es waren vor allem die nationalen olympischen Komitees – oft, wie in Großbritannien, entgegen der Einstellung der jeweiligen Regierung – die sich auf die Unabhängigkeit des Sports und olympischen Gedankens von der Politik beriefen und sich für eine Teilnahme aussprachen. Speziell das deutsche NOK befand sich in einer Zwickmühle, da IOC-Mitglied Willy Daume bei den Spielen von Moskau zum neuen Präsidenten des internationalen olympischen Komitees hätte gewählt werden sollen. Der Druck von Seiten der Regierung, die wiederum von den Amerikanern unter Druck gesetzt worden war, war jedoch zu stark und so entschied sich Deutschland, den Boykott mit zu tragen. Die meisten anderen europäischen Länder jedoch folgten dem Beispiel Frankreichs, das sich klar für eine Teilnahme entschied. Am Ende nahmen noch 81 IOC-Länder an den Spielen von Moskau teil, 62 boykottierten sie.³⁶⁷

Ein entscheidender, weil nicht selbstverständlicher Partner der USA beim Boykott war die Volksrepublik China, die 1980 an den Winterspielen in Lake Placid erstmals seit fast drei Jahrzehnten wieder an einer Olympiade teilgenommen hatten. Nach einem jahrzehntelangen Streit über die Rolle Taiwans im IOC war 1979 beschlossen worden, die Volksrepublik an Stelle Taiwans wieder als das „offizielle“ China auflaufen zu lassen. Während die amerikanischen Medien und

³⁶⁵ Pound, *Inside the Olympic.*, 101.

³⁶⁶ Siehe Hartmann, *Die Menschenrechtspolitik unter Präsident Carter*, 12/13.

³⁶⁷ Siehe Guttman, „The Cold War and the Olympics“, 561-63.

die breite Öffentlichkeit zwar treu zum alten Partner Taiwan hielten, sah aber insbesondere die Carter-Administration im sozialistischen China einen besonders wichtigen zukünftigen Partner im Kampf gegen die expandierende Sowjetunion. Den vorläufigen Höhepunkt dieser Partnerschaft bildete im Januar 1980 der erstmalige Besuch eines amerikanischen Verteidigungsministers, Harold Brown, in China seit 1949. Nicht nur wurden auf diesem Trip wichtige militär-taktische und politische Bündnisse geschlossen, sondern auch der gemeinschaftliche Weg der beiden Nationen auf der olympischen Bühne eingeschlagen.³⁶⁸

Interessant sind natürlich auch die Reaktionen der Russen selbst auf den Boykott. Hazan dazu: „From the outset the Soviet Union refused to accept the fact that the boycott was a reaction to the invasion of Afghanistan.“³⁶⁹

Vielmehr wurden durch russische Regierungsvertreter, Sportfunktionäre und Presse ganz andere Gründe angeführt; etwa, dass Präsident Carter wegen der sinkenden Zustimmung zu seiner Politik ein Ablenkungsmanöver benötigte, dass die NATO den Plot hegte, durch das Fernbleiben westlicher Nationen ein friedliches Zusammenleben zwischen Ost und West unmöglich zu machen oder dass es den Amerikanern schlicht unbegreiflich sei, dass Russland in der Lage wäre, erfolgreiche Olympische Spiele auf die Beine zu stellen. Während sich alle Organe einig waren, dass der Boykott gegen die olympische Charta³⁷⁰ verstieß, sahen einige Zeitungen in ihm sogar Verstöße gegen die Charta der Vereinten Nationen oder das Helsinki-Abkommen. Die Zeitung *Sovetsky Sport* nannte das Vorgehen der USA in einem Artikel schließlich auch einen Verstoß gegen die amerikanische Verfassung.³⁷¹

³⁶⁸ Siehe sowohl zum Konflikt um die „beiden Chinas“ als auch den verbesserten sino-amerikanischen Verhältnissen Wushanley, „Waltzing on Ice: Lake Placid, the Carter Doctrine, and China’s Return to the Olympics“, 133-38.

³⁶⁹ Hazan, *Olympic Sports and Propaganda Games*, 130.

³⁷⁰ Die olympische Charta ist die Zusammenführung der fundamentalen Prinzipien, Regeln und Gesetze des IOC. Sie führt deutlich an, dass die Austragung der Olympischen Spiele nicht die einzige Verantwortung des IOC ist. Das Komitee ist demnach auch verantwortlich, sozio-kulturelle Werte und Praktiken zu verbreiten, die zum Sport dazugehören, und so zu einem breiten gesellschaftlichen und politischen Diskurs beizutragen. Siehe Bairner und Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics*, 218. (Die komplette Charta findet sich auf der Webseite des IOC: www.olympic.org).

³⁷¹ Siehe Guttman, „The Cold War and the Olympics“, 563.

B. Los Angeles 1984 – The Disney Games

[...] These Olympics, the Games of the XXIII Olympiad, were successful by most of the standards discussed by officials and the media. Los Angeles prospered as much by what did not happen – terrorist attacks, traffic jams, and smog sieges – as by what did take place – a well-organized, profit-making sports festival with a record number of spectators watching a record number of athletes from a record number of countries. At a time when many observers viewed the Olympic movement as terminally ill, the success at Los Angeles injected new vigor and spirit into the Games.³⁷²

Nachdem Los Angeles schon 1932 die Sommerspiele ausgetragen hatte, bewarb man sich bereits 1970 (für die Spiele 1976) erfolglos für eine erneute Ausrichtung. Laut Lord Killanin, dem IOC-Präsidenten zwischen 1972 und 1980, war vor allem die fehlende Erfahrung des Organisationskomitees um John Argue und Bürgermeister Tom Bradley der Grund für die Nichtberücksichtigung. Vier Jahre später, als es um die Austragung der Spiele von 1980 ging, war L.A. wieder mit von der Partie, aber wiederum unterlag Argue mit seinem Team. Dieses Mal, so sind sich die meisten Olympia-Historiker einig, lag es daran, dass sich das IOC – dem eigenen Universalitätsverständnis folgend – gewissermaßen verpflichtet fühlte, die Spiele an die Sowjetunion zu geben, die sich bereits lange darum bemüht hatte. Zudem sah man es an der Zeit, die Spiele erstmals östlich des eisernen Vorhangs stattfinden zu lassen.³⁷³

1978 war es dann der kalifornische Politiker Peter Ueberroth, der nun die nächste Bewerbung anführte. Wenn die Olympischen Spiele von Moskau 1980 bereits erheblich politisierte Spiele waren, so gilt dies für die Sommerspiele von Los Angeles vier Jahre später in nochmals deutlich verstärktem Maße. Nicht nur im internationalen politischen Zusammenhang wegen des sowjetischen Boykotts, sondern auch im internen Strukturverständnis der Spiele selbst, da sie einen Wendepunkt im Verhältnis zwischen IOC und Ausrichterstadt darstellten. Weil es bei der Bewerbung keine Konkurrenz für L.A.³⁷⁴ gab, musste sich das Olympische

³⁷² Siehe Shaikin, *Sport and Politics*, 37.

³⁷³ Christopher Hill, *Olympic Politics*, 157.

³⁷⁴ Zu diesem Zeitpunkt galt die Ausrichtung Olympischer Spiele nicht gerade als ein wirtschaftlich besonders ertragreicher Zug für eine Stadt. Insbesondere die hohe Verschuldung, die

Komitee zunächst etlichen Forderungen der Stadt unterwerfen und Zugeständnisse machen.

So bestand das Organisationskomitee (Los Angeles Olympic Organizing Committee, in der Folge LAOOC) beispielsweise darauf, sämtliche Erlöse aus Fernsehverträgen selbst zu verwalten und dem IOC einen selbst bestimmten Anteil zukommen zu lassen. Bis dahin war es das IOC, welches die Verteilung der Fernsehgelder bestimmte. Auch wenn es im Laufe der Verhandlungen zwischen den beiden Parteien schließlich doch noch Zugeständnisse von Seiten der Stadt geben sollte, hatte sich das Machtverhältnis im Zuge der Vergabe der Spiele an L.A. zumindest vorübergehend in Richtung des Ausrichters verschoben.³⁷⁵

Überhaupt veränderten die Spiele von L.A. die Beziehung des IOC zum Fernsehen und daraus folgend in etlichen kommerziellen Bereichen wie der Vermarktung erheblich. Allen voran die amerikanischen Medien waren als erste bereit, große Summen für die Übertragung der Spiele auszugeben und das IOC, insbesondere nach der Erfahrung von Montreal 1976, bereit, diese anzunehmen. Aus dem Verkauf von Fernsehrechten folgten direkt das Sponsoring und natürlich die Werbung. Auch wenn Kommerz und Professionalismus für die Athleten großteils nichts Neues waren, für die olympische Bewegung waren sie es. Anfang der 80er Jahre akzeptierte das IOC diese neuen Einflüsse und wandelte sich somit quasi selbst vom ehrenvollen Verteidiger olympischer Ideale zu einem Großsponsor der Veranstaltung.³⁷⁶

Die wichtigste Forderung von Seiten der Stadt und ihres Bürgermeisters Bradley bestand darin, dass nicht Los Angeles für die Kosten der Ausrichtung aufzukommen hatte, sondern ein privates Organisationskomitee. L.A. 1984 stellt

Montreal durch die Ausrichtung der Spiele 1976 davontrug, schreckte weltweit viele potentielle Bewerber ab. Siehe auch Shaikin, *Sport and Politics*, 37-39.

³⁷⁵ Dieses Machtverhältnis sollte sich unter der Präsidentschaft von Juan Antonio Samaranch allerdings wieder in die entgegen gesetzte Richtung zurück verschieben. Da ich mich in der vorliegenden Arbeit auf den Zusammenhang zwischen Sport und internationaler Politik, beziehungsweise Nationalismus konzentriere, verweise ich für weitere Informationen über die internen strukturellen Veränderungen des IOC durch die Spiele von Los Angeles an dieser Stelle auf andere Werke. Siehe zum Beispiel Christopher Hill, *Olympic Politics*, 156-164.

³⁷⁶ Siehe Sotiris Giatsis et al., „Sport and the Olympic Games in the Global Post-Cold War Era (1989 – Nowadays)“, in: *Journal of Olympic History*, Volume 12 (May 2004), 38/39.

somit einen weiteren Meilenstein in der Modernisierung der Olympischen Spiele dar, weil es die bis dahin mit Abstand kommerziellsten Spiele wurden. LAOOC musste etwa auf die Forderung der Steuerzahler eingehen, so gut wie keine öffentlichen Gelder für die Ausrichtung aufzuwenden. Stattdessen war es die Privatwirtschaft, die einsprang und den Spielen unter anderem den Spitznamen „Disney Games“ antrug. Der größte wirtschaftliche Faktor war der Vertrag mit dem Fernsehsender ABC, über den Ueberroth immer wieder lange und hartnäckig verhandelte. ABC zahlte LAOOC insgesamt 225 Millionen Dollar, zusätzlich musste der Sender die 75 Millionen für die eigentliche technische Übertragung übernehmen.³⁷⁷

Die restlichen Sponsoren – Coca-Cola und Fuji waren zwei der bedeutendsten – steuerten insgesamt 126,7 Millionen Dollar bei. Ueberroths entscheidende Idee hierbei war sein so genanntes „exclusivity program“, in Zuge dessen die Sponsoren sich sicher sein konnten, das jeweils einzige Unternehmen einer bestimmten Branche zu sein. Diese Maßnahme erhöhte die Attraktivität des Sponsorings der Olympischen Spiele erheblich.³⁷⁸

Diese privaten Unternehmen waren es dann auch, die sich den Boykott der UdSSR ganz gezielt zu Nutze machte, um mit geschürter anti-sowjetischer Stimmung die Spiele erfolgreich zu machen. Waren es bis hierhin eigentlich immer Regierungen, die den Sport als Instrument nutzten, um die Überlegenheit ihres jeweiligen ideologischen Systems zu demonstrieren, so übernahmen in L.A. erstmals Unternehmen deren Rolle.

[...] it is true that ever since the Soviet Union rejoined the Olympic movement in 1952 American governments have been willing to use the Games as an instrument of political competition. However, in case of Los Angeles it was not the established authority that asserted the peculiar value of capitalism, but the businessmen who ran the Games as a commercial enterprise.³⁷⁹

³⁷⁷ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 162/63. Und: Shaikin, *Sport and Politics*, 41.

³⁷⁸ Siehe ebd., 165.

³⁷⁹ Ebd., 157.

Fast-Food-Riese McDonalds ließ im Rahmen seiner Kampagne „When the U.S. wins, you win“, bei der Kunden für jede amerikanische Medaille kostenlose McDonalds-Produkte bekamen, verschiedene Werbespots austragen. In einem dieser Spots sieht man eine zierliche Hausfrau, die im Boxring einem übermächtigen Gegner einen vernichtenden Schlag versetzt. Dieser Gegner im Ring lässt sich aufgrund seiner Inszenierung leicht als sowjetischer Soldat interpretieren.³⁸⁰

LAOOC konnte am Ende der Spiele einen Gewinn aus Fernseh- und Sponsorengeldern von über 200 Millionen Dollar verbuchen – ungeachtet des Fernbleibens der UdSSR und 13 verbündeter Nationen aus dem Warschauer Pakt.³⁸¹

Von russischer Seite wurde die Möglichkeit einer Antwort auf den amerikanischen Boykott von 1980 in derselben Weise bereits seit den Spielen von Moskau gehandelt. Am 8. Mai 1984 wurde aus den Gerüchten dann Sicherheit, als das NOK der UdSSR das Fernbleiben russischer Athleten verkündete und begründete:

Chauvinistic sentiments and an anti-Soviet hysteria are being whipped up in the United States. [...] Political demonstrations hostile to the USSR are being prepared, undisguised threats are made against the USSR National Olympic Committee, Soviet athletes and officials. Heads of anti-Soviet, anti-Socialist organizations are received by US administration officials. [...] In these conditions, the National Olympic Committee of the USSR is compelled to declare that participation of Soviet sportsmen in the Games is impossible.³⁸²

Vom Boykott der Amerikaner vier Jahre zuvor ist in der Begründung nichts zu lesen. Die angeführten Gründe allerdings lassen Zweifel an ihrer tatsächlichen Bedeutung aufkommen. So war das Sicherheitsrisiko für russische Athleten beispielsweise nicht erheblich höher als das anderer Sportler. Zu einer anti-

³⁸⁰ Siehe Tom Shales, „Tears, Triumphs And Talking Up The Home Team“, in: *The Washington Post* (04. August, 1984).

³⁸¹ Siehe Guttman, „The Cold War and the Olympics“, 567.

³⁸² In: Kenneth Reich, *Making it Happen: Peter Ueberroth and the 1984 Olympics*, Santa Barbara: Capra Press, 1986, 208/09.

sowjetischen Protestaktion von in L.A. lebenden Exilrussen kamen zum Beispiel kaum mehr als 100 Personen. Und auch das Risiko eines Massenüberlaufs – wie er beispielsweise 1956 in Melbourne nach der ungarischen Revolution stattfand – galt nicht als wahrscheinlich. Auch die Möglichkeit einer rein sportlichen Blamage der UdSSR war äußerst gering. Statistiken der voran gegangenen Spiele und anderer Wettkämpfe deuteten an, dass die Sowjet-Athleten aller Voraussicht nach wieder zu den erfolgreichsten Medaillensammlern gezählt hätten.³⁸³

Guttman kommt so zu einem eindeutigen Schluss: „[...] there seems little doubt that the USSR’s decision was motivated mainly by the desire to retaliate for the damage done in 1980.“³⁸⁴

Nicht von der Hand zu weisen ist, dass sich – abgesehen von politischen Kreisen – in der amerikanischen Bevölkerung eine anti-sowjetische Stimmung entwickelt hatte, die in der sportlichen Auseinandersetzung zwischen den beiden Großmächten eine geeignete Plattform fand. Auslöser war der Abschuss einer koreanischen Passagiermaschine im August 1983, die sich versehentlich in sowjetischen Luftraum begeben hatte. Aus Protest wurde die „Ban the Soviets“ Koalition³⁸⁵ gegründet, die zwar wenig tatsächliche Macht besaß, aber der UdSSR einen weiteren Grund lieferte, nicht an den Spielen von L.A. teilzunehmen.³⁸⁶

Dem IOC und seinem Präsidenten Juan Antonio Samaranch gelang dieses Mal eine deutlich schnellere Reaktion auf die russischen Drohungen als noch vier Jahre zuvor beim Boykott der Amerikaner. Noch im Mai traf sich der Spanier mit Präsident Reagan sowie einer sowjetischen Delegation, um die verhärteten Fronten zu glätten. Erfolgreich war er allerdings in diesen Gesprächen nicht. Während Reagan auf seiner Hardliner-Politik bestand, gelang es Samaranch in Moskau nicht einmal, sich mit hochrangigen politischen Vertretern zu treffen, die Einfluss auf die Entscheidung hätten üben können. Besser lief es dagegen mit einigen anderen Ostblockstaaten. Beim Versuch möglichst viele Nationen hinter

³⁸³ Siehe Guttman, „The Cold War and the Olympics“, 565/66.

³⁸⁴ Ebd., 567.

³⁸⁵ Der Kern der Koalition bestand aus russischen Emigranten in den USA. Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 178.

³⁸⁶ Siehe ebd., 171.

sich zu vereinen, stieß die UdSSR nämlich auf erheblichen Widerstand. Während im Grunde kein Land glücklich über einen Boykott war, sprachen sich Jugoslawien und Rumänien ganz offen für eine Teilnahme ihrer Verbände aus. Auch China ließ sich nicht abhalten, an den Spielen teilzunehmen.³⁸⁷

William E. Simon, der Präsident des amerikanischen NOK, verurteilte etwas überraschend nicht die Russen allein für ihr Vorgehen, sondern äußerte sich besorgt über die gesamte Zukunft der olympischen Spiele:

The most pressing question is whether the Olympic movement can survive repeated invasions by governments that want to make participation an adjunct of foreign policy. Hitler's exaltation of Aryan superiority at the 1936 Games in Berlin seems mild in comparison with more recent acts: the Palestinian terrorist attack at Munich 1972, the 1980 American-led withdrawal to protest the Soviet invasion of Afghanistan, and now the Soviet boycott.³⁸⁸

Der Nichtantritt der Sowjetunion bedeutete dennoch, dass viele der Satellitenstaaten des Ostblocks ihre Teilnahme absagten. Eine der Ausnahmen bildete, wie erwähnt, Rumänien, das nicht nur ein politisches Zeichen setzte, sondern auch die sportliche Chance wahrnahm und am Ende der Spiele die dritt meisten Medaillen nach den USA und Deutschland vorweisen konnte. Die Entscheidung der politischen Führung in Moskau wurde über die Köpfe und den Willen der Satellitenstaaten sowie auch der eigenen Sportbunde gemacht.³⁸⁹

In der westlichen Presse wurde der Boykott zumeist als Racheakt für den amerikanischen Boykott vier Jahre zuvor interpretiert. Zusätzlich sah *AFP* darin den Höhepunkt eines seit 1981 stetig ansteigenden Protests der Russen an der fortschreitenden Kommerzialisierung der Spiele sowie der Reaganschen Politik der frühen 80er Jahre.³⁹⁰

Weitere Gründe, die in der Presse kursierten, waren russische Zweifel an der Sicherheit ihrer Athleten in den USA und Angst vor einer Welle von Überläufern.

³⁸⁷ Siehe Pound, *Inside the Olympics*, 104/05.

³⁸⁸ William E. Simon, „Olympics for the Olympians“, in: *The New York Times*, 29. Juli, 1984.

³⁸⁹ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 177/78.

³⁹⁰ Siehe *AFP*, Paris, 08. Mai, 1984.

Le Monde vermutete außerdem, dass die UdSSR den Amerikanern zeigen wollte, dass man – neben dem militärischen Wettstreit – auch noch andere politische Asse im Ärmel hatte, um sich auf der internationalen politischen Bühne Gehör zu verleihen.³⁹¹

Während es in politischen Kreisen die erwarteten Reaktionen gab – Deutschland, die USA, aber auch Staaten wie Griechenland oder der Vatikan versuchten, die Russen doch noch zu überreden – verhielten sich sowohl das Organisationskomitee in L.A. als auch dessen wichtigste Partner überraschend ruhig. Insbesondere ABC gewann dem russischen Boykott sogar etwas Positives ab; nämlich, dass dies die Chancen auf amerikanische Goldmedaillen und damit verbunden auch die Einschaltquoten noch steigern würde – was auch tatsächlich eintraf.³⁹²

Sollte der amerikanisch-sowjetische Zweikampf im Sport also doch nicht der Hauptgrund für die Amerikaner zu sein, die Wettkämpfe zu verfolgen? Ging es vielmehr lediglich um den eigenen Sieg und die damit verbundene Selbstbestätigung als beste (Sport-)Nation der Welt? Eher nicht. Denn die Begeisterung der Amerikaner für die Spiele von L.A. resultierte nämlich gerade doch aus der Tatsache heraus, dass die Russen nicht antraten. Mit dieser Vorgehensweise stahlen die sich nämlich – im Verständnis der amerikanischen Öffentlichkeit – aus der Verantwortung des sauberen Wettkampfs, was die amerikanischen Siege somit nicht nur sportlich wertvoll bleiben ließ, sondern gerade auch moralisch anhob. Oder wie es Ian Wooldridge formulierte: „The corporate sporting knowledge around here is that the filthy, cheating Russians are too scared to turn up.“³⁹³

Auch Pound sieht den Boykott der Russen als ein sportliches und politisches Scheitern:

If the Soviet Union sought to punish the Americans with its boycott of their Games, the results can only be assessed as a dismal failure of political policy. First, the Soviets were

³⁹¹ Siehe Christopher Hill, *Olympic Politics*, 179.

³⁹² Siehe ebd., 180/81.

³⁹³ Ian Wooldridge, *Sport in the 80's: a Personal View* (London: Centurion, 1989), 78.

always difficult and truculent guests and the American public was just as happy to have them stay at home. Second, the absence of the Soviets and their allies meant there would be more medals for the Americans, which suited them just fine as well.³⁹⁴

Und selbst der amerikanische Präsident Ronald Reagan ließ sich einen Seitenhieb auf den russischen Boykott nicht nehmen, indem er die Sowjetunion im Rahmen der Eröffnungsfeier aufgrund ihres Fernbleibens als „loser“ bezeichnete.³⁹⁵

Nun stellt sich also die Frage, wie nationalistisch die Sommerspiele von Los Angeles tatsächlich waren – insbesondere dann im Vergleich zu den späteren Spielen von Atlanta und Salt Lake City. Zur Beantwortung dieser Frage sollen nun alle Ebenen des *Media Sport Complex* – also Ausrichter, Medien, Sponsoren und Rezipienten – untersucht werden, die sich um die Spiele von 1984 gebildet haben.

Der Sender habe den internationalen Geist der Spiele geschmälert. Das war die Kernaussage des Briefes, den Juan Antonio Samaranch Mitte der Spiele an ABC schickte, nachdem sich mehrere Teilnehmerländer wiederholt über die einseitige Berichterstattung beschwert hatten. Für den Rest der Welt ein sportlicher Wettkampf, für den Sender eine amerikanische Feierlichkeit, so lautete der immer wieder erhobene Vorwurf.³⁹⁶

Und in der Tat, wenn man sich die Übertragung ansieht, so gewinnt man leicht den Eindruck, dass es sich um nationale Meisterschaften mit ein wenig internationaler Beteiligung handeln könnte. Ausländische Siege werden kaum gezeigt, amerikanische Triumphe hingegen aus verschiedenen Perspektiven und in Zeitlupe erschöpfend wiederholt. Hinzu kommt der Kommentar: Jack Whitaker beispielsweise nennt die Turnerinnen gerne „our girls“, seine Kolleginnen Cathy Rigby und Anne Simon schließen sich in ihrem Kommentar immer wieder gerne dem Team an: „we“ „we“ „we“ ist alles, was man hört. Und als eine

³⁹⁴ Pound, *Inside the Olympics*, 105.

³⁹⁵ Siehe Francis X. Clines, „Reagan Delivers A Pep Talk“, in: *The New York Times*, 29. Juli, 1984.

³⁹⁶ Siehe John Corry, „TV Review; ABC’s coverage of the Olympics“, in: *The New York Times*, 09. August, 1984.

amerikanische Turnerin eine überraschend niedrige Bewertung bekommt, wird es als „unfair“ bezeichnet.³⁹⁷

Doch bei aller Kritik an ABC von Seiten des IOC – und teilweise von den Medien: Die Rechnung geht auf. Die hohen Einschaltquoten beweisen, dass der Sender eine überregionale nationalistische Stimmung in der Bevölkerung aufgegriffen hat und eben diese Bevölkerung ihm das Vertrauen zurückzahlt. John Severino, Präsident von ABC Television, dazu: „America loves winners, and without the communist-bloc countries there, I don't think it's any secret that you're going to see the Unites States win more and more medals.“³⁹⁸

Zwischen die Jubelbilder amerikanischer Sporthelden mischen sich nicht weniger eindeutige Werbespots. McDonald's mit seiner „When the U.S. wins, you win“-Kampagne steht allen voran. United Airlines salutierte „the best friends an athlete ever had – mom and dad“ und im Budweiser-Clip wird eine Turnerin angefeuert, bei der es sich nur um Mary Lou Retton handeln kann. Volk und Team werden zu einer großen Familie hochstilisiert, die es zu unterstützen gilt.

[...] it was clear from the beginning that the XXIII Olympiad would be an American celebration. The film maker Steven Spielberg, interviewed on ABC, said reverently that the opening ceremony was “the most patriotic event” he had ever attended.³⁹⁹

Wie so viele seiner Kollegen⁴⁰⁰ bemüht auch Newsweeks Charles Leerhsen einen Vergleich mit dem Sieg der amerikanischen Eishockey-Mannschaft gegen die UdSSR bei den Spielen von 1980: „Move over, Miracle on Ice: make way for the Miracle on the Mats.“⁴⁰¹

In diesem Fall spricht er vom überraschenden Sieg der U.S.-Turner im Mannschaftswettbewerb, in dem sich die Männer gegen die hoch favorisierten

³⁹⁷ Siehe Shales, „Tears, Triumphs And Talking Up The Home Team“.

³⁹⁸ Ebd.

³⁹⁹ John Corry, „TV Review; ABC's coverage of the Olympics“, *The New York Times*, 09. August, 1984.

⁴⁰⁰ Auch die Gastgeber-Zeitung *Los Angeles Times* betitelte am Tag nach dem Sieg der Turner den Erfolg als „Miracle of L.A.“. Siehe: Jerry Adler und David Friendly, „Hometown Paper Makes Good“, *Newsweek*, 13. August, 1984.

⁴⁰¹ Charles Leerhsen et al., „Gold Rush“, *Newsweek*, 13. August, 1984.

Chinesen durchsetzen konnten. Interessant ist sein Zitat aus zweierlei Gründen: Zum einen handelt es sich auch bei den Chinesen um einen sozialistischen Staatsfeind, was einen amerikanischen Sieg sowohl für das Team als auch die Öffentlichkeit umso wertvoller macht. Zum anderen handelt es sich um ein Beispiel für die Freude der Amerikaner über den Sieg eines Underdogs gegen den Favoriten. Passenderweise in der unmittelbaren Nachbarschaft der Traumfabrik Hollywood schafft es eine Gruppe hart arbeitender amerikanischer Jungs, sich durch Teamgeist und Willen gegen die talentierteren Kontrahenten durchzusetzen. „The U.S. male gymnasts, with no less flair for the dramatic, claimed the team honors – and, of course, the gold – by taking it, as they say in L.A., to the max.“⁴⁰²

Auch für den amerikanischen Hauptakteur in der Leichtathletik findet Leerhsen passende Worte, die die patriotische Heldenverehrung für Carl Lewis sowohl innerhalb des Stadions als auch im journalistischen Umfeld widerspiegelt:

He [Carl Lewis] cruised home in the 100-meter dash in 9,99 seconds, with teammate Sam Graddy taking the silver; then – to a full-throated roar from the 90,000 spectators – Lewis ran a victory lap carrying an American flag. Electrifying stuff.“⁴⁰³

Diese Episode und ihre mediale Wiedergabe bildet ein schönes Beispiel, um den *Sport Media Complex* heranzuziehen. Zwei der drei Gruppen, die für die Produktion eines Sportevents in der öffentlichen Wahrnehmung verantwortlich sind – die Sportler und die Presse – werden ebenso beschrieben wie die Gruppe der Rezipienten – also die Fans im Stadion. Alle drei steuern ihren Part bei, um das Erlebte zu einem nationalistischen identitäts-fördernden Ereignis aufzubauen. Carl Lewis triumphiert und widmet diesen Triumph dem Land, das ihn ihm ermöglicht hat. Die Fans repräsentieren dieses Land als eine scheinbar homogene Gruppe und bekommen das Gefühl, ein nicht unwichtiger Teil des Sieges zu sein. Und die Medien – in diesem Fall also der Newsweek-Reporter – transportieren dieses Wir-Gefühl aus dem Stadion in den Rest der Nation, die sich somit ebenfalls als Teil des Erfolges fühlen kann.

⁴⁰² Leerhsen et al., „Gold Rush“.

⁴⁰³ Ebd.

Für ein nationalistisches Wir-Gefühl braucht es aber auch „die Anderen“. Für Leerhsen sind das beispielsweise die bereits erwähnten Chinesen. Bei den Turnerinnen sind es die Rumäninnen, die den U.S.-Girls um die neue amerikanische Heldin Mary Lou Retton den Sieg im Mannschaftswettbewerb kosteten – allerdings weniger in Form der Sportlerinnen, sondern vor allem eines Wettkampfrichters, von dem sich das amerikanische Team unfair bewertet fühlte.⁴⁰⁴

Am besten fasste aber ein Barbesitzer aus Atlanta zusammen, wie sich das amerikanische Wir-Gefühl ausdrückte: „There’s a lot of interest here [at the Bar], a feeling of us against the world.“⁴⁰⁵

Newsweek publizierte in seiner nacholympischen Ausgabe allerdings auch Artikel, die sich dem Thema Nationalismus kritischer näherten. Jerry Adler und David Friendly etwa loben die außerordentlich umfassende und gut recherchierte Berichterstattung der *Los Angeles Times*, kritisieren aber auch deren einseitige pro-amerikanische Haltung:

The more persistent problem in the paper’s coverage, some felt, was nationalism. For the first few days last week, it seemed as if the only way a foreign athlete could get into the color pictures on page one was to win a bronze or silver medal in an event in which an American had won a gold. And one fairly typical piece of Times analysis was headlined EGYPT’S 4-1 VICTORY [in soccer, over Costa Rica] RAISES A QUESTION: HOW GOOD IS U.S.?⁴⁰⁶

Noch mehr Kritik als die *Times* bezog aber der insgesamt der Sender ABC. Harry F. Waters erkennt zwar an, dass es sich aufgrund des überwältigenden Erfolgs der USA schwer vermeiden ließ, siegende Amerikaner zu zeigen, „but for those who regard the Games as events that transcend nationalistic strutting, there was something distinctly unsettling about what looked, at times, like an all-American video love fest.“⁴⁰⁷

⁴⁰⁴ Siehe Leerhsen et al., „Gold Rush“.

⁴⁰⁵ In: Ebd.

⁴⁰⁶ Adler und Friendly, „Hometown Paper Makes Good“.

⁴⁰⁷ Harry F. Waters, „Red, White and Blue TV“, *Newsweek*, 13. August, 1984.

Auch wenn die ABC-Reporter ihre Zuschauer hin und wieder daran erinnerten, dass einige Weltklasseathleten nicht am Start seien, überwog doch die triumphale Hervorhebung amerikanischer Leistungen. Viele ausländische Siege – wie etwa vier der fünf chinesischen Turner, die die Bestnote 10,0 erhielten – wurden entweder gar nicht oder nur in einer Zusammenfassung gezeigt. Gesteigert wurde die nationalistische Haltung auch durch den Kommentar der Reporter: „There were so many references to „our guys“ and exclamations of chagrin when the home team goofed, that viewers might have concluded the Games were being brought to them by the Voice of America.“⁴⁰⁸

Mit dieser Art der Übertragung traf ABC allerdings offensichtlich genau den Nerv der Zuschauer, die dem Sender hervorragende Einschaltquoten bescherten. Ausländische Athleten und Offizielle beschwerten sich in einer solchen Fülle über die einseitige Berichterstattung beim IOC, dass dessen Präsident Juan Antonio Samaranch LAOOC-Boss Peter Ueberroth den bereits erwähnten privaten Brief diesbezüglich zukommen ließ. Auf einer anschließenden Pressekonferenz gab Ueberroth lapidar zu verstehen, dass die Medien der amerikanischen Öffentlichkeit lediglich das gebe, was sie möchte. Auch ABCs *sports president* Roone Arledge sah kein Problem in der überpatriotischen Ausrichtung seines Senders: „The idea that you have to defend Americans winning medals legitimately is mind boggling. What in heaven’s name do they expect us to cover? You just can’t do everything that everybody wants.“⁴⁰⁹

Der sowjetische Boykott der Spiele bot den Medien auch die Chance, Los Angeles mit Moskau 1980 zu vergleichen. Ein Vergleich, bei dem die sowjetische Hauptstadt von Beginn an nicht die besten Karten gehabt haben dürfte. *Newsweeks* Pete Axthelm drückt einen solchen Vergleich folgendermaßen aus:

The smile is the badge of these Games. Sometimes, when the jingoistic cheering for the Americans becomes oppressive, it is tempting to see the Games as a red-white-and-blue-framed mirror of the bleak Moscow edition of 1980. There, the Soviets and East Germans won almost everything and the hosts kept reminding us that the boycotting Americans and their allies weren’t missed. Here, the Americans are dominating, and the possibly stronger

⁴⁰⁸ Waters, „Red, White and Blue TV“.

⁴⁰⁹ Ebd.

Eastern-bloc athletes seem to have receded out of mind. The Soviets proved that the Games could run traffic-free and on time as long as the citizens had no freedom. Now it turns out that corporate America can produce similar results and even make a profit.⁴¹⁰

Die USA haben nicht somit nicht nur die bisherigen Spiele an Qualität übertroffen, sie haben sie entscheidend verändert und dem Westen angepasst. „Once, in a simpler or perhaps imaginary era, the Olympic Games were supposed to belong to the world. This week they belong to the United States [...]“⁴¹¹

Die *San Diego Union-Tribune* schlägt ähnliche Töne an: „This may have indeed been the Olympics to save all Olympics. [...] The 1984 Olympic Summer Games were, for better or worse, from start to finish, an All-American production“.⁴¹²

Auch wenn solche Aussagen natürlich allem voran die Wirtschaftlichkeit der Spiele betreffen, lässt sich der nationalistische Unterton nicht verhehlen. Und doch gibt es gerade bei der Berichterstattung durch die Medien eine Komponente, die die Spiele von Los Angeles von den nächsten beiden Olympiaden auf amerikanischem Grund unterscheidet.

1984 befindet sich die Welt noch immer mitten im Kalten Krieg und der Feind – der einzige Feind – des freien Westens ist die Sowjetunion. Durch deren Fehlen bei den Wettkämpfen wurden direkt auf sportliche Ereignisse bezogene Berichte logischerweise weniger von antisowjetischer Couloir geprägt, aber insgesamt lässt sich bei der Betrachtung and Analyse des gesamten *Media Sport Complex* festhalten, dass die sportliche Identität der USA zu dieser Zeit ganz klar auf der Auseinandersetzung mit der UdSSR beruht. Einige Beispiele sollen dies nun weiter belegen.

In einem Vorbericht erklärt beispielsweise ABCs Jim McKay in kurzen Worten, wie und wann es zur Einführung des Fackellaufs im Vorfeld der Olympischen Spiele kam. Richtigerweise sagt er, dass diese Zeremonie erstmals 1936 für die

⁴¹⁰ Pete Axthelm, „L.A. Is as Good as Gold“, *Newsweek*, 13. August, 1984.

⁴¹¹ Ebd.

⁴¹² Chris Jenkins, „They’re just the Games; Let’s remember, and not compare“, *San Diego Union-Tribune*, 13. August, 1984.

Spiele von Berlin durchgeführt wurde. Vollkommen unerwähnt bleibt aber jegliche Verbindung zu nationalsozialistischem Gedankengut und dessen Inszenierung durch die Propagandamaschinerie unter Joseph Goebbels.⁴¹³

In den 80er Jahren heißt der Feind der Amerikaner nun einmal nicht mehr Deutschland, und eine mediale Darstellung, die einen solchen Bezug wiederherstellen würde, scheint offensichtlich nicht wünschenswert. Vielmehr kann man einen Schritt weiter gehen und annehmen, dass durch diese historische Auslassungstaktik eine dem Kalten Krieg angemessene westliche Verbrüderung erwirkt werden könnte. Die „moderne Idee des Fackellaufs“⁴¹⁴, die 1936 entstand, steht nach dieser Interpretation auf derselben Seite wie die moderne Freiheit westlicher Gesellschaften und somit dem repressiven Sowjetregime und dessen kommunistischer Ideologie gegenüber.

McKay beschließt den Abschnitt über die olympische Fackel damit, dass sich in ihr der amerikanische Geist widerspiegelt, indem alle Mitglieder der Gesellschaft – also Spitzensportler ebenso wie behinderte Sportler und Angehörige von verschiedenen Minderheiten – sie durch das Land tragen. Außerdem symbolisiere der Lauf durch die USA die Ankunft der ganzen Welt in Los Angeles, um ein großes, gemeinschaftliches Treffen abzuhalten. Von dem Boykott der UdSSR kein Wort.⁴¹⁵

In einem Teil der Eröffnungsfeier im Olympiastadion von Los Angeles wird der imperialistische Geist Amerikas durch die Inszenierung einer entscheidenden Phase der amerikanischen Geschichte dargestellt. Begleitet von klassischer Westernmusik stürmen Dutzende von Schauspielern, als Cowboys und Siedler verkleidet, mit ihren Pferden und Planwagen ins Stadion und über den Rasen hinweg Richtung Westen.⁴¹⁶

⁴¹³ „The 1984 Summer Olympic Highlights“, *American Broadcasting Companies Inc.*, 1984.

⁴¹⁴ Jim McKay in „The 1984 Summer Olympic Highlights“, *American Broadcasting Companies Inc.*, 1984.

⁴¹⁵ „The 1984 Summer Olympic Highlights“, *American Broadcasting Companies Inc.*, 1984.

⁴¹⁶ Ebd.

Kaum eine andere Episode in der Geschichte der USA ist mit soviel Mythen beladen wie die Erschließung des wilden Westens und die Hinausdrängung der *frontier*. Es ist kein weiter Gedankenschritt, diese *frontier* in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf die zweigeteilte Welt des Kalten Kriegs zu übertragen. Der Wettlauf mit den Russen um die ideologische Vorherrschaft in weiten Teilen der Welt ist demnach gleichbedeutend mit der Eroberung der unzivilisierten Regionen auf dem amerikanischen Kontinent ein Jahrhundert zuvor.

Wie erwähnt verweigerte sich Rumänien der Teilnahme am sowjetischen Boykott der Spiele von Los Angeles. Dies hatte zur Folge, dass die rumänischen Athleten von den amerikanischen Medien und Zuschauern mit einer Herzlichkeit aufgenommen und gefeiert wurden, die fast annehmen ließ, dass es sich um Amerikaner handelte. Insbesondere das rumänische Turnerinnenteam, das die Mannschaftsgoldmedaille gewann, wurde von den ABC-Kommentatoren in einer für ausländische Athleten bei diesen Spielen sehr seltenen Ausführlichkeit vorgestellt – inklusive Herkunft und Werdegang der einzelnen Damen – und der Sieg nicht nur respektvoll anerkannt, sondern teilweise sogar euphorisch gefeiert.⁴¹⁷

Offensichtlich wurde von allen Seiten der amerikanischen Sportwelt der Schulterschluss gesucht und gefunden mit einem Land, das sich auf geradezu heroische Weise dem Würgegriff der übermächtigen Sowjetunion entzogen hatte. Auch dieses Beispiel zeigt deutlich, wie sehr die internationale Sportkultur der USA Mitte der 80er Jahre noch von einem größeren weltpolitischen Zweikampf geprägt war.

Dass es aber trotz allem noch einen Unterschied zwischen Rumänien und den USA gab, zeigte sich bei der Darstellung des Zweikampfes zwischen Mary Lou Retton und Ekaterina Szabo, die sich einen spannenden Wettkampf um Gold und Silber im Einzelwettbewerb leisteten. Auch wenn Szabos hervorragende Technik in höchsten Tönen gelobt wurde, so war es doch Rettons unbedingter Wille und Spirit, der demnach am Ende den Unterschied ausmachten.⁴¹⁸ Ganz so einfach

⁴¹⁷ „The 1984 Summer Olympic Highlights“.

⁴¹⁸ Ebd.

ließ sich amerikanischer Ehrgeiz und Siegeswille also doch nicht mit der kühlen Disziplin des Ostblocks verbinden.

Wie anfänglich in diesem Kapitel kurz erwähnt, bieten nicht nur die Medienberichterstattung und die organisatorische Inszenierung der Spiele einen Einblick in etwaige nationalistische Symbolik. Ein weiterer eindrucksvoller Spieler im MSC ist die amerikanische Wirtschaft, die Sport und Medien in Form von Fernsehwerbung nutzt. In diesem Hinblick lassen sich neben McDonalds, United Airlines und Budweiser einige weitere Unternehmen finden, die den geopolitischen Geist des Kalten Kriegs aufgenommen haben, um durch die Kreation einer distinktiv amerikanischen Identität zum Konsum und Kauf ihrer Produkte anzuregen.

Ein Clip der Ladenkette 7 Eleven ist ein Beispiel für diesen Trend.⁴¹⁹ Zunächst drückt der Slogan „The Dream Begins With Freedom“ eine klare Abgrenzung zwischen der freien westlichen Welt kapitalistischer Demokratien und den totalitären sozialistischen Staaten des Ostblocks aus. Die Freiheit, in den USA einen individuellen Traum verwirklichen zu können, lebt in diesem Fall der Radsportler Davis Phinney aus. Sein sehnlichster Wunsch, an den Olympischen Spielen teilzunehmen, erfüllt sich demnach, weil er in Amerika zum einen die Möglichkeit hat, sich mit Hilfe harter Arbeit an die Spitze seiner Branche zu befördern, zum anderen aber auch, weil ihm ein privater Konzern wie 7 Eleven die dafür nötigen Trainingsstätten zur Verfügung stellt. Dies stellt wiederum eine Neuerung dar, weil amerikanische Radfahrer bisher nicht die besten Voraussetzungen hatten – im Gegensatz zu den Sowjets, die zwar eine Reihe staatlicher Förderprogramme genießen, dafür aber die Freiheit und Individualität amerikanischer Gesellschaft entbehren müssen. Die Verbindung amerikanischer Ideale, die sich im Sportler selbst ausdrücken, mit der Großzügigkeit und Wirtschaftlichkeit der privaten Industrie ergeben so das perfekte Umfeld für den Erfolg des Athleten.

⁴¹⁹ „1984 ads part 7“, <http://www.youtube.com/watch?v=rxQNAkYqKV8> (Zugriff: 08. August, 2011).

Budweiser präsentierte verschiedene Werbespots, nicht nur den bereits erwähnten Turner-Clip. Auch der Bierkonzern nahm sich des Radmotivs an, um die Individualität dieses Sports hervorzuheben. Gezeigt wird ein Fahrradbauer, der per Handarbeit ein Sportgerät für das amerikanische Team fertigt.⁴²⁰ Gerade diese Handarbeit und die persönliche Abstimmung zwischen Athlet und Rad sei demnach entscheidend für den späteren Erfolg – ein Erfolg also, der auf individueller Präzision beruht und nicht von Maschinen gewährleistet werden kann. Ähnlich wie in der 7-Eleven-Werbung dient der Radsport als Symbol für amerikanischen Siegeswillen und vor allem für ein System, dass nicht auf Gleichschaltung und maschinell produzierten Erfolg gepolt ist, sondern von der individuellen Stärke und den Idealen der Athleten abhängt. Die Industrie, in diesem Fall Budweiser, präsentieren sich als finanzielle Unterstützer und Motivatoren, die den Erfolg des U.S.-Teams belohnen. Und wird man selbst Konsument eines solchen Unterstützers, so bildet sich – zumindest nach der Vorstellung der Werbeschaffenden – dementsprechend natürlich eine gefühlte gemeinschaftliche Verbindung zu den erfolgreichen Sportlern und Sportlerinnen des eigenen Landes.

Durch die Betrachtung der Zeit des Kalten Krieges und der Analyse der Olympischen Spiele von Los Angeles lässt sich festhalten, dass es gerade diese geopolitische Situation war, die der Olympiade erst zu ihrem bis heute ungebrochenen Höhenflug in den USA verholfen hat. Auch wenn es offiziell bei den Spielen immer um friedlichen Internationalismus und Fair-Play geht, so war es doch vor allem das sportliche und politische Drama des Ost-West-Konflikts, das zu einer globalen Spannung von Seiten der Sportler und Fans geführt hat.

Durch das Fernbleiben der UdSSR wurde an einigen Stellen schon deutlich, dass es durch das spätere Ende des Kalten Kriegs zu einer schwierigen Umstellung in der Identität der amerikanischen Sportkultur kommen würde. Aber für die Spiele von L.A. bildete der Boykott noch immer mehr Möglichkeiten, die moralische wie sportliche Überlegenheit des Westens, beziehungsweise der USA hervorzuheben.

⁴²⁰ „80’s Commercials Vol. 25“, <http://www.youtube.com/watch?v=UQ5X2skMQg> (Zugriff: 08. August, 2011).

Alle Spieler des *Media Sport Complex* machten sich, wie gesehen, diese Möglichkeiten zu Nutze.

C. The Cold War comes to an End

1981 entschied das IOC, die Olympischen Spiele 1988 an Seoul zu vergeben. Schon zur Zeit dieser Entscheidung war das ein riskanter Vorgang, wurde Südkorea doch von einer autoritären Militärregierung beherrscht und befand sich de facto im Krieg mit seinem kommunistischen Nachbarn im Norden. Insbesondere aus Nordkorea – aber auch von der UdSSR und Kuba – gab es dementsprechend unverzüglich erste Boykottdrohungen und die Forderung, mindestens die Hälfte der Wettbewerbe im Norden abzuhalten. Da dieser Forderung letztendlich nicht nachgegeben wurde, nahm Nordkorea tatsächlich nicht an den Spielen teil.⁴²¹

Der Abschuss eines südkoreanischen Linienflugzeugs durch das sowjetische Militär 1983 und der Boykott der Spiele von Los Angeles schienen die Stimmung im Vorfeld noch weiter zu verschlimmern. Dass es aber schließlich nicht zu einer dritten Olympiade mit einem groß angelegten Boykott kam, lag zu großen Teilen an den politischen Initiativen von Michail Gorbatschow, der sein Land Mitte der 80er Jahre zurück in die Olympische Bewegung integrierte.⁴²²

Seoul 1988 waren die letzten Olympischen Spiele zu Zeiten des Kalten Kriegs waren und die beiden Supermächte USA und UdSSR standen sich dort bereits in einer mehr oder weniger friedlichen Weise gegenüber. Auf der anderen Seite haben die Spiele die Beziehung zwischen den beiden Koreas allerdings eher noch verschlechtert.⁴²³ Es wurde ebenfalls offensichtlich, dass die USA die Gastgeberation, die sich auf dem Weg befand, ein bedeutender kapitalistischer Partner zu werden, voll und ganz unterstützte. So patrouillierten beispielsweise während der Spiele ständig amerikanische Marineschiffe zu Sicherheitszwecken im Golf von Korea.⁴²⁴

Die Spiele von Seoul nehmen, ähnlich wie die von Los Angeles vier Jahre zuvor, eine bedeutende Rolle in der Entwicklung Olympias zu einem profitablen

⁴²¹ Siehe Lee, „The Olympics in the post-Soviet era: The case of the two Koreas“, 118.

⁴²² Siehe ebd., 118-20.

⁴²³ Siehe ebd., 118-20.

⁴²⁴ Siehe Giatsis et al., „Sport and the Olympic Games in the Global Post-Cold War Era (1989 – Nowadays)“, 41.

Wirtschaftsunternehmen ein. Hier wurde nämlich erstmals die gemeinsam von Adidas und der japanischen Werbeagentur Dentsu geführte Marketingfirma International Sports and Leisure⁴²⁵ (ISL) tätig. ISL führte das neuartige Marketingprogramm TOP (The Olympic Program) ein, welches so funktioniert, dass man interessierten Sponsoren die Rechte an der Verwendung der olympischen Logos und Symbole während der jeweiligen Spiele, beziehungsweise der vierjährigen Olympiade, verkauft. Durch diese neue Kultur der Werbung und des Sponsoring veränderten sich einerseits die Olympischen Spiele in ein rentables wirtschaftliches Unternehmen und andererseits steuerten die Sponsoren weg von der Vermarktung einzelner Produkte zur Vermarktung ihres Namens. Mit dem Ende des Kalten Kriegs wurden die Olympischen Spiele so zu einem globalen Marktplatz des internationalen Kapitalismus.

1992 in Albertville und Barcelona fanden schließlich die ersten Olympischen Spiele nach dem Ende des Kalten Kriegs statt. Gleichzeitig waren dies die letzten Winter- und Sommerspiele, die im selben Kalenderjahr ausgetragen wurden. Ab den Winterspielen von Lillehammer 1994 finden die Wettbewerbe alternierend alle zwei Jahre statt.

Die Spiele von Barcelona waren die ersten Sommerspiele nach dem Ende des Kalten Kriegs. Der damalige IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch nannte sie einen großartigen Erfolg, nicht nur für Spanien und die Gastgeberstadt, sondern für die gesamte olympische Bewegung. Es herrschte offensichtlich ein Klima der Freude und Hoffnung auf den Aufbruch in eine neue, bessere Zeitrechnung.

Die Spiele von Barcelona reflektierten in vielerlei Hinsicht die neue Ära nach dem Zusammenbruch des Ostblocks. Es waren die ersten Spiele seit 1972 ohne jeglichen Boykott, außerdem sahen sie die Rückkehr einer gesamtdeutschen Olympiamannschaft bei Sommerspielen und die Wiederaufnahme Südafrikas nach 32 Jahren des Ausschlusses. Aus der ehemaligen Sowjetunion kamen die baltischen Staaten als unabhängige Nationen nach Spanien, die übrigen

⁴²⁵ Anfang des neuen Jahrtausends ging ISL bankrott, nachdem bekannt wurde, dass das Management jahrelang Millionen von Dollar Schmiergeld an FIFA-Mitglieder zahlte, um sich die Übertragungsrechte an Fußballweltmeisterschaften zu sichern. Siehe: Jens Weinreich, „138 Millionen Franken Schmiergeld“, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 25. November, 2008.

ehemaligen Sowjetländer liefen unter der olympischen Flagge als „Gemeinschaft unabhängiger Staaten“ auf. Auch vom Balkan kamen in Form von Slowenien, Kroatien und Bosnien-Herzegowina neue Teilnehmernationen nach Barcelona.⁴²⁶

Für Spanien selbst waren die Spiele eine Möglichkeit, sich und der Welt den Fortschritt zu zeigen, den man seit dem Ende der Franco-Diktatur geleistet hatte. Auf der anderen Seite boten sie den einheimischen Katalanen auch eine optimale Bühne, ihre eigenen nationalistischen Anliegen zu demonstrieren.⁴²⁷

Besonders in der internationalen Betrachtung profitierten letztendlich sowohl der spanische Staat als auch die Region Katalonien von den Spielen. Die Zusammenarbeit zwischen diesen beiden Entitäten in Verbindung mit der Unterstützung der Spiele durch das spanische Königshaus wurde demnach als wichtiger Schritt in der Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte und Konflikte gesehen.⁴²⁸

Neben der geopolitischen Hochstimmung verschafften die Spiele vor allem auch Barcelona selbst einen deutlichen Schub in Bezug auf infrastrukturelle Aufwertung und touristische Attraktivität. Neue Straßen, eine aufgeräumte Innenstadt und steigende Beschäftigungszahlen verdeutlichten den generellen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg der Stadt, den ihr die Spiele ermöglichten.⁴²⁹

⁴²⁶ Siehe Bairner und Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics*, 158.

⁴²⁷ Siehe ebd., 158/59.

⁴²⁸ Siehe Christopher Kennett und Miquel de Moragas, „Barcelona 1992 – Evaluating the Olympic Legacy“, in: Tomlinson und Young (Hg.), *National Identity and Global Sports Events*.

⁴²⁹ Siehe Giatsis et al., „Sport and the Olympic Games in the Global Post-Cold War Era (1989 – Nowadays)“, 41.

VI. Nach dem Kalten Krieg – Neues Spiel, neue Identität

A. Atlanta 1996 – The Coca-Cola-Games

Eine Umfrage unter mehr als 1.000 Amerikanern durch die in Atlanta beheimatete Zeitung *Journal and Constitution* ergab, dass die Olympischen Spiele sich 1996 nicht nur weiterhin großer Beliebtheit erfreuen, sondern sogar eine Ausnahmerolle in der amerikanischen Sportwelt einnahmen:

[...] the Olympic Games are held in highest esteem by the American public. Its athletes represent the highest ideals in sports; parents favor them as role models for their children over pros and college stars. A nationwide poll of 1,002 Americans by the Journal-Constitution finds we still overwhelmingly think the Olympic Games are all about bringing the world together in great sports competition. [...] An astounding 81 percent of the American public says it is likely to watch.⁴³⁰

Seit Los Angeles war nicht mehr die Ausrichterstadt für die Finanzierung der Spiele zuständig, sondern ein privates Organisationskomitee; im Fall Atlantas das Atlanta Committee for the Olympic Games (ACOG) unter der Führung des Anwalts William Porter Payne. Die drei wichtigsten Pfeiler der Finanzierung der Spiele waren die Einnahmen aus dem Marketing, der Vergabe der Fernsehrechte sowie die Einnahmen aus dem Ticketverkauf. Zusammen machten diese Posten cirka 75 bis 80 % des knapp 1,7 Milliarden-Dollar schweren Projekts aus. Zusätzliche Einnahmen sollten sich aus dem Merchandising sowie weiteren Quellen wie Spenden oder der gastronomischen Versorgung während der Spiele ergeben.⁴³¹

Die Spiele von Los Angeles 1984 hatten den Beinamen „Disney Games“ bekommen. Das hatte zum einen damit zu tun, dass Disney die Eröffnungs- und Abschlussfeier produzierte, zum anderen aber auch mit der im Vergleich zu früheren Spielen deutlich gestiegenen Einflussnahme von großen Unternehmen als Sponsoren der Spiele. Im Hinblick auf die generelle Kommerzialisierung gelang es den Amerikanern 1996 mit den „Coca-Cola-Games“ von Atlanta

⁴³⁰ Melissa Turner, „For most Americans, no amount of commercialism and promotion can take away the splendor and sentiment of the Olympic Games. The Olympic athletes represent the realization of dreams of a lifetime“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 19. Juli, 1996.

⁴³¹ Siehe Yarbrough, *And They Call Them Games*, 50.

allerdings, alles Vorgegangene erneut in den Schatten zu stellen. Gleichzeitig sollten die Spiele – so die Vorstellung von Seiten der Ausrichter – aber der Welt auch den besonderen Charme und die Gastfreundlichkeit des amerikanischen Südens unter Beweis stellen.

Der Journalist Dave Anderson betitelt einen Artikel der *New York Times* vom Eröffnungstag der Spiele „Games Are Putting A Brand on Atlanta“. Dabei handelt es sich um ein geschicktes Wortspiel, da Anderson zunächst darauf hinweist, dass Austragungsstädte alle auf individuelle Weise von ihren jeweiligen Spielen geprägt werden – sei es positiv, wie die Spiele von Lake Placid 1980, deren *Miracle on Ice* den Amerikanern den Glauben an die Überlegenheit westlicher Lebensvorstellungen verlieh oder negativ, wie etwa Hitlers Spiele 1936 oder die vom Terror heimgesuchte Münchner Olympiade 1972. Erst bei der weiteren Lektüre fällt auf, dass das Wort „brand“ im Hinblick auf Atlanta seine tatsächliche Bedeutung, also „Marke“, ebenfalls behalten kann. Die Marke Coca-Cola steht bei diesen Spielen beispielsweise hinter der Begrüßungszeremonie für alle 197 teilnehmenden Nationen oder der *Coca-Cola Olympic City*, einem Komplex, in dem sich Fans gegen Eintritt unter einige aktuelle und ehemalige Sportler mischen konnten.⁴³²

Der damalige *worldwide advertising chief* von Coca-Cola, Sergio Zyman, fasst die Motivation seiner Firma, sich finanziell so erheblich zu engagieren, zusammen:

It is an incredibly emotional thing. It has aspects of patriotism, aspects of passion, aspects of participation and dreams. It doesn't make any difference how smart you are, or how dumb you are, how old you are, how young you are, how rich or poor you are, doesn't make any difference what color you are, you have easy access to the drama, the achievements, the accomplishments.⁴³³

⁴³² Siehe Dave Anderson, „Sports of The Times; Games Are Putting A Brand on Atlanta“, in: *The New York Times*, 19. Juli, 1996.

⁴³³ In: Turner, „For most Americans, no amount of commercialism and promotion can take away the splendor and sentiment of the Olympic Games. The Olympic athletes represent the realization of dreams of a lifetime“.

Die in Atlanta beheimatete Coca-Cola-Company steht allerdings nur stellvertretend für eine größere Gruppe von Sponsoren, die insgesamt für mehr als ein Drittel der Finanzierung aufkamen. Acht weitere Firmen – darunter beispielsweise die NationsBank (heute Bank of America) – brachte das ACOG in einer Joint-Venture-Verbindung mit dem nationalen olympischen Komitee der USA an Bord, zehn weitere internationale Großsponsoren wurden von einem Marketingprogramm des IOC angeworben. Diese 19 Unternehmen beteiligten sich mit jeweils bis zu 40 Millionen Dollar. Daneben konnten etliche weitere Firmen zu kleineren *sponsorships* bewogen werden.⁴³⁴

Insgesamt gelang es dem ACOG in der Rolle des Veranstaltungsplaners stets die Kontrolle über den Ablauf der Spiele zu behalten und gleichzeitig die Kosten und strategische Durchführung auf eine Reihe von Partnern zu verteilen. Speziell lokale Organisationen und Interessensvertreter wurden aktiv in die Austragung der Spiele eingebunden; zum einen um einen erfolgreichen Ablauf zu erreichen, zum anderen aber auch, um die Stadt Atlanta und ihre Bewohner in die olympische Identität einzugliedern. Beispiele waren etwa die Operation Legacy⁴³⁵, die Corporation for Olympic Development in Atlanta⁴³⁶ oder das Turner Field⁴³⁷.

Diese Beispiele zeigen mehrere Dinge auf. Zunächst wird deutlich, wer die Olympischen Spiele nach Atlanta geholt hatte – nämlich private Unternehmen und Geschäftsleute, die sich aus dem Projekt einen gewaltigen Profit versprochen. Außerdem wird die Veränderung in der Austragungsidee der Spiele deutlich.

⁴³⁴ Siehe Yarbrough. *And They Call Them Games*, 48-53.

⁴³⁵ „This partnership created by the private power utility Georgia Power with support from NationsBank, the Georgia Department of Industry, Trade and Tourism; the Governor’s Economic Development Council [...] to utilize the Olympics as a marketing tool for industrial recruitment and economic development. [...] One year after the Games, Operation Legacy had generated more than 2000 new jobs and by the end of the third year, it had exceeded its goal of 6000 new jobs.“ Sam Marie Engle, „The Olympic Legacy in Atlanta“, in: *University of New South Wales Law Journal*, 1999.

⁴³⁶ „This public-private partnership allowed the city and private developers to invest \$80 million in funds, \$32 million of which were public funds, in revitalizing several intown neighborhoods. [...] this stands in sharp contrast to the past when the Ford Foundation in 1988 cited Atlanta as an example of a major city that had not developed a substantial community development corporation sector.“ Engle, „The Olympic Legacy in Atlanta“.

⁴³⁷ „The \$250 million stadium became reality thanks to a partnership of the Atlanta-Fulton County Recreation Authority, the Atlanta Committee for the Olympic Games (ACOG), the Atlanta Braves professional baseball team and the neighboring community.“ Engle, „The Olympic Legacy in Atlanta“.

Machte eine Stadt wie Montreal 1976 noch gewaltige Verluste, indem sie sich dem Mammutprojekt Olympische Spiele annahm, so wurde deren Ausrichtung 1996 als eine sowohl für Privatwirtschaft als auch Kommune willkommene und profitable Unternehmung angesehen.

Die Spiele von Atlanta verdeutlichen in diesem Zusammenhang, wie sehr die Ausrichter, die lokale Politik und insbesondere die Sponsoren der Spiele darauf aus waren, ein gemeinschaftliches Gefühl von Identität zu erzeugen. Ein solches Grundgefühl kann sich dann schließlich in keiner anderen gesellschaftlichen Kulturform so hervorragend weiter ausbreiten wie im Sport. Die Marke, Stadt oder auch politische Gruppierung, die in einem direkten Zusammenhang mit einem gefeierten Olympiasieger steht, kann sich einen gewaltigen Imageschub versprechen. Diese Chancen, die die Olympischen Spiele bieten, hatten die erwähnten Organisationen ganz offensichtlich entdeckt und ausgenutzt.

Bevor ich nun auf den sportlichen und medialen Aspekt der Spiele von 1996 eingehen werde, muss zunächst wieder die politische Bühne, die eine solche Großveranstaltung bietet, erwähnt werden. Schließlich wehte am 27. Juli – am Morgen des neunten Tages der Spiele – wieder ein Hauch von München 1972 durch die Luft des Centennial Parks.

In the summer of 1996, the world converged upon Atlanta for the Olympic Games. Under the protection and auspices of the regime in Washington millions of people came out to celebrate the ideals of global socialism. Multinational corporations spent billions of dollars, and Washington organized an army of security to protect these best of all games. Even though the conception and purpose of the so-called Olympic movement is to promote the values of global socialism, [...] the purpose of the attack on July 27th was to confound, anger and embarrass the Washington government in the eyes of the world for its abominable sanctioning of abortion on demand.⁴³⁸

Dieser Absatz stammt aus dem elfseitigen Geständnis, das Eric Rudolph 2005 bezüglich des Attentats von Atlanta sowie weiterer Bombenanschläge ablegte. Demnach richtete sich seine Wut – und daraus resultierend seine Motivation zur Gewalt – auf die amerikanische Regierung, weil diese Praktiken wie Abtreibung

⁴³⁸ <http://www.npr.org/templates/story/story.php?storyId=4600480> (Zugriff: 18. Januar, 2011).

und Homosexualität legalisiere. Auch eine tief sitzende Abneigung gegenüber einer starken Zentralregierung wird in seinem Text deutlich. Rudolphs Plan für Atlanta war es, durch eine Reihe von fünf aufeinander folgenden Explosionen Chaos und Unruhe zu stiften, und als Folge einen Abbruch der Spiele zu erzwingen. Auf diese Weise sollte die amerikanische Regierung bloßgestellt werden.⁴³⁹

In der Folge erläutert Rudolph im Detail, wie sich die Ereignisse aus seiner Sicht zugetragen haben in der Nacht des Anschlags. Nach dem Platzen des ersten Sprengsatzes habe er demnach mehrfach die Notrufnummer der Polizei gewählt, um eine Warnung abzugeben. Sein Ziel war es, dass sich zum Zeitpunkt der Explosion somit nur noch Staatsbeamte im Gefahrenbereich befänden. Seine Anrufe wären allerdings nicht ernst genommen worden, beziehungsweise in einem Fall fühlte er sich von Passanten beobachtet und musste den Anruf abbrechen. Rudolph entschuldigt sich schließlich bei den Opfern⁴⁴⁰ und führt im Anschluss aus, nach dem Attentat von Atlanta seine Taktik dahingehend geändert zu haben, nun nur noch direkt „Schuldige“ treffen zu wollen – also insbesondere Homosexuelle und Abtreibungsbefürworter. Auch seine übrigen vier Rohrbomben habe er beseitigt, da das Ergebnis aus dem Centennial Park ganz und gar nicht seinen Vorstellungen entsprochen habe.⁴⁴¹

Bei dem Attentat von Atlanta handelte es sich also nach heutigem Kenntnisstand um die Tat eines politisch motivierten Einzeltäters und nicht um einen Anschlag durch eine terroristische Gruppierung. C. Richard Yarbrough, der als *Managing Director of Communications* des ACOG vor allem für die PR der Spiele zuständig war, erinnert sich in diesem Zusammenhang an die Erörterung terroristischer Gefahren im Vorfeld der Spiele: „Ironically, in pre-Game briefings with federal

⁴³⁹ Siehe <http://www.npr.org/templates/story/story.php?storyId=4600480>. (Zugriff: 18. Januar, 2011).

⁴⁴⁰ Bei dem Anschlag im Centennial Park kam eine Frau durch die Bombe ums Leben, ein türkischer Kameramann erlag einem Herzinfarkt, als er zum Ort des Geschehens eilte, und knapp 110 Personen wurden verletzt. Siehe auch Yarbrough. *And They Call Them Games*, 1-12.

⁴⁴¹ Siehe <http://www.npr.org/templates/story/story.php?storyId=4600480>. (Zugriff: 18. Januar, 2011).

law enforcement officials, we had been assured that the Centennial Games should not be a target for international terrorism.“⁴⁴²

Die amerikanische Regierung habe demnach an alle Länder, die eine potentielle terroristische Gefahr in sich trügen, durchsickern lassen, dass man während der Olympischen Spiele in besonders hohem Maße ein Auge auf die ansässigen Gruppierungen werfen solle. Sollte dennoch ein Anschlag stattfinden, der sich auf ein bestimmtes Land zurückführen lasse, würde es zu Gegenmaßnahmen kommen. Auch vor den in den Südstaaten aktiven, nationalistischen Milizen hatte man keine große Angst, da diese – schon ihrer politischen Ansichten wegen – sich über die Bilder jubelnder und Fahnen schwenkender Amerikaner durchaus freuen würden. Vor einem Einzeltäter aber, der die globale Bühne der Olympischen Spiele nutzen wolle, um seine Botschaft in die Öffentlichkeit zu transportieren, sei man nie sicher.⁴⁴³

Geht man sowohl von den Statistiken als auch den persönlichen Aufzeichnungen der Verantwortlichen aus, so hat Eric Rudolph sein Ziel nicht erreichen können. Nicht nur wurden die Spiele bekanntlich ohne Unterbrechung fortgesetzt, auch die Zuschauerzahlen und das allgemeine Interesse in der Öffentlichkeit am sportlichen Geschehen nahmen kaum ab. Belege für diese Aussage liefern mehrere statistische Quellen: So waren beispielsweise die Stadien am Tag des Anschlags – der sich am frühen Morgen des 27. Juli ereignete – zu 95% gefüllt. Außerdem wurden innerhalb von 24 Stunden nach der Explosion knapp 27.000 Tickets für folgende Veranstaltungen verkauft – am Tag zuvor waren es cirka 35.000. Und schließlich füllte sich auch der Centennial Park – zentraler Sammelpunkt der Fans und Ort des Anschlags – am ersten Tag seiner Wiedereröffnung nach dem Attentat mit gut 250.000 Leuten – nicht wesentlich weniger Personen als das Maximum von knapp 300.000.⁴⁴⁴

Dass sofort ab Wiedereröffnung des Parks Tausende von Menschen an den Ort des Anschlags zurück strömten, ist sicherlich nicht nur dem Pragmatismus der

⁴⁴² Yarbrough. *And They Call Them Games*, 2.

⁴⁴³ Siehe ebd., 2/3.

⁴⁴⁴ Siehe ebd., 11.

Lokalität geschuldet. Es kann auch als Zeichen für den symbolischen Wert der Olympischen Spiele und des Attentats verstanden werden. Während der Spiele fühlten sich die Besucher, aber auch die entfernten Zuschauer vor den Fernsehbildschirmen, als Gemeinschaft. Insofern war der tödliche Anschlag im Centennial Park ein direkter Angriff auf die eigene Gesellschaft, ein persönlicher Bezug entsteht. Dies bestätigt auch der Verhaltenswissenschaftler Francis Harlow:

[...] this was more personal. People's minds have been focused on the Games, and there's been a mass patriotism, not just among Americans. The Olympics breeds patriotism. There's a difference between when tragedy strikes an absolute stranger - people just go on. But if you know the person - and people felt a kinship with the victim - you are considerably attached and want to know more. You want to see the place.⁴⁴⁵

Diesen persönlichen Effekt bestätigt ein Besucher: „Our Games have been violated. I feel like it was an attack on me. The people just had to take a stand, and that's why so many showed up Tuesday, and why I'm going with my son. We're not worried about any dangers.“⁴⁴⁶

Da also selbst ein einzelner Mensch in der Lage ist, die Spiele für die Inszenierung seiner – in diesem Fall – kranken Ideologie und Identität zu nutzen, bietet sich natürlich auch für den *Media Sport Complex* alle vier, beziehungsweise zwei Jahre die Möglichkeit, die globale Bühne Olympias zu betreten. Dass sich die Inszenierung amerikanischer Identität im Atlanta der 90er Jahre deutlich von der Darstellung zwölf Jahre zuvor in Kalifornien unterschied, sollen die folgenden Beispiele und deren Interpretation aufzeigen.

Bei der Betrachtung der Fernsehwerbung fällt zunächst auf, dass es keine implizite oder explizite anti-russische Haltung mehr zu geben scheint. Statt auf einen gemeinsamen Feind zu bauen, gegenüber dem sich die amerikanischen Fernsehzuschauer verbünden können, muss die Werbung sich auf andere amerikanische Motive verlegen. Beispielsweise die Heroisierung einzelner Athleten und ihrer Heldentaten.

⁴⁴⁵ In: Bill Hendrick, „'Kinship' pulling throngs to park“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 01. August, 1996.

⁴⁴⁶ Ebd.

Dem Unternehmen Visa gelingt dieser Schritt, indem man Kerri Strug gewinnen konnte.⁴⁴⁷ Die Turnerin verletzte sich im Laufe des olympischen Wettbewerbs am Fuß und musste ihren letzten Sprung zu Gold über den Bock auf einem Bein landen. Ein Sportler, der eine Verletzung in Kauf nimmt, beziehungsweise überwindet, um seinem Team oder seinem Land den Erfolg und Stolz zu bescheren, eignet sich seit jeher als Werbeträger. Von daher braucht Visa in dem Spot auch keine großen Erklärungen oder gar Verbindungen zwischen dem Sport und dem eigenen Produkt, sondern lässt einfach die Bilder für sich sprechen.

McDonalds kann 1996 ebenfalls nicht auf eine aktuelle politische Stimmung zurückgreifen und nimmt sich daher einer uramerikanischen Sportart an, um eine nationale Identifikation mit dem Kunden zu erreichen. Das Hamburger-Team repräsentiert – unterlegt von einem eindeutigen Sportkommentar – eine Basketballmannschaft, die die Massen begeistert.⁴⁴⁸ Offensichtlich handelt es sich um das Dream Team II, nach 1992 die zweite aus NBA-Spielern rekrutierte Mannschaft der USA, die allerdings bei den Spielen von Atlanta weitaus weniger Glanz verstrahlte als ihre Vorgänger vier Jahre zuvor in Barcelona.

Nationalistischer daher kommt dann schon die Werbung für Mattels Olympic Gymnast Barbie. Die turnende Puppe ist nicht nur wegen ihres Outfits offensichtlich Mitglied des U.S.-Teams, sondern gerade deshalb so erfolgreich, weil sie „part of the red, white, and blue“⁴⁴⁹ ist. Die Identifikation mit den USA steht für den gemeinschaftlich gefühlten Zusammenhalt und die daraus resultierende sportliche Überlegenheit.

Alle drei Werbespots haben gemeinsam, dass sie ein Problem offenbaren und dieses mit ähnlichen Lösungen anzugehen versuchen. 1984 fiel es den Kreativen innerhalb der Sponsoren-Unternehmen, beziehungsweise den Werbeagenturen nicht schwer, ein Thema zu finden, dass nicht nur unterhaltsame Videos produzierte, sondern vor allem ein nationales Gemeinschaftsgefühl kreierte. Vor

⁴⁴⁷ „Kerri Strug - Visa Commercial Olympics 1996“, <http://www.youtube.com/watch?v=fVb7LTA4Sts> (Zugriff: 15. Juni, 2011).

⁴⁴⁸ „McDonalds 1996 Olympics Commercial“, <http://www.youtube.com/watch?v=CPYcq-yj7SI> (Zugriff: 15. Juni, 2011).

⁴⁴⁹ „1996 Olympic Gymnast Barbie Commercial“, <http://www.youtube.com/watch?v=WSMo037toRQ> (Zugriff: 15. Juni, 2011).

dem Hintergrund des Kalten Kriegs musste nicht einmal explizit der politische Feind genannt oder gezeigt werden. Aber die implizite Verbindung des eigenen Produkts mit der amerikanischen Identität als Vorreiter gegen den Kommunismus eignete sich hervorragend, um den Verkauf anzuregen.

1996 hat sich die geopolitische Situation gewissermaßen der Situation der amerikanischen Sportwelt angepasst. Von einem sichtbaren internationalen Zweikampf ist nicht viel übrig geblieben, an dessen Stelle ist der Blick nach innen gerichtet. Wie die amerikanische Sportkultur schon immer eine einheimische, interne war, so liegt auch die gesamtgesellschaftliche Konzentration der Bürger in den 1990er Jahren zu großen Teilen auf der Innenpolitik und heimischen Wirtschaft.

Die Verbindung von Profit und Patriotismus, deren Wert alle Spieler des *Media Sport Complex* entdeckt haben, erkennt man in Atlanta auch auf der Straße. Anbieter von Souvenirs mit nationaler Symbolik reisten aus dem ganzen Land an, um am Schauplatz des offen ausgetragenen Nationalismus ihren Teil des Gewinns einzustreichen. Auch die lokale Presse hat dies wahrgenommen:

Patriotism - particularly the red, white and blue variety - is rampant on the streets. And like most truly American things, people are making a buck off it. 'The flag business is pretty good,' said John Olinger, who stood rooted on International Boulevard as a human torrent engulfed him and swept past him. He waved several flags overhead. 'People ask how much they are (\$ 4), and about half of them want to buy.'⁴⁵⁰

In dieses Horn blasen denn auch die Werbeschaffenden, indem sie versuchen, rein amerikanische Themen und Motive als Mittel der Identifikation herzunehmen. Amerikanische Helden wie Kerri Strug, das Dream Team oder auch die turnende Barbie sollen demonstrieren, dass es nur „uns“ gelingt, mit „unseren“ außergewöhnlichen Tugenden und Fähigkeiten, die Welt des Sports zu dominieren. Die eigene Stärke und Überlegenheit ist durch den Wegfall des großen Feindbildes in diesem Sinne noch wichtiger und daher bekommen die

⁴⁵⁰ Richard Halicks, „Nations“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 22. Juli, 1996.

Werbespots einen patriotischeren, beziehungsweise sogar nationalistischeren Anstrich.

Unternehmen wie UPS, Texaco oder General Motors hingegen gehen auf eine andere wichtige Strömung ein, die die Olympischen Spiele 1996 ausmachten. In diesen Werbespots⁴⁵¹ wird die Verbindung zwischen Sport und Wirtschaft sichtbar, indem das Unternehmen etwa gezielt Athleten innerhalb der eigenen Arbeiterschaft fördert (UPS), die eigenen Mitarbeiter wie Sportler für den Job trainieren lässt (Texaco) oder durch die eigenen Produkte aktiven Sportlern bei der Ausübung ihres Berufs entscheidend hilft (General Motors). In diesen Fällen nehmen die Sponsoren also aktiv teil an der Erschaffung amerikanischer Helden, werden Bestandteil der gesamtamerikanischen Identität.

Eine der markantesten Werbungen in Bezug auf die veränderte Welt in den 90ern kommt vom Chips-Produzenten Frito-Lay. In deren Spot für ihre Brezelmarke Rold Gold soll das Knabbergebäck dafür verantwortlich sein, dass ein kleiner, untersetzter Neuling (gespielt von Seinfeld-Co-Star Jason Alexander) der neue Star des amerikanischen Basketballteams ist. Dieser Umstand bewegt den Coach eines nicht genannten anderen Teams dazu, formellen Protest einzulegen. Der osteuropäische Akzent, sein Name (Gregory Popp) und die rote Farbe seines Trainingsanzugs lassen aber recht eindeutig zumindest auf ein Ostblockland schließen. Auf den internationalen Protest reagiert der *Pretzel Boy* mit der Aussage, dass dieser auf „fear and jealousy“ beruhe. Sein „Teamkollege“ Scottie Pippen fordert, dass er spielen darf.⁴⁵²

Dieser unterhaltsame Spot mag einerseits ein augenzwinkernder Rückblick auf die Zeit des Kalten Kriegs sein, verdeutlicht auf der anderen Seite aber auch das bereits erwähnte Problem der aufgekommene Identitätssuche im internationalen amerikanischen Sportraum. Noch immer fällt es offensichtlich leichter, die eigenen Stärken gegenüber den moralischen und ideologischen Schwächen eines Feindes zu präsentieren. So wird der gegnerische Coach als wütende Karikatur

⁴⁵¹ „1996 Atlanta Olympics Ad Breaks - Vol. 2“, <http://www.youtube.com/watch?v=YXtej20tep8&feature=related> (Zugriff: 15. Juni, 2011).

⁴⁵² Ebd.

dargestellt, während der *Pretzel Boy* für das freie Amerika steht, dessen Fortschritt auf der anderen Seite des eisernen Vorhangs Angst und Misstrauen auslöst.⁴⁵³ Die Reporterin beschließt das Video mit der Aussage, dass die Zeit entscheiden wird, ob der *Pretzel Boy* spielen dürfen oder nicht. Tatsächlich hat die Zeit bereits entschieden, dass das demokratische und freie Amerika den Kalten Krieg gewonnen hat.

Die Fernsehberichterstattung durch den Sender NBC begann bereits während der Eröffnungsfeier mit einem kleinen internationalen Eklat. Der Kommentator Bob Costas führte durch die Sendung und klärte die Zuschauer beim Einlauf der Nationalteams ein wenig über die – meist sportlichen – Hintergründe der Nationen auf. Lediglich beim chinesischen Team ging er deutlich über diese Ebene hinaus:

The People's Republic of China. One-fifth of the world's population. With an economy growing at the rate of about 10% a year, every economic power, including the United States, wants to tap into that huge potential market. But, of course, there are problems with human rights, copyright disputes, the threat posed to Taiwan. And within the Olympics, while they have excelled, they were fourth in the medal standings in Barcelona with 54 medals [...], but amid suspicions, [...], especially concerning their track athletes and their female swimmers, possibly using performance enhancing drugs. None caught in Barcelona, but since those Olympics in 1992, several have been caught.⁴⁵⁴

Die Aussagen von Costas sind in mehrerer Hinsicht interessant. Zunächst geben sie dem amerikanischen Zuhörer einen Eindruck von der Größe und (zukünftigen) Bedeutung Chinas in der Weltwirtschaft. Obwohl Costas vom Potential für die amerikanische Wirtschaft auf dem chinesischen Markt spricht, wird so auch die mögliche Konkurrenzfähigkeit eben dieses Marktes für die USA deutlich. In Verbindung mit der danach hergestellten sportlichen Konkurrenzfähigkeit der Chinesen – sie holen in der Medaillenwertung immer weiter auf – wird so durch die Medien direkt ein würdiger Gegner der USA inszeniert, den es auf dem

⁴⁵³ Man kann diesen Spot auch im Hinblick auf eine Dopingthematik lesen. Danach ist es unklar, ob es sich bei den Brezeln um eine erlaubte oder illegale Substanz handelt – eine Frage, die unbeantwortet bleibt.

⁴⁵⁴ In: Neil Diamant, „China Bashing' at The Olympic Games: Why the Cold War Continues in Sports Journalism“, Zusammenfassung eines Berichts von Susan Brownell, *Shorenstein Reports on Contemporary East Asia*, Number 9, October 1996.

olympischen Parkett zu schlagen wert ist. Auch eine politische Komponente bringt Costas ins Spiel, indem er den langjährigen Partner der Amerikaner im Kampf gegen die sozialistische Volksrepublik, Taiwan, erwähnt.

Durch den kaum verhohlenen Vorwurf des systematischen Dopings schließlich werden zwei weitere Ebenen für eine mögliche Identifikation Chinas als neuem Gegenspieler der USA aufgetan. Zum einen erinnert ein staatlich institutionalisiertes Dopingprogramm ganz offensichtlich an die Machenschaften der DDR während des Kalten Kriegs. Und zum anderen werden die eigenen Sportler durch den Betrugsvorwurf gegenüber den Anderen moralisch aufgewertet. In wenigen Zeilen zeigt dieser Kommentar, wie das Zusammenspiel aus Medien, Sport und nationaler Identität von einer Seite – selbst wenn es nur unbewusst geschieht – genutzt werden kann, um ein Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und Abgrenzung von einem Gegner zu erzeugen.

Die Reaktionen auf Costas Kommentar fielen übrigens deutlich aus. In den Tagen nach der Eröffnungsfeier mobilisierten insbesondere die Berkeley Chinese Students and Scholars Association, aber auch andere chinesische Interessensverbände in den USA einen wahren Protestlauf. Tausende von Unterschriften wurden gesammelt, ein Protestbrief an NBC geschickt und Zehntausende Dollar zusammengetragen, um viertelseitige Anzeigen in der *Washington Post* und *New York Times* zu kaufen.⁴⁵⁵

Im weiteren Verlauf der Fernsehberichterstattung fällt dann allerdings vermehrt auf, dass auch hier – in Ermangelung eines klaren sportlichen Feindbildes – verstärkt auf die inneren amerikanischen Werte eingegangen wird.

Gleich zu Beginn seines Rückblicks auf die soeben zu Ende gegangenen Spiele – passenderweise *America's Games* getauft – hebt Costas als Highlights etwa hervor, dass sich die amerikanischen Schwimmer überraschend gegen die favorisierten australischen Männer und chinesischen Frauen durchsetzen konnten. Ohne zunächst auf die Details dieser Siege einzugehen, manövriert er seine

⁴⁵⁵ Diamant, „China Bashing' at The Olympic Games: Why the Cold War Continues in Sports Journalism“.

Landsleute, durch den fragwürdigen Hinweis auf ihre Rolle als Überraschungssieger, in eine von den Zuschauern stets geliebte Position: die des Außenseiters, der allen Widerständen zum Trotz den Erfolg erreicht. Im selben Atemzug fügt Costas sofort das nächste amerikanische Ideal an, das bei den Spielen von Atlanta offensichtlich zu deren moralischem und sportlichen Triumph beigetragen hat. Mit den Goldmedaillen der Basketballerinnen, Turnerinnen sowie Softball- und Fußballfrauen hätten die USA ihre Vormachtstellung nicht nur im Frauensport, sondern darüber hinaus in der Gleichberechtigung der Frauen weltweit unter Beweis gestellt.⁴⁵⁶

Während der Eröffnungsfeier, in der unter anderem die lokale Südstaatenidentität durch ein Aufgebot von Dutzenden Pickup Trucks dargestellt wurde, bietet NBC einen direkten Vergleich zwischen dem Begründer der modernen Spiele, Baron Pierre de Coubertin, und dem Initiator der Spiele von Atlanta, Billy Payne, an.⁴⁵⁷ Durch geschickte Videomontage werden so nicht nur die beiden Persönlichkeiten auf eine Stufe in der Bedeutung für den Sport gestellt, sondern auch Atlanta 1996 als de facto Höhepunkt der nun 100-jährigen Geschichte der modernen Olympiade inszeniert.

Auch die lokale Presse nimmt sich die Eröffnungsfeier zum Anlass, den Beitrag der USA zur olympischen Geschichte hervorzuheben, beziehungsweise zur Förderung der eigenen Interessen zu adaptieren. Furman Bisher von der *Journal-Constitution* etwa blickt zurück auf die Spiele von L.A. 1984 als Retter der olympischen Bewegung:

[...] the man who saved the Olympic Games [...] was Peter Ueberroth. Go no further. The Games were on the brink of collapse. The Americans had stayed home from Moscow in 1980. The Soviets and satellite nations boycotted Los Angeles in unspoken revenge. Politics [...] were eating into the spirit of the Games. 'Many of us had strong fears that those would be the last of the Games,' one USOC official has said. 'Only Ueberroth and his single-mindedness saved them.' The Games made a profit, not to mention a dramatic impression from the start, the traditional Opening Ceremony in the old Coliseum, the only

⁴⁵⁶ „America's Games – The Greatest Moments Of The 1996 Centennial Olympic Games“, *National Broadcasting Company Inc.*, 1996.

⁴⁵⁷ Ebd.

repeat stage in the history of the Olympics. With its Opening Ceremony, Los Angeles had far outdone anything de Coubertin could ever have imagined.⁴⁵⁸

Obwohl Costas und sein Team von NBC ganz offensichtlich darauf bedacht sind, den internationalen Charakter der Spiele immer wieder hervorzuheben, so stehen diese Kommentare fast immer in einem direkten Bezug zu den amerikanischen Sportlern. Neben dem bereits erwähnten Beispiel der Schwimmer wird dies auch beim Einzug der Athleten ins Stadion deutlich. Zwischen der Aussage, dass die Teilnahme an den Spielen – und nicht etwa der Sieg – das höchste Ideal sei und der Bemerkung, dass alle Sportler nach ihrem Einlauf als eine Entität vereint zusammenstünden, lässt es Costas sich nicht nehmen, die genaue Zahl der amerikanischen Teilnehmer (662) hervorzuheben.⁴⁵⁹ Durch die Angabe der Teilnehmerzahl und die folgende Bemerkung, dass dies die mit Abstand größte nationale Ziffer sei, wird direkt ein Gefühl der sportlichen Überlegenheit der USA dargestellt.

Inwiefern das Fernsehen die Ebenen des *Media Sport Complex* zu nutzen versteht, zeigt sich nicht nur an dem, was übertragen wird, sondern insbesondere auch an dem, was nicht übertragen wird. So ist es nicht verwunderlich, dass man keine Beiträge über Verkehrsstaus oder den durch die Spiele entstehenden Müll zu sehen bekommt. Sogar der damalige Präsident von NBC Sports, Dick Ebersol, gibt offen zu, inwiefern der Sender das Bild der Spiele zu beeinflussen versucht:

If it is 98 degrees with a heat index of 100-plus, I'll put a graphic on the screen that shows that, but you will never hear my announcers talk about it unless athletes are wilting and falling on the track. [...] As long as it doesn't affect the real participants in the Games, I'm not interested in whether or not the spectators got caught in traffic for 45 minutes.⁴⁶⁰

Auf diese Weise schafft das Fernsehen – in Verbindung mit den anderen Spielern des MSC – ein Idealbild der Olympischen Spiele. Nicht nur wird der Zuschauer

⁴⁵⁸ Furman Bisher, „How Hollywood saved the Games“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 19. Juli, 1996.

⁴⁵⁹ „America's Games – The Greatest Moments Of The 1996 Centennial Olympic Games“, *National Broadcasting Company Inc.*, 1996.

⁴⁶⁰ In: Turner, „For most Americans, no amount of commercialism and promotion can take away the splendor and sentiment of the Olympic Games. The Olympic athletes represent the realization of dreams of a lifetime“.

Zeuge und Teilnehmer eines friedlichen internationalen Sportfests, sondern durch die jeweilige nationale Übertragung auch Teil einer, in diesem Fall, amerikanischen Gemeinschaft.

Die ersten Tage der Olympischen Spiele sind die Tage der Schwimmer und Schwimmerinnen. Da die Leichtathleten erst im zweiten Teil ins Geschehen eingreifen, ist ihnen die große mediale Aufmerksamkeit sicher. Wie bereits angedeutet, nutzt NBC diese – auch selbst kreierte – Aufmerksamkeit, um insbesondere die Leistungen der amerikanischen Sportler und Sportlerinnen ausführlich zu würdigen. Die Goldmedaille des Belgiers Fred Deburghraeve über 100 Meter Brust wird so beinahe zur Nebensache degradiert im Vergleich zum amerikanischen Rekord, der für Jeremy Linn im selben Rennen die Silbermedaille bedeutet. Fast identisch läuft der Bericht über den 200-Meter-Schmetterling-Sieg des Russen Denis Pankratov ab. Die am Ende knapp verlorene Jagd des Amerikaners Tom Malchow nach der Goldmedaille klingt, lauscht man dem Kommentar von Costas, wie die weitaus heroischere Leistung.⁴⁶¹

Einen der Höhepunkte der Schwimmwettbewerbe bildet traditionell das 100-Meter-Freistil-Rennen der Männer. Auch hier kam NBC und der amerikanischen Erwartungshaltung entgegen, dass Gary Hall im Vergleich zu Titelverteidiger Alexander Popov aus Russland als klarer Außenseiter ins Rennen ging. Dass der Amerikaner dann aber in Lage war, dem Favoriten bis zum letzten Armzug mit dem beinahe identischen Rhythmus zu folgen und so nur denkbar knapp den Sieg verfehlte, klang in der Berichterstattung erneut so, als habe Hall zumindest deutlich den moralischen Sieg errungen.⁴⁶² Im Grunde kann man festhalten, dass es selten so viele „Gewinner der Herzen“ gab, wie sie 1996 von den NBC-Kommentatoren angepriesen wurden.

Selbst der so unamerikanische Fußball wurde gleich am ersten Tag der Wettbewerbe zum Schauplatz patriotischer Ausgelassenheit und nationaler Identitätsfindung. Über 83.000 Zuschauer hatten sich zum ersten Spiel der US-

⁴⁶¹ „America’s Games – The Greatest Moments Of The 1996 Centennial Olympic Games“, *National Broadcasting Company Inc.*, 1996.

⁴⁶² Ebd.

Männer gegen das hoch favorisierte Argentinien im Legion Field außerhalb von Atlanta eingefunden, um sich das etwas ungewohnte Spektakel einmal aus der Nähe anzusehen. Doch nur 30 Sekunden reichten, um das Stadion – laut Pressedarstellungen – in ein Tollhaus amerikanischen Patriotismus zu verwandeln. Steve Hummer in der *Journal-Constitution*: „They were most receptive to a day of soccer, nationalism moving them to great fits of favoritism. Where basic understanding failed, patriotism picked up the slack.“⁴⁶³

Einen Moment peinlicher internationaler Ignoranz leistete sich NBC beim Sieg des Schweizer Pascal Richard im Straßenradrennen der Männer. Nicht nur hatte man offensichtlich nicht den Lebenslauf des Goldmedaillengewinners vorliegen, auch das großflächig auf seinem Trikot platzierte Schweizer Kreuz hinderte den Sender nicht daran, den Waadtländer als Franzosen zu deklarieren.⁴⁶⁴

Da es 1996 den einen ganz großen Gegenspieler im politischen wie sportlichen Raum nicht mehr gab, waren die Dramaturgen der Berichterstattung gezwungen, die Leistungen der Athleten auf andere Weise zu heroisieren. Ein beliebtes Motiv wurde hierbei der interne Kampf des Sportlers mit sich und seiner persönlichen Vergangenheit. Ein Beispiel stellt der Zehnkämpfer Dan O’Brian dar, der 1992 überraschend die Qualifikation für die Olympischen Spiele verpasste und so vier lange Jahre auf seine erneute Chance warten musste. Diese ließ er sich dann natürlich nicht nehmen und gewann überlegen Gold. Der Kugelstoßer Randy Barnes dagegen musste sich nicht etwa gegen vergangenen Misserfolg beweisen, sondern gegen ein Dopingvergehen, das ihn von den Spielen von Barcelona ausschloss. Trotz seines öffentlichen Verweigern jeglicher Reue stilisierte ihn das Fernsehen zu einem Helden hoch, der es sich und der Welt als geläuterter Athlet erneut bewies, der Beste der Welt zu sein.⁴⁶⁵ 1998 wurde Barnes erneut positiv auf Anabolika getestet und lebenslanglich gesperrt.

⁴⁶³ Steve Hummer, „Bama fans find a new kind of football that's a kick“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 21. Juli, 1996.

⁴⁶⁴ „America’s Games – The Greatest Moments Of The 1996 Centennial Olympic Games“, *National Broadcasting Company Inc.*, 1996.

⁴⁶⁵ Ebd.

Ein interessantes Beispiel interkultureller Spannung bietet die Softballspielerin Lisa Fernandez. Als Jugendliche noch für ihr Geburtsland Puerto Rico aktiv, entschied sie sich in Hinblick auf die Olympischen Spiele, für ihre neue Heimat USA anzutreten; ein Umstand, den die Presse offensichtlich zu nutzen weiß, um nicht nur patriotische Gefühle anzuregen, sondern gerade auch im Hinblick auf die Heterogenität der amerikanischen Gesellschaft deren Besonderheit und Wert hervorzuheben:

Now [Lisa Fernandez] is eager to represent the U.S. in the Olympics. She admitted being overwhelmed with emotion and moved to tears when she first saw the Olympic torch in person and suddenly realized she would be playing for the country. 'I'm very proud, very proud, to be part of this team,' she said. 'This is the country that gave my parents an opportunity for a better life.'⁴⁶⁶

Auch Konstantine Starikovitch ist so ein Fall, in dem es den Medien gelingt, eine persönliche Geschichte von Grenzgängertum in ein Konstrukt nationaler amerikanischer Identität einzuweben. Der Russe wurde erst im April amerikanischer Staatsbürger und trat in Atlanta als Gewichtheber an. *The Economist* schreibt dazu:

To the crowds, he was just another American, to be cheered at the top of their voices. It was the same with all American Olympians, regardless of origin or race. The triumphant women's gymnastics team included an Asian-American, an African-American, and white girls with names such as Miller and Moceanu.⁴⁶⁷

Der Artikel nimmt solche Eindrücke zum Anlass, ein positives Bild nationaler Einheit und Identität zu erzeugen. Demnach sei es gerade der spezielle amerikanische Patriotismus, der über Hautfarbe und Herkunft hinwegsieht und vielmehr amerikanische Ideale als höchstes Gut betrachtet, der das Land einigt und stärkt.

⁴⁶⁶ Joe Earle, „Fernandez: 'My heart is in the U.S.' Pitcher chooses patriotism over Puerto Rico“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 19. Juli, 1996.

⁴⁶⁷ In: „Games' all-American show helps bring nation together“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 04. August, 1996.

Möglicherweise die zwei größten Sporthelden dieser Spiele sollten aber Michael Johnson und Carl Lewis werden. Während Johnson durch sein Verpassen der Spiele von Barcelona und seinen einmaligen Doppelgewinn auf der 200- und 400-Meter-Strecke von Atlanta in ein ähnliches Comebackschema wie O'Brian und Barnes passte, war es vor allem Lewis Alter sowie sein Co-Rekord von neun Olympiasiegen, die ihm den Heldenstatus bescherten.

Wie im Grunde alle Vorgänger verdeutlichen auch die Olympischen Spiele von Atlanta einmal mehr, wie tiefgehend die Beziehung zwischen Sport und Identität ist. Die Betrachtung der Organisation, Berichterstattung, Werbung, aber auch der Aufnahme durch die amerikanische Öffentlichkeit zeigen, dass Sport immer wieder einen beträchtlichen Einfluss auf das gesellschaftliche Bewusstsein haben kann. Dem gesamten amerikanischen Olympiateam, vor allem aber einzelnen Athleten wie Carl Lewis oder Michael Johnson wurden durch Heroisierung und gezielte Inszenierung Bedeutungen zugeordnet, die sich auf das Identitätsgefühl einer ganzen Nation übertragen sollten – und dies in weiten Teilen auch taten.

Die Frage nach der nationalen Identität im globalen sportlichen Wettkampf war Mitte der 90er Jahre für die USA weitaus schwieriger zu beantworten als etwa noch ein Jahrzehnt zuvor. Die meist gefundene Antwort lag in einer Besinnung auf das national Starke, auf das Besondere, eben auf den *american exceptionalism*.

Wie 1984 in Los Angeles waren auch die Spiele von Atlanta „America's Games“. 1996 aber musste sich die Nation nicht gegen einen offensichtlichen politischen Feind durchsetzen, der nicht nur – wie in L.A. – den Zweikampf scheute, sondern praktischerweise von der halben Welt ebenfalls misstrauisch beäugt wurde. Bei diesen Spielen von Atlanta waren die USA erstmals auf eigenem Boden auf sich alleine gegen den Rest der Welt gestellt. Diese Herausforderung haben sie technisch und organisatorisch einwandfrei gemeistert, sich aber gleichzeitig einer übermäßig patriotischen und nationalistischen Inszenierung hingegen.

B. Salt Lake City 2002 – The Stolen, Star-Spangled, Mormon, Healing Games

Da es sich bei den Spielen von Salt Lake City 2002 um eine Winterolympiade handelt, müssen in diesem Fall etwas andere Maßstäbe bei der Bewertung angesetzt werden. Wintersport besitzt nicht zuletzt wegen seiner geographischen Besonderheit sowohl weltweit als auch in den USA ganz einfach ein deutlich geringeres Identifikationspotential in der Bevölkerung als etwa Leichtathletik oder viele Ball- oder Individualsportarten, die Teil der Sommerspiele sind. Dies trifft zum einen geographisch zu in Hinblick auf die großen Bereiche des Landes, in denen Wintersport nur selten, wenn überhaupt, zu betreiben ist und zum anderen kann man es in Bezug auf die heterogene Bevölkerung der USA sehen; gerade die große Zahl der Lateinamerikaner besitzt beispielsweise kaum eine nennenswerte Wintersporttradition. Hinzu kommt, dass es sich weite Teile der (amerikanischen) Bevölkerung schlicht nicht leisten können, selbst Wintersport zu betreiben, da dieser aufgrund seiner Verortung sowie Ausrüstung im Durchschnitt meist höhere Ausgaben benötigt als viele der Sportarten, die Teil der Sommerspiele sind.

Dennoch erfreuen sich aber auch die Winterspiele in den USA generell großer Beliebtheit und Salt Lake City bietet, ebenso wie die vorangegangenen Olympiaden von Los Angeles und Atlanta, einige Möglichkeiten, die in der vorliegenden Arbeit untersuchten Themen zu erforschen. Das gemeinschaftliche Identität fördernde Potential der Olympischen Spiele generell entsteht schließlich nicht primär aus den einzelnen Sportarten, sondern aus der nationalen Symbolik. So waren gerade die Spiele 2002 – vor allem wegen ihrer zeitlichen Nähe zum Terroranschlag auf New York und Washington im September zuvor – von den Medien, Ausrichtern und vielen amerikanischen Fans als wichtiges kulturelles Instrument der nationalen und internationalen Einheit angesehen worden.

Neben der Frage der nationalen Identität, beziehungsweise des durch 9/11 nochmals verstärkten Nationalismus, boten die Spiele von Salt Lake aber auch noch weitere gesellschaftliche Diskurse. Zum einen beschäftigte viele Teilnehmer, Fans und Politiker die eng mit Terrorismus zusammenhängende Frage nach der Sicherheit bei den Spielen – und das aufgrund der weltpolitischen Situation im

Jahr 2002 mit Sicherheit noch mehr als etwa sechs Jahre zuvor in Atlanta. Zum anderen gab es im Vorfeld der Ausrichtung den bis heute größten Korruptionsskandal in den Reihen des IOC, der sowohl das Komitee als auch den Austragungsort und dessen Organisation erheblich in Bedrängnis brachte.⁴⁶⁸

Und schließlich fanden die Spiele 2002 an einem Ort statt, der wie kaum ein anderer Austragungsort jemals zuvor in der olympischen Geschichte die Verbindung von Religion und Sport so deutlich hervorhob. Aufgrund der von vielen Beobachtern als fast schon mormonische Theokratie betrachteten Gesellschaft im Bundesstaat Utah gab es etwa etliche Sorgen, dass die Latter-day Saints (LDS) die Olympischen Spiele als eine einzige große Werbeveranstaltung verstünden, beziehungsweise sogar groß angelegte Missionierungsversuche durchführen würden..

Um nachvollziehen zu können, warum der Einfluss der mormonischen Kirche auf die Ausrichtung der Spiele überhaupt zu einem gesellschaftlich und medial diskutierten Thema wurde, muss man sich der Dimension des kirchlichen Einflusses in Utah bewusst werden. Nach den Daten des Zensus von 2000 waren zu diesem Zeitpunkt 71 Prozent der Gesamtbevölkerung des Staates Mormonen; vor allem aber auch der Gouverneur, 90 Prozent der Legislative des Staates sowie eine gewaltige Mehrheit der Richter, Bürgermeister und anderer politischer Führungspersonen. Auch weil der mormonische Glaube seinen Anhängern nahe legt, eigene Aktionen aus religiösen Überzeugungen heraus durchzuführen, lässt sich also festhalten, dass die LDS-Kirche einen ungleich höheren Einfluss auf das

⁴⁶⁸ Im November 1998 brachte ein Zeitungsartikel erstmals Vorwürfe ans Tageslicht, wonach ein IOC-Mitglied im Gegenzug für seine Stimme für Salt Lake City von dessen Organisationskomitee ein College-Stipendium für seine Tochter in Aussicht gestellt bekam. In der Folge wurden weitere ähnlich geartete „Geschenke“ für IOC-Stimmberechtigte bekannt und neben strafrechtlichen Verfolgungen setzte das IOC eine Untersuchungskommission für die Vorfälle ein. Diese führte schließlich zum Ausschluss von sechs Mitgliedern sowie der strengen Verwarnung zehn weiterer. Außerdem wurden etliche Änderungen der olympischen Charta vorgenommen, inklusive der Reform, dass IOC-Mitglieder die Kandidatenstädte im Vorfeld der Vergabe nicht mehr besuchen dürfen. Siehe Barney, Wenn und Martyn, „Family Feud: Olympic Revenue and IOC / USOC Relations“, 72-76.

politische und gesellschaftliche Leben in Utah hat als es andere einzelne Institutionen oder gar Kirchen in anderen Bundesstaaten haben.⁴⁶⁹

Larry R. Gerlach zum Einfluss der Kirche auf die Austragung der Olympischen Winterspiele:

Although [...] the dominant religion of an Olympic host community had never before been an issue – e.g., Atlanta 1996 was not known as the Baptist Games and Torino 2006 is not cast as the Catholic Games – it was inevitable that Salt Lake 2002 would be labelled the “Mormon Olympics.” [...] For a militantly evangelical church that believed it was the one true religion, exposure to billions of potential converts on a global stage was a singular opportunity to further its missionary work.⁴⁷⁰

Als Gründe für die hohe Aufmerksamkeit von Seiten der Medien und Fans bezüglich der Verbindung von Sport und Religion zählt Gerlach drei Dinge auf: Erstens die internationale bekannte Missionstätigkeit der Mormonen, zweitens die offensichtliche Kontrolle der Kirche über weite Bereiche des öffentlichen Lebens in Utah, und drittens die internationale und nationale Neugierde bezüglich der teilweise sehr eigentümlichen religiösen und gesellschaftlichen Praktiken der LDS.⁴⁷¹

Bereits 1965 begannen Vertreter der Ski- und anderer Industrien damit, sich für Utah als künftigen Olympiastandort auszusprechen. Ernsthafte Anstrengungen und damit verbundene Bewerbungen führte man ab Mitte der 80er Jahre aus. Bis zum tatsächlichen Vergabetermin im Juni 1995 hielt sich die Kirche mit einer offiziellen Aussage bezüglich ihres Standpunkts zwar noch zurück, insgesamt spendeten aber einige ihrer Unternehmen mehrere Hunderttausend Dollar an die Bewerbungskomitees – im Sinne der LDS „in the spirit of good corporate citizenship“⁴⁷².

⁴⁶⁹ Siehe Larry R. Gerlach, „The ‘Mormon Games:’ Religion, Media, Cultural Politics, and the Salt Lake Winter Olympics“, in: *Olympika – The International Journal of Olympic Studies*, Volume XI, 2002, 3.

⁴⁷⁰ Ebd., 5/6.

⁴⁷¹ Siehe ebd., 5/6.

⁴⁷² Ebd., 6.

Nachdem Salt Lake City sich – wenn auch mit nicht ganz lauterem Mitteln – die Olympischen Winterspiele gesichert hatte, begannen die Mormonen, dieses Unterfangen ganz offen finanziell und organisatorisch zu unterstützen. Auch die Mehrzahl der Mitglieder des Organisationskomitees waren Mormonen und mit Mitt Romney wurde 1999 – als Antwort auf den Korruptionsskandal – zwar ein geographischer und politischer Außenseiter⁴⁷³, aber nichtsdestoweniger ein weiteres Kirchenmitglied zum CEO des Komitees ernannt.⁴⁷⁴

Ohne an dieser Stelle allzu sehr ins Detail zu gehen, lässt sich festhalten, dass der Einfluss der LDS-Kirche auf die Vorbereitung und Durchführung der Spiele erheblich war. Dies hatte einige positive Auswirkungen, allen voran die große Zahl an freiwilligen Helfern, die es als ihre Pflicht ansahen, durch ihr Zutun das Ansehen der Heimat in der Welt zu verbessern. Negativ lässt sich sicherlich anführen, dass die Kirche durchaus immer wieder die Möglichkeit suchte, sich auf der dieser globalen in einem günstigen Licht zu präsentieren, etwa indem man die Medaillenvergabe direkt vor dem Haupttempel in Salt Lake City durchführen ließ. Entgegen der Befürchtungen vieler Kritiker – insbesondere Nicht-Mormonen aus Utah – verkamen die Spiele aber keineswegs zu einem einzigen Missionierungsversuch der LDS, sondern dienten vielmehr – neben ihrem sportlichen Reiz – als Lehr- und Werbeplattform für Utah und seine vom Rest der Welt oft misstrauisch beäugten Bewohner.⁴⁷⁵

Gerlach dazu:

Host communities always envision the Olympics as a positive public relations event, but Utahns, chafing at the persistence of unflattering stereotypes and misconceptions about Utah and Mormonism, were uniquely hopeful that media exposure would create more favourable impressions of the Beehive State, its capital city and the dominant church. [...] The winter Olympics did modify some misconceptions – one can get a drink in Utah, polygamy is not commonplace, Salt Lake City is a cosmopolitan city, Utah skiing is superb, Mormons are strange but nice. Yet [...] Utah remains a markedly distinctive place because of the pervasive influence of the Mormon church. [...] Salt Lake City 2002 was

⁴⁷³ Geboren ist Romney in Detroit, den Großteil seiner politischen Karriere verbrachte er – auch schon vor den Olympischen Spielen von Salt Lake City aber in Massachusetts.

⁴⁷⁴ Siehe Gerlach, „The Mormon Games“, 9/10.

⁴⁷⁵ Siehe ebd., 1-15.

unique in that the Mormon culture that so dominated life in Utah also dominated Olympic planning, Games-time social policies, and popular perceptions of people and place. [...] The 1936 Berlin Summer Olympics marked the only other instance where a particular cultural and ideological entity coloured every aspect of hosting the Games.⁴⁷⁶

Die Besonderheit Utahs in Bezug auf seine Demographie hat den Spielen von 2002 mit Sicherheit eine außergewöhnliche und interessante Färbung gegeben, die sie von anderen Winterolympiaden abheben. Bezüglich der Frage nach nationaler Identität und nationalistischen Gebarens war der Umstand mormonischer Dominanz vor und während der Austragung aber höchstwahrscheinlich für die meisten Amerikaner nur von sekundärer Bedeutung. Die traumatisierenden Ereignisse in New York City fünf Monate zuvor dürften in diesem Zusammenhang einen weitaus tiefgreifenderen Einfluss auf die Gesellschaft im Ganzen wie auch die Austragung der Olympischen Spiele im eigenen Land gehabt haben.

Schon vor Salt Lake City war Terror bei den Olympischen Spielen ein Thema gewesen. München 1972 und die Rohrbombenattacke von Atlanta hatten dies deutlich gemacht. Spätestens seit dem 11. September 2001 war den amerikanischen Sportfans aber auch klar geworden, dass sich die Feindesrolle nicht nur in der geopolitischen Weltlage, sondern auch im Sport verändert haben musste. Mehr als eine Dekade nach dem Ende des Kalten Kriegs war Russland nun definitiv nicht mehr als DER olympische Gegner zu sehen, dessen Besiegen automatisch ein nationales Hochgefühl auslösen konnte. Allenfalls eine gewisse historische Rivalität war nun übrig geblieben, die aber keinesfalls eine solch reichhaltige Quelle gemeinschaftlicher Identität darstellen konnte wie etwa noch 1984 in Los Angeles.

2002 ging es zunächst darum, sichere, terrorfreie Spiele über die Bühne zu bringen und somit nicht nur zu einer gewissen Normalität zurückzukehren, sondern vor allem der Welt zu beweisen, dass die USA sich nicht der Einschüchterung beugen würden. Die Sicherheitsfrage in Salt Lake City spiegelte die amerikanische Angst vor dem Terror wider, aber auch den Willen, die

⁴⁷⁶ Gerlach, „The Mormon Games“, 35.

eigenen, westlichen Ideale, sozialen Institutionen und kulturellen Vorstellungen und Praktiken zu schützen. Die erfolgreiche Durchführung der Spiele bedeutete demnach nicht nur die simple Verhinderung von Gewalt, sondern einen fühlbaren Sieg über die zerstörerischen Kräfte des Terrorismus.

Für diesen Zweck gab die Organisation unter anderem die Rekordsumme von 310 Millionen Dollar für die Sicherheit vor Ort aus. Insbesondere das nach den Anschlägen von New York errichtete Office of Homeland Security, aber auch andere staatliche, bundesstaatliche, lokale und private Organisationen wurden zur Sicherung der Arenen, Durchsuchung von Personen und allgemeinen Überwachung eingesetzt. Insgesamt waren knapp 16.000 Sicherheitsbeamte im Einsatz, dazu patrouillierten F-16 Kampffjets und Blackhawk Helikopter über der Region und es wurde eine 45 Meilen umfassende „no-fly-zone“ um die Stadt herum eingerichtet.⁴⁷⁷

Die Stärkung des amerikanischen Selbstwertgefühls durch eine sichere Austragung der Spiele ging auch eng einher mit der Zurschaustellung westlich-kapitalistischer Ideologie. Die Regierung wie auch die Ausrichter baten die Sportfans im Vorfeld eindringlich, nicht auf die Reise nach Utah zu verzichten, sondern im Gegenteil die amerikanische Wirtschaft durch Tourismus, Ticketkäufe, aber auch generellen Konsum während der Spiele verstärkt zu unterstützen. Dieser Bitte wurde in weiten Teilen nachgekommen und führte indirekt ebenfalls zu einem gemeinschaftlichen Versuch, die eigene nationale Identität und Selbstsicherheit wiederherzustellen.⁴⁷⁸

Auch Atkinson und Young bestätigen diesen Eindruck:

[...] media reports about the lack of hotel, air transportation, and event ticket cancellations served as testimony to America's unwillingness to be intimidated by foreign threat. [...] By drawing attention to the economic significance of the Games for American corporate sponsors who had aggregately made a US\$1 billion investment in the winter

⁴⁷⁷ Siehe Michael Atkinson und Kevin Young, „Terror Games: Media Treatment of Security Issues at the 2002 Winter Olympic Games“, in: *Olympika: The International Journal of Olympic Studies*, Volume XI, 2002, 59/60.

⁴⁷⁸ Siehe ebd., 59-61.

Games, people from around the world were encouraged to inject the American economy with a much needed inoculation against recession.⁴⁷⁹

Die Winterspiele 2002 waren nicht nur sichere und wirtschaftlich erfolgreiche Wettkämpfe, sondern auch bei Sportlern und Zuschauern insgesamt sehr positiv aufgenommene Spiele. Kaum ein Teilnehmer, Pressevertreter oder Fan äußerte sich während oder nach den Wettbewerben negativ über die erhöhten Sicherheitsmaßnahmen oder die inzwischen als typisch amerikanisch betrachtete Kommerzialisierung. Und was aus heutiger Sicht womöglich noch überraschender sein mag, selbst die außergewöhnlich stark ausgeprägte patriotische Färbung der Zeremonien, Wettkämpfe und Berichterstattung erzeugten kaum Kritik, weder aus dem In- noch Ausland.

Über zehn Jahre nach 9/11, nach acht Jahren Bush-Regierung und inmitten einer ersten Amtszeit unter Barack Obama, die zunächst kaum außenpolitische Veränderung brachte, nach Jahren kriegerischer Auseinandersetzungen in Irak und Afghanistan und nach einer Dekade, die einen fast stetig ansteigenden Anti-Amerikanismus in weiten Teilen der Welt erlebt hat, fällt es einem europäischen Beobachter mitunter nicht ganz leicht, sich an die Zeit unmittelbar nach den Anschlägen auf das World Trade Center und Pentagon zu erinnern. Im Februar 2002 stand die (westlich-demokratische) Welt noch – nach den Worten der meisten Regierungsvertreter – vereint hinter dem amerikanischen Volk und dessen geschundener Seele. Nur in diesem kurzen Zeitfenster, bevor George W. Bush langsam aber sicher begann, das Vertrauen der Welt- und U.S.-Bevölkerung zu verspielen, konnten sich die Olympischen Spiele zu einem amerikanisch-patriotischen *Lovefest* entwickeln, bei dem es kaum einem Teilnehmer oder Beobachter schwer fiel, inszeniertem Pathos mit Rührung und Zuneigung zu begegnen, statt mit Hohn und Spott.

Den Anfang macht NBC in seiner Berichterstattung von der Eröffnungszeremonie am 8. Februar 2002. Als Einstimmung auf die Veranstaltung in Salt Lake City werden hier die Olympischen Spiele in ein größeres weltpolitisches Gefüge

⁴⁷⁹ Atkinson und Young, „Terror Games: Media Treatment of Security Issues at the 2002 Winter Olympic Games“, 61.

eingebettet. Die Sommerolympiade von Sydney seien demnach die letzten unschuldigen Spiele gewesen, ehe sich 2001 eine historische Wendung ergab. Vor pathetischer Musikuntermalung verwandelt sich die auf so tragische Weise veränderte Skyline von Manhattan auf dem Bildschirm in die schneebedeckten Gipfel der Wasatch Mountains von Utah. Dazu kommentiert Olympia-Altmeister Jim McKay zunächst die Heldenleistung der Helfer von New York und vergleicht dann die friedliche Winterkulisse von Utah mit einer utopischen Welt, die es in dieser Form leider nicht gäbe.⁴⁸⁰

Auch McKays Kollege Bob Costas greift im Anschluss das Motiv der verlorenen Unschuld auf. Die Olympischen Spiele seien ab diesem Moment, ab den Spielen von Salt Lake City, mehr als nur ein Zusammentreffen der weltbesten Athleten, sondern ein Zeichen von Widerstand gegen das Böse und eine Präsentation einer Welt, wie sie sein sollte – einer Welt geprägt von amerikanischen Idealen: „[a world] where flags fly with pride, but not prejudice; where men and women are not judged by the circumstances of their birth or beliefs, but only by the depth of their character and their imagination.“⁴⁸¹

In Salt Lake City gab es 2002 zwei auflagenstarke Tageszeitungen, die *Salt Lake Tribune* und die zur mormonischen Kirche gehörende *Deseret News*.⁴⁸² Während die *Tribune* am Tag der Eröffnung der Spiele unter anderem eine Sammlung patriotismus-kritischer Stimmen aus der nationalen und internationalen Medienwelt publizierte⁴⁸³, nahm die *News* – ähnlich wie NBC – die patriotische Stimmung in weiten Teilen in ihren Berichten und Editorials auf.

⁴⁸⁰ „2002 Salt Lake City Opening Ceremonies – Intro“, <http://www.youtube.com/watch?v=Pyt0MI8OSdQ> (Zugriff: 12. Juli, 2011).

⁴⁸¹ Bob Costas, in: „2002 Salt Lake City Opening Ceremonies – Intro“, <http://www.youtube.com/watch?v=Pyt0MI8OSdQ> (Zugriff: 12. Juli, 2011).

⁴⁸² Siehe Gerlach, „The Mormon Games“, 4.

⁴⁸³ Siehe Anna Cekola, „'Bland' Winter Olympics Would Be Nice; How Are We Doing?“, in: *Salt Lake Tribune*, 08. Februar, 2002. So mahnte etwa die *USA Today* Salt Lake City an, ein „gracious host“ zu sein und sorgte sich um den Eindruck, den das Land in der Welt hinterlassen könnte: „Because of Sept. 11, they seem to think the Winter Olympic Games are actually a Fourth of July picnic moved to February. Can you imagine how athletes from other countries are feeling?“. Und der britische Guardian schrieb: „So far in the run-up to these games coverage has concentrated almost exclusively on the home competitors, raising fears of a repeat of the LA and Atlanta games when events with little home interest were rarely shown on US television.“

Jim Klobuchar etwa schreibt: „Millions who will watch the opening ceremonies of the Winter Games on television will struggle with their emotions, remembering the horror and the bravery.“⁴⁸⁴ Im Verlauf seines Artikels vergleicht der Autor die bevorstehenden Spiele und die nationale Stimmung mit den Spielen von Mexiko 1968. Im Gegensatz zum damals berechtigten Protest von Seiten der Black-Power-Bewegung gebe es in den USA zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein Gefühl von gesellschaftlich erreichter Gleichheit und Gerechtigkeit. Gerade vor dem Hintergrund der Anschläge vom 11. September sehe man in Salt Lake City ein Volk, das zusammengerückt und voller Stolz auf das Heimatland sei:

Not many of them [spectators] will summon another Olympic image of more than 30 years ago, when America was not the same arm-in-arm America that it is today. The scene then was jolting and raw, an American athlete raising his fist in unspeaking scorn over the inequalities in his country. Tomorrow's will be chest-swelling, thundering affirmation of who we are – today.⁴⁸⁵

Und auch Elaine Jarvik beschreibt die Spiele als Möglichkeit, die Seele einer ganzen Nation reparieren zu können: „The ‘healing Olympics,’ Olympic organizers have been calling the Games, a nod to both the shared trauma of Sept. 11 and the potential of the Games to act as a catharsis for a nation whose sense of itself has been altered.“⁴⁸⁶

Jarvik gibt sich realistisch in der Einschätzung, dass Olympische Spiele und Erfolge mit Sicherheit nicht die tatsächlichen psychischen und physischen Schäden der Anschläge wettmachen können. Dennoch kommt sie zu dem Schluss, dass die USA in dieser Zeit Helden brauchen, die sie nicht nur ablenken, sondern ihnen Hoffnung geben sowie die Möglichkeit, Emotionen in einem relativ ungefährlichen Rahmen ausleben zu können.⁴⁸⁷

Die beiden erwähnten Artikel stehen stellvertretend für eine Reihe von Berichten und Meinungen, nach denen zum einen der Eindruck entsteht, dass das Trauma des 11. Septembers, trotz und wegen seines Grauens, zumindest die

⁴⁸⁴ Jim Klobuchar, „Games evolve from fist to flag“, in: *Deseret News*, 08. Februar, 2002.

⁴⁸⁵ Ebd.

⁴⁸⁶ Elaine Jarvik, „Let the Games begin“, in: *Deseret News*, 08. Februar, 2002.

⁴⁸⁷ Ebd.

außergewöhnliche Stärke des amerikanischen Volks zum Vorschein gebracht hat. Und zum anderen werden die Olympischen Spiele als die perfekte Plattform dargestellt, um der Welt – und nicht zuletzt den Terroristen – diese sportliche und moralische Stärke zu demonstrieren.

Eine solch patriotische Darstellung funktioniert nur, weil die Medien die USA und ihre Bewohner geschickt als Mischung aus schwer verletzten Opfern und widerstandswilligen Kämpfern präsentieren. Hinzu kommt, dass die Welt des Sports mehr als alle anderen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens geeignet ist, anderweitig unterdrückte oder gar unangenehme Emotionen offen zum Ausdruck zu bringen. Auch in einem politisch weniger aufgeheizten Kontext wäre es den USA – wie allen anderen Teilnehmerländern auch – durchaus gestattet, die eigenen Athleten und Ideale in einem so positiven Licht zu zeigen. In dieser speziellen Zeit aber bildet sich fast schon eine internationale Zusammengehörigkeit. Durch die direkte Verbindung der Terroranschläge auf New York City und Washington mit den Olympischen Spielen von Salt Lake City wird auch die drohende Gefahr weiterer Attacken thematisiert. Und diese Attacken würden zwar auf amerikanischem Boden stattfinden, sich aber gegen die olympische- also globale Gemeinschaft richten.

Dass ausgerechnet die USA von diesem schweren Angriff getroffen wurden, unterstreicht zum einen die herausragende Rolle des Landes bei der Verbreitung westlich-demokratischer Ideale in der Welt, und gibt ihnen zum anderen das Recht, an diesen nationalen Idealen nicht nur festzuhalten, sondern sie gezielt auf der Bühne der Olympischen Spiele zu präsentieren und zu verbreiten. Nur in der Zeit des post-9/11-Traumas war es den USA – also den Medien wie auch Ausrichtern – möglich, durch eine so nationalistische Darstellung nicht den Groll des Auslands auf sich zu ziehen, sondern sogar deren Unterstützung zu bekommen. Atkinson und Young dazu:

Stating that they [international athletes] simply wanted to „be there“ in a collective show of sympathy and support for the U.S., the Games were heralded as a universal statement of resolve by athletes against terrorism. [...] Through the collective sympathy directed

toward America and its people during the Games [...], the Olympics also evolved into a context for reaffirming political, cultural, and economic loyalties between nations.⁴⁸⁸

Selbst das IOC in Person seines Präsidenten Jacques Rogge stellte sich hinter die in dieser Form bei keiner anderen Olympiade für denkbar gehaltene Zurschaustellung amerikanischen Patriotismus:

The Olympic Games are an answer to the present violence and should not be a victim of violence. The Olympic Games in America are the best message of brotherhood, fraternity, and universality. There is no better symbol of the world uniting together around the cause.⁴⁸⁹

Auch von Ausrichter- und politischer Seite kam es während der Eröffnungsfeier zu Inszenierungen nationaler Identität und Stolzes, die es so bei den Spielen zuvor und danach nicht gab. So wurde es den USA gestattet, die teilweise zerstörte Landesfahne, die während des Anschlags am World Trade Center wehte, in das Olympiastadion von Salt Lake City herein tragen zu lassen.⁴⁹⁰ Gerade diese Flagge symbolisiert eindrucksvoll die erwähnte Mischung aus Verwundbarkeit und dem unbedingten Willen, wieder aufzustehen und sich nicht unterkriegen zu lassen – übrigens ebenfalls eine direkte Verbindung, die Costas zwischen seiner Heimat und den Anstrengungen der olympischen Athleten sieht.⁴⁹¹

Der amerikanische Präsident, George W. Bush, schließlich brach mit dem olympischen Protokoll, indem er die Spiele nicht einfach für eröffnet erklärte, sondern sie "on behalf of a proud, determined and grateful nation"⁴⁹² für eröffnet erklärte. Vor allem die Tatsache, dass der Präsident selbstbewusst und offenbar sorglos inmitten der Athleten an der Eröffnungsfeier teilnahm, kann als deutliches und gewolltes Signal verstanden werden: Nicht nur sind diese Spiele sicher vor

⁴⁸⁸ Atkinson und Young, „Terror Games: Media Treatment of Security Issues at the 2002 Winter Olympic Games“, 64.

⁴⁸⁹ D. Visser, „IOC Chief Satisfied with Salt Lake Security“, *The Globe and Mail*, 28. Oktober 2001, 3.

⁴⁹⁰ Siehe „Salt Lake 2002: Opening Ceremony, Part 2“,

<http://www.youtube.com/watch?v=TtwyLPyeXME&feature=related> (Zugriff: 11. Juli, 2011).

⁴⁹¹ Siehe „2002 Salt Lake City Opening Ceremonies – Intro“,

<http://www.youtube.com/watch?v=Pyt0MI8OSdQ> (Zugriff: 12. Juli, 2011).

⁴⁹² „Salt Lake 2002: Opening Ceremony, Part 7“,

<http://www.youtube.com/watch?v=6xhNnDmL9IU&feature=related> (Zugriff: 12. Juli, 2011).

weiteren Attacken, sondern steht der Auftritt Bushs als klares Symbol für den nationalen Charakter der USA in einer solchen Zeit außenpolitischer Unruhe und Unsicherheit. So selbstsicher wie der oberste Feldherr das Team der Sportler anführt, so wird er auch das Militär im Kampf gegen die Feinde des Landes führen.

Als eine Art Nachruf auf die vergangenen Zeiten des Kalten Kriegs kann man dagegen das Entzünden der olympischen Flamme im Stadion von Salt Lake City verstehen. Zunächst erhielt Mike Eruzione, Kapitän der Eishockey-Goldmannschaft von 1980, die Fackel, ehe er den Rest des „Miracle-Teams“ zu sich auf die Tribüne winkte und gemeinsam mit ihnen das olympische Feuer entzündete.⁴⁹³

Gleichzeitig lässt sich der Auftritt der Goldmannschaft von 1980 aber auch als Symbol für die USA nach 9/11 in dieser Zeit der größten nationalen Krise interpretieren. Durch die Erinnerung nicht nur an den nicht für möglich gehaltenen Sieg gegen die UdSSR auf dem Eis, sondern auch den gewonnenen Kalten Krieg wurde der amerikanischen Öffentlichkeit und der Welt mit Hilfe dieses Auftritts der Zusammenhalt und die Stärke der amerikanischen Gesellschaft präsentiert. Und mit diesen Werten sollte ein Zeichen gesetzt werden, dass man auch den Krieg gegen den Terror gewinnen würde.

Auch der fünffache Goldmedaillengewinner im Eisschnelllauf von 1980, Eric Heiden, der ebenfalls ein Kandidat für das Entzünden der Flamme war, sah seine Chance gegen die Eishockeyhelden in dieser politischen Situation als gering an. Vielmehr hätten die Ausrichter gezielt über die rein sportlichen Kriterien hinweggesehen und sich stattdessen offensichtlich auf die symbolische Kraft ihrer Entscheidung konzentriert: „It's a great honor to be able to light the flame, an honor that really transcends patriotism and nationalism and that [should be] given to somebody who has done something exceptional.“⁴⁹⁴

⁴⁹³ „The 2002 Olympic Winter Games“, National Broadcasting Company Inc., 2002.

⁴⁹⁴ Janet Rae Brooks, „Snub Brought a Caldron of Controversy ; Offer to carry the torch not enough for Heiden“, in: *Salt Lake Tribune*, 23. Februar, 2002.

Beide Tageszeitungen in Salt Lake City zeigten sich in den Tagen nach der Eröffnungsfeier durchaus beeindruckt. Der reibungslose Ablauf etwa wurde ebenso gelobt wie das gar nicht einmal allzu sichtbare, aber effektive Sicherheitssystem rund um das Olympiastadion.⁴⁹⁵ Während vor allem die *News* auch explizit die positive patriotische Grundstimmung mit dem Höhepunkt des Einmarschs der WTC-Flagge hervorhebt, steht Christopher Smith in der *Tribune* der Zurschaustellung von Identität in Utah etwas kritischer gegenüber:

The \$ 37 million extravaganza staged beneath the luminescent Wasatch Range was safe and satisfying, a perfectly executed production that instilled state and national pride with a mix of theater, technical wizardry, patriotism and global solidarity. While it did not embarrass Utah, neither did it particularly distinguish it as a unique place in the Western landscape.⁴⁹⁶

Smith spielt damit auf die bewusste Auslassung jeglichen Bezugs zum Verhältnis des Bundesstaats zur mormonischen Kirche an. Da diese, wie bereits zu Beginn dieses Kapitels dargestellt, eine solch bedeutende Komponente der lokalen Gesellschaft ist, müsse das komplette Ignorieren ihrer Existenz in diesem Rahmen bewusst geschehen sein. Passenderweise zitiert er dazu den Chef des Organisationskomitee, Mitt Romney: „[this] Opening Ceremony was exactly what we wanted. It was perfectly representative of what we wanted to show, flawlessly executed, brilliantly created.“⁴⁹⁷

Neben dem überbordenden Patriotismus und Nationalismus bot die Eröffnungsfeier also auch ein bewusst konstruiertes Bild des amerikanischen Westens. Die Weite der Landschaft wurden ebenso portraitiert wie die Erschließung mit Hilfe der Eisenbahn und auch die Ureinwohner bekamen Raum für die Demonstration urtümlicher Rituale. Möglicherweise peinliche oder anderweitig negativ konnotierte Aspekte wie eben der Einfluss der Mormonen

⁴⁹⁵ Siehe Brady Snyder und Angie Welling, „Crowd wowed by spectacle for most part“, in: *Deseret News*, 09. Februar, 2002. „Opening ceremonies inspire“, in: *Deseret News*, 09. Februar, 2002. „Olympians awed by opening ceremonies“, in *Deseret News*, 10. Februar, 2002. Und Christopher Smith, „Utah Sighs Relief; Lavish, if safe, show a plus for state's image; Utah Image Faring Well Around Globe“, in *Salt Lake Tribune*, 10. Februar, 2002.

⁴⁹⁶ Smith, „Utah Sighs Relief; Lavish, if safe, show a plus for state's image; Utah Image Faring Well Around Globe“.

⁴⁹⁷ In: Ebd.

wurden dagegen offensichtlich gezielt ausgelassen. Anhand dieser Inszenierung der Zeremonie kann man also den Einfluss der regionalen und nationalen Machtstrukturen erkennen, die dem eigenen Volk ein Bild nationaler Stärke und Stolzes präsentieren wollten, dem internationalen Publikum aber gleichzeitig die Faszination der USA generell und des amerikanischen Westens im Speziellen.

Zurück in den modernen, sportlichen Zeiten der Olympischen Spiele des 21. Jahrhunderts präsentieren sich die USA außerdem wieder als den progressiven Vorreiter in der Welt, was sich nicht zuletzt am Erfolg gerade in den jüngeren olympischen Disziplinen erkennen lässt. Der Doppelsieg der Skeletondamen Tristan Gale und Lea Ann Parsley, die erstmals bei Olympia antreten durften, wird in diesem Zusammenhang ebenso gefeiert wie der vierte Platz im Buckelpistenrennen von Jonny Moseley. Dessen Lauf sei – laut NBC-Kommentar und den Fanbekundungen nach zu urteilen – zwar der innovativste und spektakulärste gewesen, aber von der traditionell geprägten Jury nicht dementsprechend belohnt worden.⁴⁹⁸

Auch der Dreifachtriumph der Snowboard-Herren in der Halfpipe ist ein Zeichen dafür, dass die USA sich bei diesen Spielen im Grunde zurück auf ursprüngliche amerikanische Ideale besinnen. Durch den Erfolg in modernen, progressiven Sportarten bildet sich so eine neue Quelle nationaler Identität heraus, die dem Land nicht nur Medaillen und nationales Prestige einbringt, sondern vor allem eine – zumindest selbst gefühlte – Hervorhebung gegenüber des Rests der Welt.

Die ersten winterolympischen Triumphe einer Afroamerikanerin (Vonetta Flowers siegte als Anschieberin mit ihrer Pilotin Jill Bakken) respektive eines *mexican-american* (Derek Parra gewann über die 1500-Meter-Strecke im Eisschnelllauf Gold) werden ebenfalls als Symbole des distinktiven amerikanischen Pluralismus wohlwollend aufgenommen.⁴⁹⁹

⁴⁹⁸ „The 2002 Olympic Winter Games“, National Broadcasting Company Inc., 2002.

⁴⁹⁹ Ebd.

Auch in der Presse fand dieser Ansatz, nach dem Salt Lake City 2002 die Olympischen Winterspiele in eine neue, moderne Ära befördert habe, offensichtlich Anklang:

At a time when many wondered if the Olympics could endure or remain relevant in the aftermath of the terrorist attacks last September -- when many of its sports were deemed outdated, with its international leadership denigrated or ignored and with old world alliances threatening its credibility -- the 2002 Olympics instead broke ground, altering the way the Games are perceived. As the most costly Olympics in history, and the first to impose vast security measures that will very likely now become routine and further increase Olympic budgets, the Salt Lake Games may also have demonstrated how difficult it will be for the International Olympic Committee to bring the Olympics to Africa and South America, as it would like to do.⁵⁰⁰

Der Blick auf die olympiaspezifische Fernsehwerbung ist hingegen in Bezug auf die Spiele von 2002 zunächst weniger aussagekräftig als bei den zuvor behandelten Olympiaden. Nikes Spot „Move“⁵⁰¹ bedient sich beispielsweise ausgiebig bei den olympischen Sportarten was seine Motive angeht, stellt aber in erster Linie eine emotionale Verbindung zur im Sport inhärenten Ästhetik her. Amerikanische nationalistische Symbole werden hingegen nicht aufgegriffen.

AT & T hat zwei Werbespots mit direktem Olympiabezug⁵⁰², die beide eher eine Botschaft der Internationalität zu senden scheinen und auch Verizon machen in ihrem Eishockeyspot Sportler aus vielen verschiedenen Ländern zu den Hauptfiguren. Überraschend ist all das im Grunde nicht, da es sich um Kommunikationsunternehmen handelt, deren Geschäft schließlich zu großen Teilen aus der internationalen Vernetzung besteht.

⁵⁰⁰ Bill Pennington et al. „2002 Games: Riveting Sport and an Angry Backlash“, in: *The New York Times*, 24. Februar, 2002.

⁵⁰¹ „Nike Move Commercial, Best Audio (2002 Winter Olympics)“, <http://www.youtube.com/watch?v=G4Yn9eWgNmk> (Zugriff: 31. August, 2011).

⁵⁰² „Mikeyb AT&T Speedskating Commercial“, <http://www.youtube.com/watch?v=n9HgZpYWqPo> (Zugriff: 31. August, 2011) und „AT&T Commercial, 2002“, <http://www.youtube.com/watch?v=DW9E0T1rJA8&NR=1> (Zugriff: 31. August, 2011).

Der Jobvermittler Monster nimmt sich ein wenig nationaler Symbolik verbunden mit Sport an, indem in dessen Video⁵⁰³ an die Menschlichkeit der amerikanischen Sportler erinnert wird. Abgesehen von deren herausragenden Triumphen seien diese schließlich auch nur amerikanische Bürger, die den Wunsch nach und das Recht auf einen Job haben. Auf diese Weise werden nicht nur die Athleten auf ein gewisses Normalmaß heruntergeschumpft, sondern auch der Rest der Bevölkerung auf deren Größe angehoben. Alle Amerikaner sind demnach als wichtige Teile des großen Ganzen zu verstehen – inklusive aller dem amerikanischen Staat eigenen Pflichten und Rechte.

Die deutlichste nationale Symbolik ist hingegen bei General Electric zu finden, die in ihrem einmütigen, schnell geschnittenen Werbespot⁵⁰⁴ im Grunde die gesamte Modernitätsgeschichte der USA zusammenfassen. Zwar hat das Video keinen sportlichen Bezug, wurde aber während der Spiele von Salt Lake City ausführlich gesendet. Ähnlich wie im Sport werden die USA, und hier vor allem die Menschen, als globaler Motor progressiver Ideen und Erfindungen gepriesen. Passenderweise endet die Werbung mit dem vielleicht kräftigsten und emotionalsten Symbol amerikanischen Fortschritts: der Mondlandung.

Insgesamt ist festzuhalten, dass die Spiele von Salt Lake City einen kaum für möglich gehaltenen sportlichen Triumph für die Gastgeberation einbrachten. Die Zahl der gewonnenen Medaillen lag mit 34 mehr als doppelt so hoch wie bei den beiden Winterolympiaden 1998 und 1994.⁵⁰⁵ Diese Entwicklung hat viele Gründe, von glücklichen Umständen bis zu den erwähnten, neu eingeführten Sportarten, in denen die Amerikaner schon über Jahre im Vorfeld erfolgreich waren. Nicht zuletzt spielt aber auch die Psychologie und symbolische Bedeutung der nach 9/11 neu aufgelegten gemeinschaftlichen Identität eine Rolle bei diesem Erfolg. Der gestiegene Patriotismus und die fast kritikfreie Reaktion der amerikanischen Öffentlichkeit auf die sportlichen Leistungen ihrer Landsleute dürfte den bereits vorhandenen Heimvorteil, den die USA genossen, nochmals gesteigert haben.

⁵⁰³ „Monster - Fit Guy commercial“, <http://www.youtube.com/watch?v=nsIRt4hCMFI> (Zugriff: 31. August, 2011).

⁵⁰⁴ „GE Commercial, 2002“, <http://www.youtube.com/watch?v=NOsPydFcZTk> (Zugriff: 31. August, 2011).

⁵⁰⁵ Siehe Lee Davidson, „How did Team USA improve?“, in: *Deseret News*, 25. Februar, 2002.

Tom Wharton von der *Salt Lake Tribune* sieht mit seiner persönlichen Definition von amerikanischem Patriotismus die USA außerdem als mehr als lediglich ein Volk von Fahnen schwingenden Chauvinisten. Auch wenn die sichtbare Unterstützung der eigenen Mannschaft, gerade vor dem Hintergrund der Terroranschläge, durchaus nachvollziehbar sei, sieht er in ganz anderen Dingen den wahren Ausdruck von patriotischer Meinung:

[...], there is a different type of patriotism occurring. It might be found on an icy Saturday night at the Davis County Fairgrounds where about 80 animal rights activists protested the Olympic rodeo. They held signs, dressed in cow costumes and waved to the television cameras, trying to get their message across. [...] Other signs of discontent are scattered throughout Utah. Anti-abortion protesters parked trucks decorated with pictures of dead fetuses in front of a Planned Parenthood building in Salt Lake City. Falun Gong activists passed out fliers. Evangelical Christians waved signs in front of Temple Square challenging Mormon theology.⁵⁰⁶

Und warum sind dies, laut Wharton, „fine examples of American patriotism“? „Because our Constitution guarantees the right of our citizens to be unpopular, as long as they do no injury.“⁵⁰⁷

Durch Innovation und sportlichen Erfolg, aber auch durch Rückbesinnung auf mystifizierte amerikanische Werte wie die unbedingte (Rede-)Freiheit haben die USA also zu Beginn der neuen Jahrtausends, mehr als zehn Jahre nach dem Ende des Kalten Kriegs, nicht nur eine erneute globale Dominanz auf dem Spielfeld aufgebaut, sondern auch die eigene Identität neu definiert. In Abgrenzung zum Rest der Welt steht man als Nation stellvertretend für das Bewusstsein, die eigenen Ziele durch harte Arbeit und unbedingten Siegeswillen erreichen zu können – weil man in der amerikanischen Gesellschaft die Chance dazu bekommt. Im Jahre 2002 gibt es keinen klar erkennbaren politischen Feind, mit dem man auf dem Eis oder auf der Rennbahn die Klängen kreuzen kann und durch Siege die nationale Einheit in Abgrenzung zu ebendiesem Feind erreichen kann. Stattdessen wird das eigene, nationale Selbstbewusstsein durch das Erreichen – oder zumindest den Schein – von *american exceptionalism* im Sport gestärkt.

⁵⁰⁶ Tom Wharton, „Patriotism Echoes In the Voices of Americans' Dissent“, in: *Salt Lake Tribune*, 16. Februar, 2002.

⁵⁰⁷ Ebd.

Im Gegensatz zur Preisung der eigenen heterogenen Bevölkerung mit all ihren Vorzügen wandten sich besonders die amerikanische Regierung, aber auch weite Teile des konservativen Bevölkerungsteils, in der Folge der Anschläge vom 11. September von einem demokratischen Respekt vor pluralistischen Gesellschaften und Positionen im Ausland ab. Stattdessen wurden die erwähnten traditionellen Werte des weißen, protestantischen Amerikas als neues, altes Ideal der Gesellschaft ausgerufen und führten so zu einer neuartigen Sichtbarkeit patriotischen und nationalistischen Gebarens, das es in dieser Ausprägung bei den Olympischen Spielen zuvor nicht gegeben hatte.

VII. Schlussbemerkung

Die erste in dieser Arbeit aufgestellte These besagt, dass die symbolische Bedeutung der Olympischen Spiele eine direkte Folge der außergewöhnlichen Sportkultur der USA ist. Kapitel III hat gezeigt, in welcher Weise sich diese Sportkultur von denen der meisten anderen Nationen unterscheidet, vor allem von der europäischen Fußballkultur. Dass es überhaupt zu einer solch unterschiedlichen Entwicklung kam, lag zu großen Teilen an der besonderen Beziehung der Vereinigten Staaten zu ihrer ehemaligen Kolonialherrin Großbritannien. Zu derselben Zeit, als sich in England der moderne Sport zu entwickeln und bald darauf weltweit zu verbreiten begann, fingen die USA an, selbst zu einem Zentrum des globalen Polit-, Wirtschafts- und Kultursystems zu werden. Insbesondere die selbstbewusste Abgrenzung und Konkurrenz zu England war ein wichtiger Teil dieser nationalen Entwicklung. Insofern war es nur konsequent, modernen Sport mit Hilfe des Kulturtransfers aus der alten Welt zwar aufzunehmen, dann aber rasch der eigenen Kultur anzupassen und so zu einem Mosaikstück der eigenen Identität werden zu lassen. Und auch wenn sich die Sportkulturen auf beiden Seiten des Atlantiks strukturell immer ähnlich waren und sind, blieben sie dennoch bis heute sichtlich getrennt.

Der erste Sport, der einen großen Anteil an der Identitätsfindung der Amerikaner hatte, war Baseball. Ebenso wie es später mit Football und Basketball der Fall sein sollte, gelang es Baseball, sich nach und nach über Klassengrenzen hinwegzusetzen und Teil eines gesamtamerikanischen Kulturraums zu werden. Vor allem auch die gezielte Inszenierung eines nationalen Gründungsmythos um den Sport herum hat hierbei einen weiteren entscheidenden Beitrag geleistet.

Was die *race*- und *gender* Diskurse angeht, sollte sich der in Bezug auf *class* dargelegte Diffusionsprozess weitaus langwieriger und schwerer gestalten. Hier ist es vor allem der Basketball, der nicht nur zu einer Verschmelzung afroamerikanischer Kultur mit dem amerikanischen *mainstream* führte, sondern in Form der Frauenliga WNBA auch zu einer, wenn auch längst nicht ausgereiften, Annäherung der Geschlechter im Sportraum der USA.

Basketball ist, neben Eishockey, außerdem der internationalste der großen amerikanischen Teamsportarten und bietet daher eine gewisse Chance, aufgrund von abnehmender US-Dominanz und aufkommenden Rivalitäten mit anderen Nationen, in Zukunft auch eine Bühne der Repräsentation amerikanischen Nationalismus im Sport zu werden. Die schmerzlichen Niederlagen der im Großen und Ganzen mit Topspielern besetzten US-Teams bei internationalen Turnieren in den letzten Jahren haben nicht nur die Verantwortlichen des amerikanischen Basketball aufmerksam gemacht, sondern auch das Potential der Verteidigung nationaler Stärke in der Fanbasis geweckt. Aus diesem Grund fristet der internationale Basketball nicht mehr ein solches Schattendasein in der amerikanischen Öffentlichkeit wie beispielsweise Baseball und Football. Im Gegenteil verfolgen mehr und mehr Fans der NBA inzwischen auch die internationalen Turniere und die weltweite Talentfülle hat sowohl die Aufmerksamkeit der amerikanischen Profiteams als auch der heimischen Medienlandschaft geweckt.

Die Folge der in der vorliegenden Arbeit beschriebenen Entwicklung im 20. Jahrhundert war und ist allerdings noch immer, dass es im amerikanischen Sportraum weitaus weniger Möglichkeiten gibt, die eigene nationale Stärke mit anderen Staaten zu messen. An diesem Punkt kommt die Olympiade ins Spiel.

Dieses globale Ritual internationalen Wettkampfs entstand ebenfalls noch in der Endphase der formativen Periode von Nationalsportarten und vor allem in einer Zeit, in der die USA erstmals als aggressiver außenpolitischer *global player* auf den Plan traten. Lange bevor Fußball in weiten Teilen der Welt ebenfalls eine prominente Rolle in Bezug auf nationalistischen Wettkampf einnahm, positionierten sich die Olympischen Spiele fast von ihrem Beginn an als Symbol von nationaler Identität und Stärke. Dies ist insbesondere in Bezug auf die USA – wie das frühe Beispiel von London 1908 zeigt – zutreffend und hat sich über den Verlauf des 20. Jahrhunderts noch erheblich verstärkt.

Sollte die amerikanische Herren-Fußballnationalmannschaft, um einen Vergleich mit dem zweiten *global player* des weltweiten Sportraums zu ziehen, in absehbarer Zukunft große internationale Erfolge feiern, kann Fußball theoretisch

den Olympischen Spielen diese Position streitig machen und alle vier Jahre der Welt die – auch sportliche – Überlegenheit der USA demonstrieren. Aber mindestens bis es soweit ist, wird der Fußball ein Außenseiter im amerikanischen Sportraum bleiben. Bis Fußball, falls überhaupt, eine zentralere Rolle in der Sportkultur der USA einnimmt, muss und wird Olympia im globalen Sportraum die bedeutendste symbolische und tatsächliche Bühne für die amerikanische Sportidentität und die Zurschaustellung des *american exceptionalism* beibehalten.

Der Kalte Krieg führte, wie anfänglich in Kapitel V dargestellt, zu einer weiteren Erhöhung der Symbolkraft der Olympischen Spiele im Land. Dennoch lautet aber die zweite These dieser Arbeit, dass sich die nationalistische Zurschaustellung amerikanischer Identität und damit verbundene Bedeutung der Spiele gerade nach dem Ende der Auseinandersetzung mit der UdSSR nochmals sichtlich verstärkt hat.

In der Zeit zwischen dem Zweiten Weltkrieg und den 1990er Jahren konnte man sich als Amerikaner im Großen und Ganzen als Teil, beziehungsweise Vorreiter, einer westlich-kapitalistischen Weltvorstellung identifizieren. Es gab eine relativ klare Vorstellung von Verbündeten, vor allem aber auch von Feinden. Aus dieser zwar gefährlichen, aber zumindest in einer gewissen Vereinfachung klaren geopolitischen Situation heraus entstand ein Gefühl von Identität, das in seinem Kern natürlich national war, allerdings auch beeinflusst von Verbundenheit zu Staaten mit einer ähnlichen Ideologie. Im Sport, also vor allem bei den Olympiaden, fand diese Identität ihren Ausdruck im direkten Zweikampf mit den Athleten aus der Sowjetunion und den anderen Ostblocknationen. Einer der zugleich sichtbarsten und symbolisch wertvollsten Höhepunkte dieser Auseinandersetzung war, wie dargelegt wurde, der Sieg des amerikanischen Eishockeyteams über die Sbornaja in Lake Placid 1980.

Mit dem relativ plötzlichen Wegfall dieses über mehr als 40 Jahre gehegten Feindbildes standen die USA und ihre Sportkultur zu Beginn der 1990er vor einem „Problem“; es ist nun einmal ein integraler Bestandteil von internationalem Sport, sich mit einem Gegner zu messen und, wenn möglich, die Oberhand zu behalten. In der Aufmerksamkeit der amerikanischen Öffentlichkeit hätten vor

allein die Olympischen Spiele als prominenteste Bühne internationalen Wettbewerbs nun in Bedeutungslosigkeit verfallen können, zumal sich die amerikanischen Sportfans in ihren vom Rest der Welt mehr oder weniger abgekapselten Sportraum hätten zurückziehen können. Dass dies nicht passierte, sondern die Begeisterung für die Spiele nicht nur ungebrochen, sondern sogar angestiegen ist, liegt daran, dass sie zur Quelle eines neuen, verstärkten Nationalgefühls wurden. In einer Welt, in der es den einen greifbaren Feind in Form eines Nationalstaats nicht mehr zu geben scheint, ist auch das Bild von Verbündeten weitaus weniger klar. Dieser Umstand führte somit zu einer Besinnung auf eigene, nationale Werte und Vorstellungen, die die Rolle und Bedeutung der USA in der Welt aufzeigen und stärken sollen. Besonders die Olympischen Spiele auf eigenem Boden boten, wie gezeigt, die Möglichkeit, *american exceptionalism* und den Anspruch amerikanischer Vormachtstellung in der Welt mit Hilfe des Sports zu demonstrieren. Dies geschah nicht nur auf einer sportlichen, von Athleten und Ausrichtern dargestellten Weise, sondern, wie in den Kapiteln über die einzelnen Spiele dargelegt, auch durch gezielte politische, (werbe-)wirtschaftliche und natürlich mediale Inszenierung und Instrumentalisierung.

Während Jesse Owens Rolle in Berlin 1936 als ein erster Prototyp einer Art amerikanischen Sportsoldaten gesehen werden kann, wurden Leichtathleten und Schwimmer während des Kalten Kriegs erstmals gezielt zu potenten Waffen im ideologischen Arsenal der USA hochstilisiert. Nach dem Zerfall der Sowjetunion haben sie diese Rolle nicht nur beibehalten, sondern müssen die Nation seither sogar gegen eine Vielzahl von Konkurrenten „verteidigen“. Im Gegensatz zu den Vertretern der großen Mannschaftssportarten in den USA, die in erster Linie mit einer Stadt, Region oder gar einem Unternehmen in Verbindung gebracht werden, erwecken die olympischen Athleten tatsächlich eine Art nationalen Stolz und das Gefühl amerikanischer Besonderheit und Überlegenheit im Vergleich mit dem Rest der Welt. Dazu nutzen sie, aber auch all die anderen Spieler des MSC und der politischen Elite, die den Olympischen Spielen in einzigartiger Weise innewohnende Symbolkraft der Präsentation nationaler Identität und Stärke. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass sich sowohl die globale wie auch

inneramerikanische Begeisterung für die Spiele in den Jahrzehnten nach dem Ende des Kalten Kriegs sogar noch verstärkt hat.

Die Olympischen Spiele während des Kalten Kriegs waren offensichtlich von Nationalismus geprägt. Allerdings weniger von dem chauvinistischen „Wir sind die Besten“-Nationalismus, den man heute bei Sportveranstaltungen oft beobachten kann, sondern von einem sehr politischen Nationalismus, bei dem es vor allem um politische Unabhängigkeit und Souveränität ging. Diese Verbindung zwischen Sport und Politik ist nach dem Ende des Kalten Kriegs eher zurückgegangen. Dafür ist gerade in den USA die chauvinistische Bedeutung stärker geworden, was sich beispielsweise in Form einseitiger Berichterstattung von Seiten der Medien als auch immer patriotischerer Selbstdarstellung von Seiten der Sportler äußert. Besonders die Fallbeispiele von den Spielen 1996 und 2002 haben diese Tendenz aufgezeigt.

Eine allgegenwärtige Frage im Zuge der Globalisierungsforschung lautet, ob sich in Folge dieser Entwicklung nationale Grenzen und Identitäten langsam in Auflösung, beziehungsweise Vermischung befinden. Abschließend lässt sich in Hinblick auf die in dieser Arbeit behandelten Ereignisse und Konzepte festhalten, dass die Globalisierung den im Sport inszenierten Nationalismus meiner Meinung nach nicht in entscheidendem Maße beeinflusst hat. Im Gegenteil führt eine politische und wirtschaftliche Verknüpfung von Staaten und die damit verbundene geopolitische Auflösung nationaler Identität offensichtlich eher dazu, dass Sport als Bühne von Nationalismus noch wichtiger, weil exklusiver, wird.

VIII. Literatur

Primärquellen:

Adler, Jerry und David Friendly. „Hometown Paper Makes Good“, in: *Newsweek*, 13. August, 1984.

Anderson, Dave. „Sports of The Times; Games Are Putting A Brand on Atlanta“, in: *The New York Times*, 19. Juli, 1996.

Arrillaga, Pauline. „Raise the curtain: 2002 Olympics ready for worldwide debut“, in: *Deseret News*, 08. Februar, 2002.

Axthelm, Pete. „L.A. Is as Good as Gold“, in: *Newsweek*, 13. August, 1984.

Bachmann, Rachel. „Behind the scenes, Portland Timbers build bridges with Latino fans“, in: *The Oregonian*, 05. Juni, 2011.

„Beijing Olympics most watched Games at 4.4 bn“, in: *The Economic Times*, 24. August, 2008.

Belson, Ken. „Soccer's Growth in the U.S. Seems Steady“, in: *The New York Times*, 23. Juli, 2010.

---. „Soccer Sets Portland Abuzz (a Chain Saw Helps)“, in: *The New York Times*, 23. Juni, 2011.

Berkow, Ira. „TV Sports; Commentators or Patriots?“, in: *The New York Times*, 03. August, 1984.

Bisher, Furman. „How Hollywood saved the Games“, in *The Atlanta Journal and Constitution*, 19. Juli, 1996.

Burr, Thomas. „Star-Spangled Fervor in Provo; Fans enjoy chance to root in person for Team USA“, in: *Salt Lake Tribune*, 15. Februar, 2002.

Butterfield, Fox. „Cooperstown? Hoboken? Try New York City“, in: *The New York Times*, 04. Oktober, 1990.

Brooks, Janet Rae. „Snub Brought a Caldron of Controversy; Offer to carry the torch not enough for Heiden“, in: *Salt Lake Tribune*, 23. Februar, 2002.

Brundage, Avery. „Keine gewaltsame Macht“. In: Zgoll-Wallburg, A. Louis (Hg.): *Hymne an den Sport*. Erschienen aus Anlass der Spiele der XX. Olympiade in München 1972, Frankfurt am Main: 1972.

---. „I must admit – Russian athletes are great!“, in: *Saturday Evening Post*, 30. April, 1955, 29. Siehe: Allen Guttman, „The Cold War and the Olympics“, in: *International Journal*, Vol. 43, No. 4, Sport in World Politics, Autumn, 1988.

Cekola, Anna. „'Bland' Winter Olympics Would Be Nice; How Are We Doing?“, in: *Salt Lake Tribune*, 08. Februar, 2002.

Clines, Francis X. „Reagan Delivers A Pep Talk“, in: *The New York Times*, 29. Juli, 1984.

Coleman, Arthur. „What is Football?“, in: *Daily Reveille*, 11. Oktober, 1961.

Corry, John. „TV Review; ABC's coverage of the Olympics“, in: *The New York Times*, 09. August, 1984.

Davidson, Lee. „How did Team USA improve?“, in: *Deseret News*, 25. Februar, 2002.

Earle, Joe. „Fernandez: 'My heart is in the U.S.' Pitcher chooses patriotism over Puerto Rico“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 19. Juli, 1996.

Eskenazi, Gerald. „U.S. Defeats Soviet Squad In Olympic Hockey by 4–3“, in: *The New York Times*. 23. Februar, 1980.

Fimrite, Ron. „The Olympic crisis“, in: *Sports Illustrated*, 52, 04. Februar, 1980.

„Games' all-American show helps bring nation together“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 04. August, 1996.

Halicks, Richard. „Nations“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 22. Juli, 1996.

Hannah-Jones, Nikole. „In Portland's heart, 2010 Census shows diversity dwindling“, in: *The Oregonian*, 30. April, 2011.

Hendrick, Bill. „'Kinship' pulling throngs to park“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 01. August, 1996.

Hummer, Steve. „Bama fans find a new kind of football that's a kick“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 21. Juli, 1996

„IOC's gold-medal performance“, in: *Deseret News*, 16. Februar, 2002.

Jarvik, Elaine. „Let the Games begin“, in: *Deseret News*, 08. Februar, 2002.

Jenkins, Chris. „They're just the Games; Let's remember, and not compare“, in: *San Diego Union-Tribune*, 13. August, 1984.

Karp, Hannah. „The Great Hipster Soccer Showdown“, in: *The Wall Street Journal*, 13. Mai, 2011.

Kirby, Robert. „A Face-Off on the Home Front“, in: *Salt Lake Tribune*, 25. Februar, 2002.

Klobuchar, Jim. „Games evolve from fist to flag“, in: *Deseret News*, 08. Februar, 2002.

Krauthammer, Charles. „Let's be diplomatic and give Russians the gold“, in: *Deseret News*, 22. Februar, 2002.

Leerhsen, Charles et al. „Gold Rush“, in: *Newsweek*, 13. August, 1984.

Lindsey, Robert. „A Surge of Pride, Patriotism“, in: *The New York Times*, 30. Juli, 1984.

Longman, Jere. „U.S. Taken With World Cup, But What About Pro Soccer?“, in: *The New York Times*, 19. Juli, 1994.

---. „This Time, Games Go On Without Delay“, in: *The New York Times*, 28. Juli, 1996.

„Olympians awed by opening ceremonies“, in *Deseret News*, 10. Februar, 2002.

„Opening ceremonies inspire“, in: *Deseret News*, 09. Februar, 2002.

Pennington, Bill et al. „2002 Games: Riveting Sport and an Angry Backlash“, *The New York Times*, 24. Februar, 2002.

„Schwarzkopf's Strategy“, in: *The Los Angeles Times*, 28. Februar, 1991.

Shales, Tom. „Tears, Triumphs And Talking Up The Home Team“, in: *The Washington Post*, 04. August, 1984.

Shelledy, James E. „Letter from the Editor“, in: *Salt Lake Tribune*, 17. Februar, 2002.

Simon, William E. „Olympics for the Olympians“, in: *The New York Times*, 29. Juli, 1984.

Smith, Christopher. „Utah Sighs Relief; Lavish, if safe, show a plus for state's image; Utah Image Faring Well Around Globe“, in *Salt Lake Tribune*, 10. Februar, 2002.

Snyder, Brady und Angie Welling. „Crowd wowed by spectacle for most part“, in: *Deseret News*, 09. Februar, 2002.

Spalding, Albert G. *America's National Game*. Lincoln: University of Nebraska Press, 1992. (Originally published: New York: American Sports Pub. Co., 1911.)

„The Baseball Season“, in: *The New York Times*, 03. Mai, 1886.

„The decision: no go to Moscow“, in: *The New York Times*, 21. April, 1980.

„The Last Non-Olympics“, in: *The New York Times*, 29. Juli, 1984.

Toomer, Jennifer. „U.S. flag-waving startles visiting Swedish students“, in: *Deseret News*, 23. Februar, 2002.

Turner, Melissa. „For most Americans, no amount of commercialism and promotion can take away the splendor and sentiment of the Olympic Games. The Olympic athletes represent the realization of dreams of a lifetime“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 19. Juli, 1996.

Vecsey, George. „China’s Moment: Referendum on a Nation“, in: *The New York Times*, 04. August, 2008.

Visser, D. „IOC Chief Satisfied with Salt Lake Security“, in: *The Globe and Mail*, 28. Oktober, 2001.

Waters, Harry F. „Red, White and Blue TV“, in: *Newsweek*, 13. August, 1984.

Weinreich, Jens. „138 Millionen Franken Schmiergeld“, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 25. November, 2008.

Wharton, Tom. „Patriotism Echoes In the Voices of Americans' Dissent“, in: *Salt Lake Tribune*, 16. Februar, 2002.

---. „Two Weeks Brought Out The Best in Us“, in: *Salt Lake Tribune*, 23. Februar, 2002.

Whittaker, Celeste E. „Record crowd does the (flag) wave for U.S.“, in: *The Atlanta Journal and Constitution*, 26. Juli, 1996.

Internetquellen:

American Broadcasting Company. <http://abc.go.com/> (Zugriff: 22. Februar 2010).

Basketball-Reference. „1997-98 Chicago Bulls Roster and Statistics“, *Basketball-Reference.com*. <http://www.basketballreference.com/teams/CHI/1998.html> (Zugriff: 11. Mai, 2011).

Carlisle, Jeff. „MLS's old-fashioned derby“, *ESPN.com*.
http://espn.go.com/sports/soccer/news/_/columnist/carlisle_jeff/id/6526003/portland-vs-seattle-old-fashion-derby-soccer (Zugriff: 26. Mai, 2011).

Cohen, Rachel. „Klinsmann introduced as new US soccer coach“, *The Associated Press*, 01. August 2011.
http://hosted.ap.org/dynamic/stories/S/SOC_US_KLINSMANN?SITE=M AFIT&SECTION=HOME&TEMPLATE=DEFAULT (Zugriff: 03. August, 2011).

- DeVoss, David A. „Ping-Pong Diplomacy“, *Smithsonian Magazine*.
<http://www.smithsonianmag.com/history-archaeology/pingpong.html>
(Zugriff: 17. Juni, 2011).
- Fentress, Aaron. „Spring brings nostalgic feelings regarding the loss of the Portland Beavers“, *OregonLive.com*, 24. April 2011.
http://www.oregonlive.com/mlb/index.ssf/2011/04/april_brings_nostalgic_feeling.html (Zugriff: 29. April, 2011).
- FIBA. www.fiba.com (Zugriff: 11. Mai, 2011).
- Gallup: What is your favourite Sport to watch? „Football Remains Runaway Leader as Favorite Sport“, *Gallup Poll*.
<http://www.gallup.com/poll/113503/Football-Remains-Runaway-Leader-Favorite-Sport.aspx> (Zugriff: 29. April, 2011).
- History of Basketball. <http://www.history-of-basketball.com/history.htm> (Zugriff: 04. Mai, 2011).
- Internationales Olympisches Komitee. <http://www.olympic.org/> (Zugriff: 30. Juni, 2009).
- Isley, Keith. „Really? Is Baseball Less Popular?“, *The Hardball Times*, 18. August, 2006.
<http://www.hardballtimes.com/main/article/really-is-baseball-less-popular/>
(Zugriff: 29. April, 2011).
- „Medaillenspiegel“, *peking.ard.de*.
<http://ard.ndr.de/peking2008/ergebnisse/medaillenspiegel/medaillenspiegel100.html> (Zugriff: 11. August, 2011).
- Moore, Kenny. „Cure For An Olympian Headache“, *SI.com*,
<http://sportsillustrated.cnn.com/vault/article/magazine/MAG1091958/1/index.htm> (Zugriff: 09. März, 2012).
- Moreland, Jennifer. „Olympics and Television“.
<http://www.museum.tv/eotvsection.php?entrycode=olympicsand> (Zugriff: 19. Januar, 2011).
- National Basketball Association. „Season opens with record 84 international players“, *NBA.com*. <http://www.nba.com/news/2010-11-international-players/index.html> (Zugriff: 11. Mai, 2011).
- National Broadcasting Company. <http://www.nbc.com/> (Zugriff: 22. Februar, 2010).
- „NHL Nationality Breakdown from 1917-18 to 2010-11“, *Quanthockey*.
http://www.quanthockey.com/TS/TS_PlayerNationalities.php (Zugriff: 19. Mai, 2011).

NPR. *Full Text of Eric Rudolph's Confession*.

<http://www.npr.org/templates/story/story.php?storyId=4600480>. (Zugriff: 18. Januar, 2011).

„Our History – A Tale of Two Brothers“, *Widmer Brothers Brewing Company*.

<http://widmerbrothers.com/history/> (Zugriff: 30. August, 2011).

Schaerlaeckens, Leander. „Move over, soccer moms“, *ESPN.com*, 22. September 2011. http://espn.go.com/sports/soccer/news/_id/6992816/major-league-soccer-move-soccer-moms-league-hard-core-fan-groups-here-stay (Zugriff: 26. September, 2011).

Stade, Helen und Björn Zimprich. „Premiere für Südsudans Nationalmannschaft – Fußballfest auch ohne Blatter“, *Spiegel Online*, 11. Juli, 2011. <http://www.spiegel.de/sport/fussball/0,1518,773670,00.html> (Zugriff: 12. Juli, 2011).

The Nielsen Company. „Beijing Olympics Opening Ceremony: Over 2 Billion Viewers Tune In“.

http://enus.nielsen.com/content/nielsen/en_us/news/news_releases/2008/august/beijing_olympics_opening.html (Zugriff: 25. Oktober, 2010).

---. http://blog.nielsen.com/nielsenwire/media_entertainment/2004-athens-olympics-us-primetime-historical-ratings/ (Zugriff: 25. Oktober, 2010).

---. „Olympics Advertising Rates Up 40% In Last Decade“, *Nielsen Wire*. http://blog.nielsen.com/nielsenwire/media_entertainment/olympics-advertising-rates-up-40-in-last-decade/ (Zugriff: 20. Juni, 2011).

„Truman Doctrine (1947)“, *ourdocuments.org*.

<http://www.ourdocuments.gov/doc.php?flash=true&doc=81> (Zugriff: 17. Juni, 2011).

Video- und Bildmaterial:

„1996 Olympic Gymnast Barbie Commercial“.

<http://www.youtube.com/watch?v=WSMo037toRQ> (Zugriff: 15. Juni, 2011).

„1996 Atlanta Olympics Ad Breaks - Vol. 2“.

<http://www.youtube.com/watch?v=YXtej20tep8&feature=related> (Zugriff: 15. Juni, 2011).

„1996 Atlanta Olympics Ad Breaks - Vol. 4“.

<http://www.youtube.com/watch?v=3y2k7d7dJoE&feature=related> (Zugriff: 15. Juni, 2011).

„1984 ads part 7“. <http://www.youtube.com/watch?v=rxQNAkYqKV8> (Zugriff: 08. August, 2011).

- „80's Commercials Vol. 25“. <http://www.youtube.com/watch?v=UQsX2skMQg> (Zugriff: 08. August, 2011).
- „America's Games – The Greatest Moments Of The 1996 Centennial Olympic Games“, *National Broadcasting Company Inc.*, 1996.
- „AT&T Commercial, 2002“.
<http://www.youtube.com/watch?v=DW9E0T1rJA8&NR=1> (Zugriff: 31. August, 2011).
- „GE Commercial, 2002“.
<http://www.youtube.com/watch?v=NOsPydFczTk> (Zugriff: 31. August, 2011).
- „Kerri Strug - Visa Commercial Olympics 1996“.
<http://www.youtube.com/watch?v=fVb7LTA4Sts> (Zugriff: 15. Juni, 2011).
- „McDonalds 1996 Olympics Commercial“.
<http://www.youtube.com/watch?v=CPYcq-yj7SI> (Zugriff: 15. Juni, 2011).
- „Mikeyb AT&T Speedskating Commercial“.
<http://www.youtube.com/watch?v=n9HgZpYWqPo> (Zugriff: 31. August, 2011).
- „Monster - Fit Guy commercial“.
<http://www.youtube.com/watch?v=nsIRt4hCMFI> (Zugriff: 31. August, 2011).
- „Nike Move Commercial, Best Audio (2002 Winter Olympics)“.
<http://www.youtube.com/watch?v=G4Yn9eWgNmk> (Zugriff: 31. August, 2011).
- „Salt Lake City Opening Ceremonies - Intro“.
<http://www.youtube.com/watch?v=Pyt0MI8OSdQ> (Zugriff: 12. Juli, 2011).
- „Salt Lake 2002: Opening Ceremony, Part 2“.
<http://www.youtube.com/watch?v=TtwyLPyeXME&feature=related> (Zugriff: 11. Juli, 2011).
- „Salt Lake 2002: Opening Ceremony, Part 7“.
<http://www.youtube.com/watch?v=6xhNnDmL9IU&feature=related> (Zugriff: 12. Juli, 2011).
- „The 1984 Summer Olympic Highlights“, *American Broadcasting Companies Inc.*, 1984.
- „The 2002 Olympic Winter Games“, *National Broadcasting Company Inc.*, 2002.
- „The Colbert Report“. Season 06, Episode 24, 11. Februar, 2010.

Sekundärliteratur:

Alkemeyer, Thomas und Alfred Richartzu. „The Olympic Games: From Ceremony to Show“, in: *Olympika – The International Journal of Olympic Studies*, Vol. 2 (1993), 79-89.

Anderson, Benedict. *Imagined Communities – Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. Thetford: Thetford Press Limited, 1983.

Andrews, David L., Jaime Schultz und Michael L. Silk. „The Olympics and Terrorism“. in: Alan Bairner und Gyozo Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics – A Survey*. London: Routledge, 2010, 81-91.

Atkinson, Michael und Kevin Young. „Terror Games: Media Treatment of Security Issues at the 2002 Winter Olympic Games“, in: *Olympika: The International Journal of Olympic Studies*, Volume XI (2002), 53-78.

Arnold, Sabine, Christian Fuhrmeister und Dietmar Schiller. *Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert: Zur Sinnlichkeit der Macht*. Wien: Böhlau, 1998.

Bale, John. „Stadien als Grenzen und Überwachungsräume“, in: Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Georg Spitaler, Michael Zinganel (Hg.), *Das Stadion – Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Wien: Turia und Kant, 2005, 31-48.

Bairner, Alan. *Sport, Nationalism, and Globalization – European and North American Perspectives*. Albany: State University of New York Press, 2001.

Bairner, Alan und Gyozo Molnar (Hg.). *The Politics of the Olympics – A Survey*. London: Routledge, 2010.

Barker, Philip. „The Anthem – Olympism’s Oldest Symbol“, in: *Journal of Olympic History*, Vol. 12, No. 2 (Mai 2004).

Barney, Robert K. „A Research Note on the Origins of the Olympic Victory Podium“. Presented at: *Global and Cultural Critique: Problematizing the Olympic Games: Fourth International Symposium for Olympic Research*. Oktober, 1998.

Barney, Robert K., Stephen R. Wenn und Scott G. Martyn. „Family Feud: Olympic Revenue and IOC / USOC Relations“, in: *Olympika: The International Journal of Olympic Studies*, Vol. IX (2000), 49-90.

Batchelor, Bob (Hg.). *Basketball in America – From the Playgrounds to Jordan’s Game and Beyond*. New York: The Haworth Press, 2005.

- Beamish, Rob. „The politics of performance enhancement in the Olympic Games“, in: Alan Bairner und Gyozo Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics – A Survey*. London: Routledge, 2010, 58-68.
- Bloom, John und Michael Nevin Willard (Hg.). *Sports Matters – Race, Recreation, and Culture*. New York: New York University Press, 2002.
- Borish, Linda J. „Catharine Beecher and Thomas W. Higginson on the Need for Physical Fitness“, in: Steven A. Riess, *Major Problems in American Sport History*. Boston: Houghton Mifflin Company, 1997.
- Bothwell, Robert. *Canada and the United States: The Politics of Partnership*. Toronto: University of Toronto Press, 1992.
- Brewster, Claire und Keith. „Mexico City 1968: Sombreros and Skyscrapers“, in: Alan Tomlinson und Christopher Young (Hg.), *National Identity and Global Sports Events – Culture, Politics, and Spectacle in the Olympics and the Football World Cup*. Albany: State University of New York Press, 2006, 99-116.
- Brichford, Maynard. „Avery Brundage and American Nationalism at the Olympic Games“, in: *Sixth International Symposium for Olympic Research*, 223-226.
- Bringazi, Friedrich. *Robert Musil und die Mythen der Nation – Nationalismus als Ausdruck subjektiver Identitätsdefekte*. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH, 1998.
- Brookes, William Penny. In: „The Shrewsbury Chronicle and Shropshire and Montgomeryshire Times“, 19. Oktober, 1877, Minute Book 2, 14, in: Christopher Hill, *Olympic Politics*. Manchester: Manchester University Press, 1992.
- Burstyn, Varda. „The Politics of Globalization, Ideology, Gender and Olympic Sport“. Presented at: *Global and Cultural Critique: Problematizing the Olympic Games: Fourth International Symposium for Olympic Research*. Oktober, 1998.
- Butterworth, Michael L. „Do You Believe in Nationalism? – American Patriotism in Miracle“, in: Hundley, Heather L. und Andrew C. Billings (Hg.). *Examining Identity in Sports Media*. Los Angeles: Sage Publications, Inc., 2010, 133-52.
- Caponi-Tabery, Gena. „Jump for Joy – Jump Blues, Dance, and Basketball in 1930s African America“, in: John Bloom und Michael Nevin Willard (Hg.), *Sports Matters – Race, Recreation, and Culture*. New York: New York University Press, 2002, 39-74.
- Connor, Walker. „A Nation is a Nation, is a State, is an Ethnic Group, is a ...“, in: *Ethnic and Racial Studies*, 1 (Oktober 1978), 377-400.

- Crawford, Russ. *The Use of Sports to Promote The American Way of Life During the Cold War – Cultural Propaganda, 1945-1963*. Lewiston: The Edwin Mellen Press, 2008.
- Daalman, Angela. *Fußball und Nationalismus – Erscheinungsformen in Presse- und Fernsehberichten in der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika am Beispiel der Fußball-Weltmeisterschaft 1994*. Berlin: Verlagsgesellschaft Tischler GmbH, 1999.
- Davis, Davis. „Marvin, Marvin“, in: Bob Batchelor (Hg.), *Basketball in America – From the Playgrounds to Jordan’s Game and Beyond*. New York: The Haworth Press, 2005.
- Dekker, Henk. „Nationalism and Its Explanations“, in: *Political Psychology*, Vol. 24, No. 2, Special Issue: National Identity in Europe (Juni, 2003), 345-76.
- Diamant, Neil. „‘China Bashing’ at The Olympic Games: Why the Cold War Continues in Sports Journalism“. Zusammenfassung eines Berichts von Susan Brownell, *Shorenstein Reports on Contemporary East Asia*, Number 9, October 1996.
- Dyreson, Mark. *Crafting Patriotism for Global Dominance – America at the Olympics*. London: Routledge, 2009.
- Edelman, Murray. *Politik als Ritual – Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns*. Frankfurt: Campus Verlag, 1990.
- Edwards, Harry. „Sportpolitics: Los Angeles 1984 – the Olympic Tradition Continues“, in: *Sociology of Sport Journal*, 1 (1984).
- Engle, Sam Marie. „The Olympic Legacy in Atlanta“, in: *University of New South Wales Law Journal*, 1999.
- Espagne, Michel. „Der theoretische Stand der Kulturtransferforschung“, in: Wolfgang Schmale (Hg.). *Kulturtransfer*. Innsbruck: Studienverlag, 2003.
- Fiebig-von Hase, Ragnhild. „Theodore Roosevelt“, in: Jürgen Heideking (Hg.), *Die amerikanischen Präsidenten*. München: C.H. Beck Verlag, 2002, 254-69.
- Fraser Light, Jonathan. *The Cultural Encyclopedia of Baseball*. Jefferson: McFarland & Company, 2005.
- Friederici, Markus R., H.-D. Horch und Manfred Schubert (Hg.). *Sport, Wissenschaft und Gesellschaft*. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann, 2002.
- Gems, Gerald. *The Athletic Crusade – Sport and American Cultural Imperialism*. Lincoln: University of Nebraska Press, 2006.

Giatsis, Sotiris et al. „Sport and the Olympic Games in the Global Post-Cold War Era (1989 – Nowadays)“, in: *Journal of Olympic History*, Vol. 12 (Mai 2004), 35-45.

Gienow-Hecht, Jessica. „Cultural Transfer“, in: Michael J. Hogan and Thomas G. Paterson, (Hg.), *Explaining the History of American Foreign Relations*. Cambridge: Cambridge University Press, 1991, 257-78.

Guenter, Scot M. *The American Flag, 1777-1924: Cultural Shifts from Creation to Codification*. Cranbury: Associated University Presses, 1990.

Guttman, Allen. *From Ritual to Record – The Nature of Modern Sports*. New York: Columbia University Press, 1978.

---. *A Whole New Ballgame – An Interpretation of American Sports*. Chapel Hill and London: The University of North Carolina Press, 1988.

---. „The Cold War and the Olympics“, in: *International Journal*, Vol. 43, No. 4, Sport in World Politics, Autumn (1988).

---. *Games & Empires – Modern Sports and Cultural Imperialism*. New York: Columbia University Press, 1994.

---. *The Olympics – A History of the Modern Games*. Champaign: University of Illinois Press, 2002.

---. *Sports – The First Five Millennia*. Amherst: University of Massachusetts Press, 2004.

Haag, Herbert. *Einführung in das Studium der Sportwissenschaft*. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann, 1991.

---. „Zum Selbstverständnis der Sportsoziologie und Sportökonomie als Theoriefelder der Sportwissenschaft“, in: Markus R. Friederici, H.-D. Horch und Manfred Schubert, (Hg.), *Sport, Wirtschaft und Gesellschaft*. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann, 2002, 131-43.

Hadas, Miklós. „The Olympics and the Cold War: An Eastern European perspective“, in: Alan Bairner und Gyozo Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics – A Survey*. London: Routledge, 2010, 106-16.

Hardy, Stephen. „Urbanization and the Rise of Sport“, in: Steven A. Riess (Hg.), *Major Problems in American Sport History*. Boston: Houghton Mifflin Company, 1997, 15-19.

Hartmann, Hauke. *Die Menschenrechtspolitik unter Präsident Carter – Moralische Ansprüche, strategische Interessen und der Fall El Salvador*. Frankfurt: Campus Verlag, 2004.

Hazan, Baruch. *Olympic Sports and Propaganda Games: Moscow 1980*. London: Transaction Books, 1982.

- Heideking, Jürgen (Hg.). *Die amerikanischen Präsidenten*. München: C.H. Beck Verlag, 2002.
- Heideking, Jürgen und Christof Mauch. *Geschichte der USA*. Tübingen und Basel: Francke Verlag, 4. Auflage, 2006. (1. Auflage: 1996).
- Higgs, Robert J. *God in the Stadium – Sports and Religion in America*. Lexington: The University of Kentucky Press, 1995.
- Hill, Christopher. *Olympic Politics*. Manchester: Manchester University Press, 1992.
- Hill, Jeffrey. „Sport and Politics“, in: *Journal of Contemporary History*, Vol. 38, No. 3 (Juli, 2003), 355-361.
- . *Sport in History – An Introduction*. London: Palgrave Macmillan, 2011.
- Hobsbawm, Eric. *Nations and Nationalism since 1780 – Programme, Myth, Reality*. Cambridge: Cambridge University Press, 1991.
- Hogan, Michael J. und Thomas G. Paterson (Hg.). *Explaining the History of American Foreign Relations*. Cambridge: Cambridge University Press, 1991.
- Hundley, Heather L. und Andrew C. Billings (Hg.). *Examining Identity in Sports Media*. Los Angeles: Sage Publications, Inc., 2010.
- Hunt, Thomas M. „Sport, Drugs, and the Cold War – The Conundrum of Olympic Doping Policy, 1970-1979“, in: *Olympika: The International Journal of Sports Studies*, Vol. XVI (2007), 19-42.
- Hutchinson, John und Anthony D. Smith (Hg.). *Nationalism*. Oxford: Oxford University Press, 1994.
- Jefferson Lenskyj, Helen. „Olympic power, Olympic politics: Behind the scenes“, in: Alan Bairner und Gyoza Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics – A Survey*. London: Routledge, 2010, 15-26.
- Kemper, Kurt Edward. *College Football and the American Culture in the Cold War Era*. Urbana: University of Illinois Press, 2009.
- Kennett, Christopher und Miquel de Moragas. „Barcelona 1992 – Evaluating the Olympic Legacy“, in: Alan Tomlinson und Christopher Young (Hg.), *National Identity and Global Sports Events – Culture, Politics, and Spectacle in the Olympics and the Football World Cup*. Albany: State University of New York Press, 2006, 177-95.
- Kirsch, George B. *Baseball in Blue & Gray – The National Pastime during the Civil War*. Princeton and Oxford: Princeton University Press, 2003.

- Kratzmüller, Bettina. „Quae beneficia e medio stadio Isthmorum die sua ipse voce pronuntiavit – Stadion und Politik in der Antike“, in: Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Georg Spitaler, Michael Zinganel (Hg.), *Das Stadion – Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Wien: Turia und Kant, 2005, 91-126.
- Kratzmüller, Bettina et al. (Hg.). *Sport and the Construction of Identities – Proceedings of the XIth International CESH-Congress*. Wien: Turia + Kant, 2007.
- Lee, Jung Won. „The Olympics in the post-Soviet era: The case of the two Koreas“, in: Alan Bairner und Gyozo Molnar (Hg.), *The Politics of the Olympics*. London: Routledge, 2010, 117-28.
- Levine, Peter. „Basketball and the Jewish-American Community, 1920s – 1930s“, in: Steven A. Riess (Hg.), *Major Problems in American Sport History*. Boston: Houghton Mifflin Company, 1997, 299-308.
- Mackenzie, Michael. „From Athens to Berlin: The 1936 Olympics and Leni Riefenstahl’s *Olympia*“, in: *Critical Inquiry* (Vol. 29, No. 2, Winter 2003), 302-36.
- Maguire, Joseph. *Global Sport – Identities, Societies, Civilizations*. Cambridge: Polity Press, 1999.
- Maguire, Joseph, Grant Jarvie, Louise Mansfield und Joe Bradley (Hg.). *Sport Worlds – A Sociological Perspective*. Champaign: Human Kinetics, 2002.
- Mallon, Bill und Ian Buchanan. *The 1908 Olympic Games – Results for All Competitors in All Events, with Commentary*. Jefferson: McFarland & Company, Inc., 2000.
- Mandell, Richard D. *The Nazi Olympics*, New York: The Macmillan Company, 1971.
- Markovitz, Andrei S. und Steven L. Hellerman. *Im Abseits – Fußball in der amerikanischen Sportkultur*. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlag, 2002.
- Markovitz, Andrei S. und Lars Rehmann. *Querpass – Sport und Politik in Europa und den USA*. Göttingen: Verlag Die Werkstatt GmbH, 2007.
- . *Gaming the World – How Sports are Reshaping Global Politics and Culture*. Princeton: Princeton University Press, 2010.
- Marschik, Matthias. „Sport und Sportgeschichte, Identitäten und populäre / populäre Kulturen“, in: Kratzmüller, Bettina et al. (Hg.), *Sport and the Construction of Identities – Proceedings of the XIth International CESH-Congress*. Wien: Turia + Kant, 2007, 104-16.

- Marschik, Matthias, Rudolf Müllner, Georg Spitaler und Michael Zinganel (Hg.). *Das Stadion – Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Wien: Turia und Kant, 2005.
- Martin, Brian. „Ten reasons to oppose all Olympic Games“, in: *Freedom*, Vol. 57, No. 15, 3. August, 1996.
- Martin, Matthew C. „The Globalization of Soccer: A Look at the Growth of the World's Game and Its Current Condition in the United States“. Presented to the *Conference on Globalization and Sport in Historical Context*. University of California, San Diego, March 2005.
- Marvin, Carolyn. „Avery Brundage and American Participation in the 1936 Olympic Games“, in: *Journal of American Studies* (Vol. 16, No. 1, Apr., 1982), 81-105.
- Matthews, George R. „The Controversial Olympic Games of 1908 As Viewed by the *New York Times* and the *Times* of London“, in: *Journal of Sport History*, Vol.7, No.2 (Summer, 1980), 40/41.
- McMasters, Kelly. „Nike and Popular Culture“, in: Bob Batchelor, *Basketball in America – From the Playgrounds to Jordan's Game and Beyond*, New York: The Haworth Press, 2005, 47-59.
- Morgan, William J. „Cosmopolitanism, Olympism, and Nationalism: A Critical Interpretation of Coubertin's Ideal of International Sporting Life“, in: *Olympika – The International Journal of Olympic Studies*, Vol. IV, 1995, 79-92.
- Morris, Willie. *The Courting of Marcus Dupree*. New York: Dell, 1983.
- Oriard, Michael. *Reading Football – How the Popular Press Created an American Spectacle*. Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 1993.
- . *King Football – Sport and Spectacle in the Golden Age of Radio & Newsreels, Movies & Magazines, the Weekly & the Daily Press*. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2001.
- Petermandl, Werner. „Geht ihr aber ins Stadion ... - Ein althistorischer Blick auf das Sportpublikum wie es war, wie es ist und wie es immer sein wird“, in: Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Georg Spitaler, Michael Zinganel (Hg.), *Das Stadion – Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Wien: Turia und Kant, 2005, 127-152.
- Pound, Richard W. *Inside the Olympics – A Behind-The-Scenes Look at the Politics, the Scandals, and the Glory of the Games*. Toronto: Wiley & Sons Canada Ltd., 2004.

- Putney, Clifford. *Muscular Christianity – Manhood and Sports in Protestant America, 1880-1920*. Cambridge, Massachusetts, and London: Harvard University Press, 2001.
- Pope, Steven W. „Playing Fields, Battlefields, and the American Military Sporting Experience, 1890-1920“, in: *The Journal of Military History*, Vol. 59, No. 3, (Juli, 1995), 435-456.
- . „Negotiating the ‘Folk Highway’ of the Nation: Sport, Public Culture and American Identity, 1870-1940“, in: *Journal of Social History*, Vol. 27, No. 2, (Winter, 1993), 327-340.
- . *Patriotic Games – Sporting Traditions in the American Imagination, 1876-1926*. New York: Oxford University Press, 1997.
- Reich, Kenneth. *Making it Happen: Peter Ueberroth and the 1984 Olympics*. Santa Barbara: Capra Press, 1986.
- Riordan, James. *Sport in Soviet Society*. Cambridge: Cambridge University Press, 1977.
- . *Soviet Sport*. Oxford: Basil Blackwell, 1980.
- Riess, Steven A. *Touching Base – Professional Baseball and American Culture in the Progressive Era*. Urbana: University of Illinois Press, 1999.
- Riess, Steven A. (Hg.). *Major Problems in American Sport History*. Boston: Houghton Mifflin Company, 1997.
- Roberts, Randy und James Olson. „The Impact of Roone Arledge on Televised Sports“, in: Steven A. Riess (Hg.), *Major Problems in American Sport History*. Boston: Houghton Mifflin Company, 1997, 417-25.
- Rutmanis, Renada. „Foreign Players and the Globalization of Basketball“, in: Bob Batchelor, *Basketball in America – From the Playgrounds to Jordan’s Game and Beyond*. New York: The Haworth Press, 2005, 165-74.
- Ryan, Patrick J. „A Case Study in the Cultural Origins of Superpower: Liberal Individualism, American Nationalism, and the Rise of High School Life, a Study of Cleveland’s Central and East Technical High Schools, 1890-1918“, in: *History of Education Quarterly* (Vol. 45, No. 1, Spring, 2005), 66-95.
- Sarantakes, Nicholas Evan. *Dropping the Torch – Jimmy Carter, The Olympic Boycott, and The Cold War*. New York: Cambridge University Press, 2011.
- Schaap, Jeremy. *Triumph – The Untold Story of Jesse Owens and Hitler’s Olympics*. Boston: Houghton Mifflin Company, 2007.

- Scharenberg, Swantje. „Nachdenken über die Wechselwirkung von Architektur und Wohlbefinden. Das Olympiastadion in München, ein politischer Versammlungsort“, in: Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Georg Spitaler, Michael Zinganel (Hg.), *Das Stadion – Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Wien: Turia und Kant, 2005, 153-74.
- Schellhaaß, Horst M. „Können Nationalmannschaften im ökonomisierten Sport überleben?“, in: Markus R. Friederici, H.-D. Horch und Manfred Schubert (Hg.), *Sport, Wirtschaft und Gesellschaft*. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann, 2002, 203-14.
- Schmale, Wolfgang (Hg.). *Kulturtransfer*. Innsbruck: Studienverlag, 2003.
- Shaikin, Bill. *Sport and Politics – The Olympics and the Los Angeles Games*. New York: Praeger, 1988.
- Silk, Michael L, David L. Andrews und C.L. Cole (Hg.). *Sport and Corporate Nationalisms*. Oxford: Berg, 2005.
- Sloterdijk, Peter. „Spähren“ (Band III, Schäume, 2004), in: Jan Tabor, „Olé – Architektur der Erwartung“, in: Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Georg Spitaler, Michael Zinganel (Hg.), *Das Stadion – Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Wien: Turia und Kant, 2005, 49-90.
- Soares Jr., John A. „The Semi-Final That Wasn't: When the USA Stunned the USSR at Lake Placid“, in: *Olympika: The International Journal of Sports Studies*. Volume XVI, 2007, 93-97.
- . „Cold War, Hot Ice: International Ice Hockey, 1947-1980“, in: *Journal of Sport History*, Volume 34, Number 2, Summer 2007, 207-30.
- Strenk, Andrew. „What Price Victory? The World of International Sports and Politics“. *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, Vol. 445, Contemporary Issues in Sport (Sep., 1979), 128-140.
- Stuckey, Mary E. *Jimmy Carter, Human Rights, and the National Agenda*. College Station: Texas A&M University Press, 2008.
- Szymanski, Stefan und Andrew Zimbalist. *National Pastime – How Americans Play Baseball and the Rest of the World Plays Soccer*. Washington: Brookings Institution Press, 2005.
- Tabor, Jan. „Olé – Architektur der Erwartung“, in: Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Georg Spitaler, Michael Zinganel (Hg.), *Das Stadion – Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Wien: Turia und Kant, 2005, 49-90.
- Tomlinson, Alan und Christopher Young (Hg.). *National Identity and Global Sports Events – Culture, Politics, and Spectacle in the Olympics and the Football World Cup*. Albany: State University of New York Press, 2006.

Wenner, L. (Hg.). *Media, sport and society*. London: Sage, 1989.

---. *MediaSport*. London: Routledge & Kegan Paul, 1998.

Wooldridge, Ian. *Sport in the 80's: a Personal View*. London: Centurion, 1989.

Wushanley, Ying. „Waltzing on Ice: Lake Placid, the Carter Doctrine, and China's Return to the Olympics“, in: *Pathways: Critiques and Discourse in Olympic Research – Ninth International Symposium for Olympic Research*, Peking (2008).

Yarbrough, C. Richard. *And They Call Them Games – An Inside View of the 1996 Olympics*. Macon: Mercer University Press, 2000.

Young, Christopher. „Berlin 1936“, in: Alan Bairner und Gyozo Molnar (Hg.). *The Politics of the Olympics – A Survey*. London: Routledge, 2010, 93-105.

Zgoll-Wallburg, A. Louis (Hg.). *Hymne an den Sport*. Erschienen aus Anlass der Spiele der XX: Olympiade in München 1972, Frankfurt am Main: 1972.

Zingg, Paul J. „Diamond in the Rough: Baseball and the Study of American Sports History“, in: *The History Teacher*, Vol. 19, No.3, (Mai 1986), 385-403.